



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

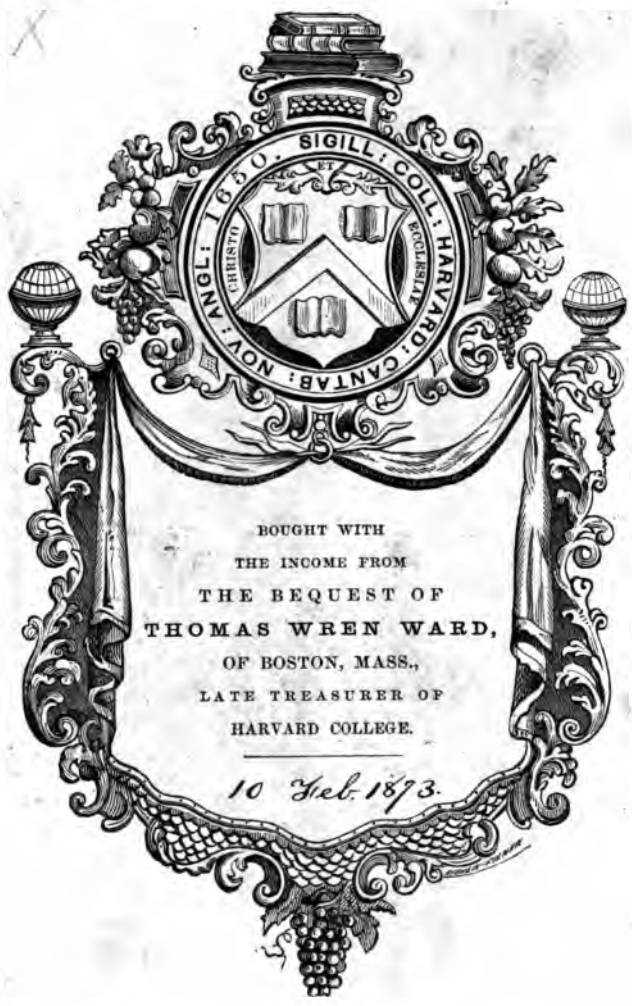
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



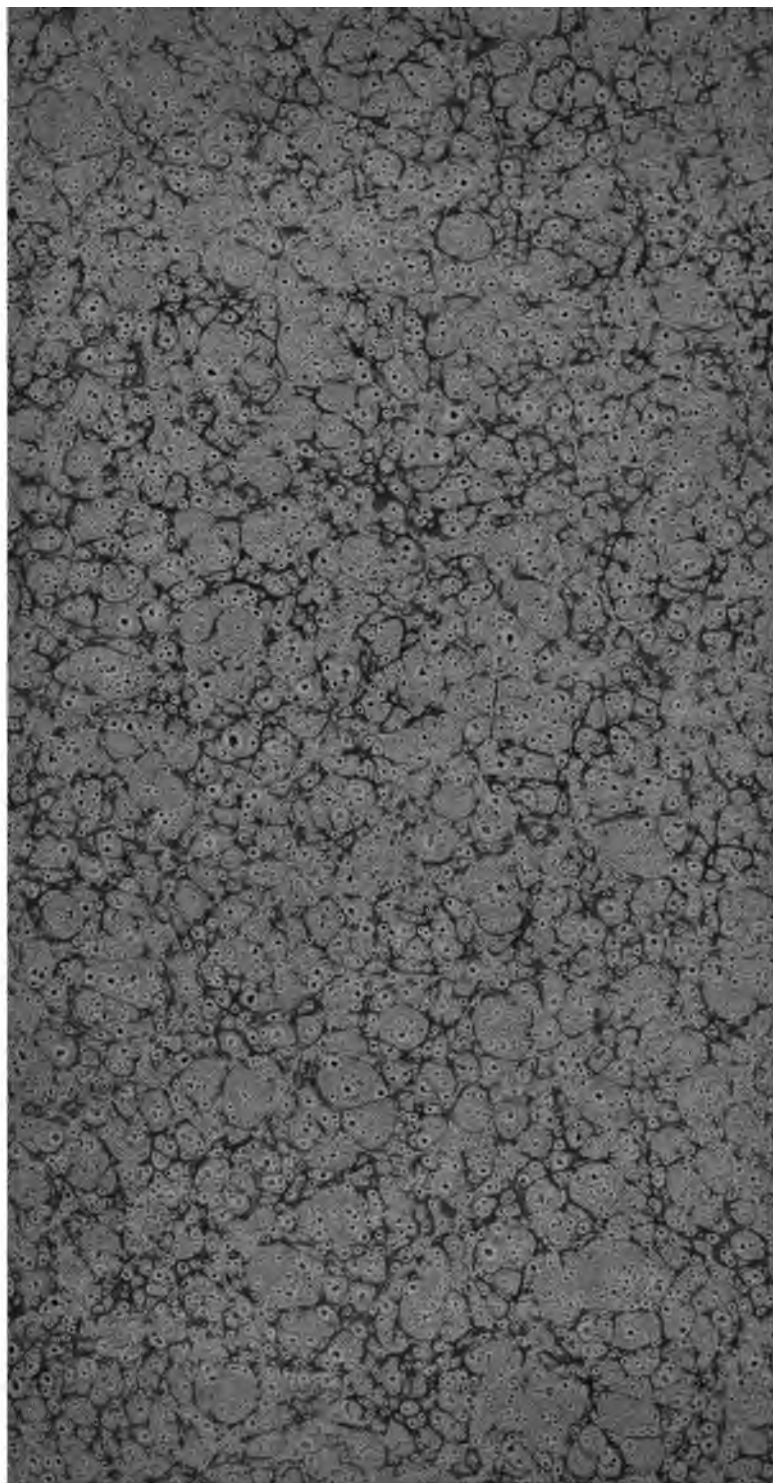
4-25

1233.43

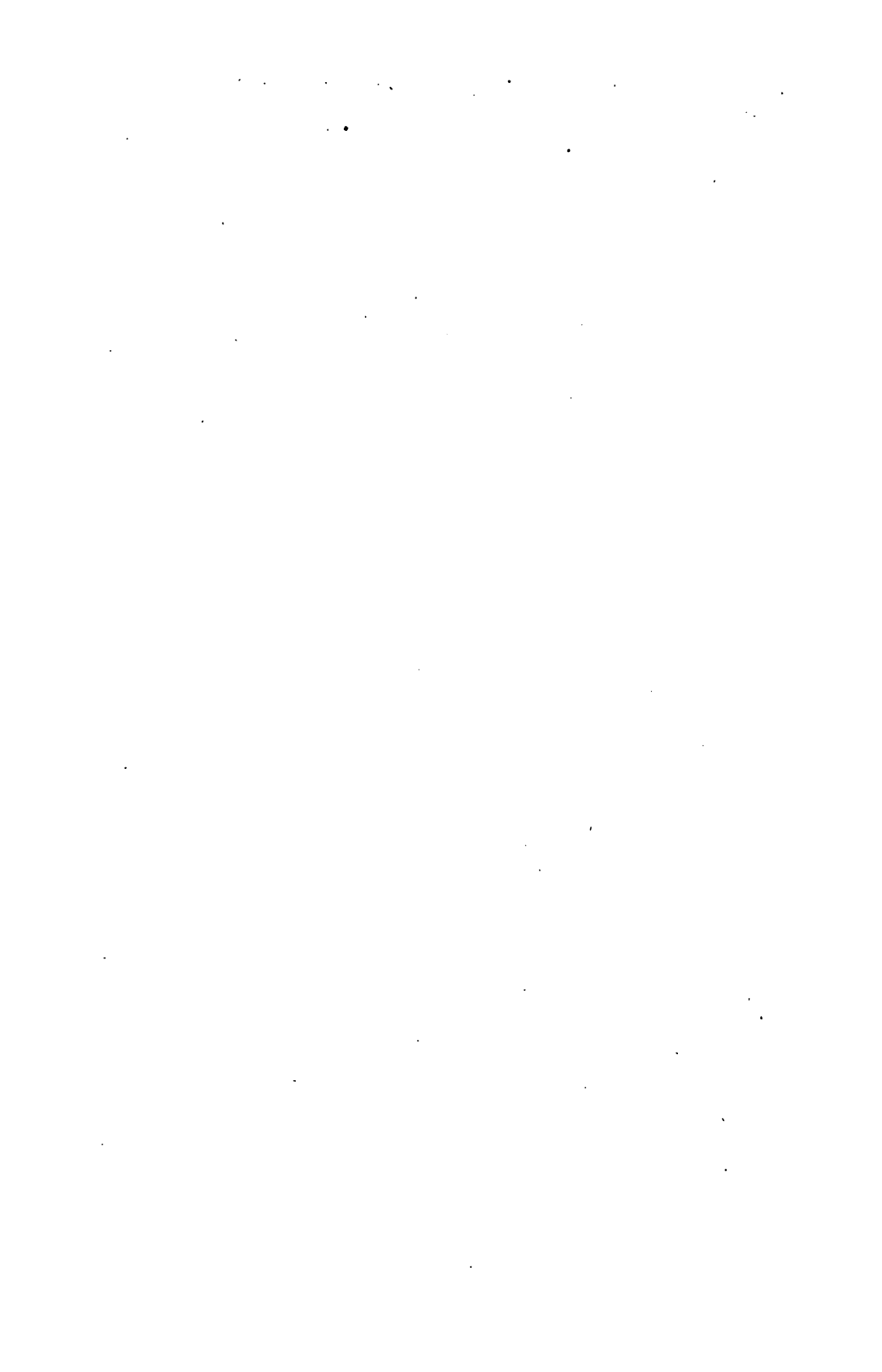


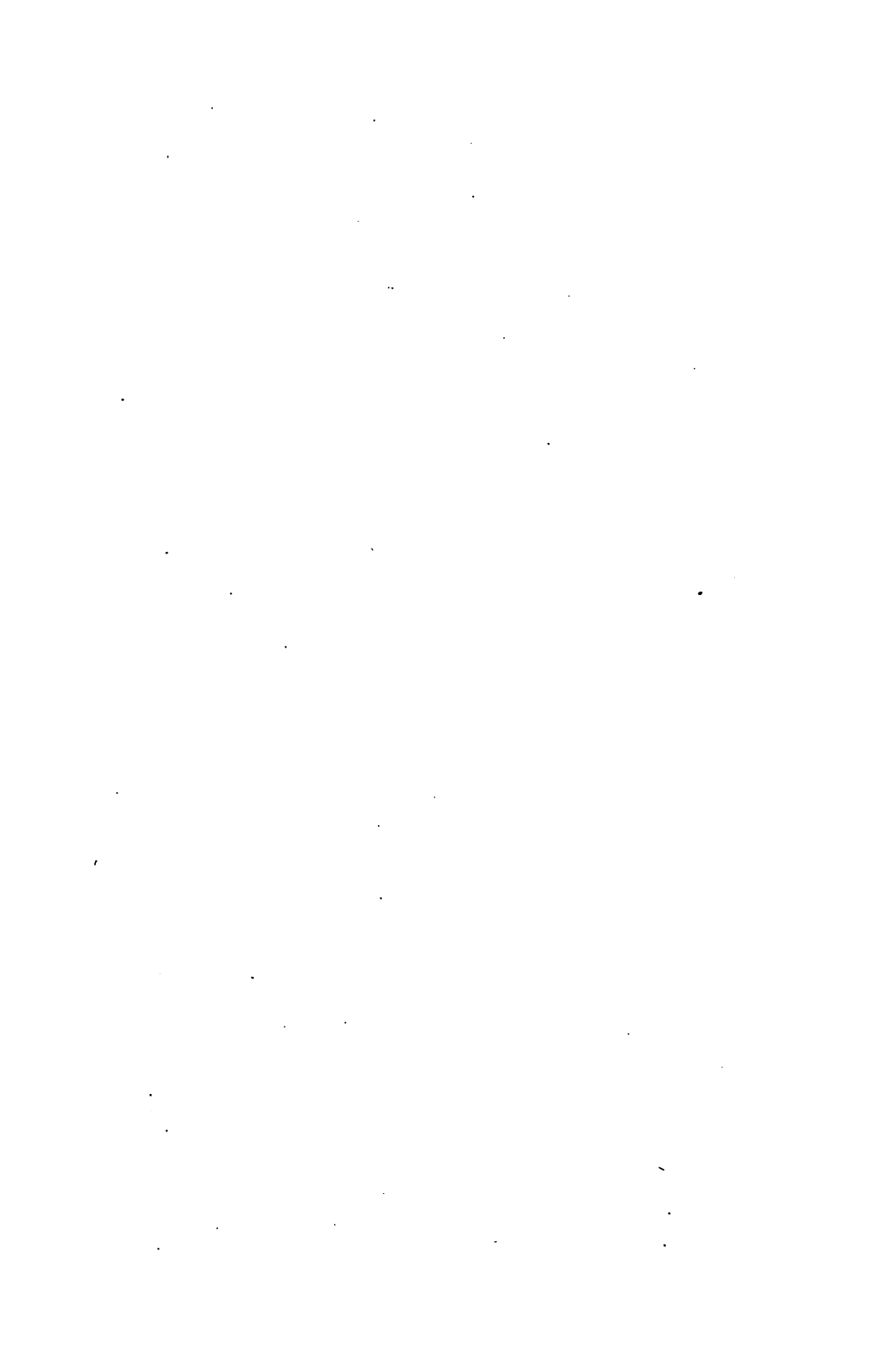
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
THOMAS WREN WARD,
OF BOSTON, MASS.,
LATE TREASURER OF
HARVARD COLLEGE.

10 Feb. 1873.









Anti-Kanlen

oder

Mythische Vorstellungen

vom Ursprunge der Völker und Sprachen.

Mit

Beurtheilung

der zwei sprachwissenschaftlichen Abhandlungen

Heinrich von Ewald's.

Von

August Friedrich
A. S. Pott, Dr.

Prof. der Allgemeinen Sprachwissenschaft, der Akademien der Wiss. zu Berlin,
St. Petersburg und Pests Correspondenten, und mehrerer gel. Gesellschaften Mitglied.

C. Lemgo und Detmold

im Verlage der Meyer'schen Hofbuchhandlung

1863.

1233.43

1873, Feb. 10.

Ward Fund.

Vorwort.

Nichts schwerer, als Irrthümer bis zur Nimmerwiederkehr hinwegzuräumen, sobald diese ganz oder theilweise in religiöser Befangenheit wurzeln. Hat diese es doch gleich Müttern, deren zärtliche Sorge gerade ihren schwächlichsten und mißgestalteten, ja mindestbegabten Kindern am meisten zugewendet zu sein pflegt, in der Art, sich an Das mit unbefiegbarster Vorliebe und Zähigkeit anzuklammern, was, so offenbar schief gestellt und verdreht oder entschieden falsch, ja, im Grunde genommen, auch nicht einmal von wirklich bedeutungsvollem religiösen Interesse es sei, nun einmal — oft wider Natur und Recht — mit einer Menge (vielleicht auch nicht sehr berechtigten, indeß landläufig gewordenen) Vorstellungsweisen in Verbindung gebracht ist, wovon es sich kaum wieder loslösen läßt, ohne letztere zugleich mit zu berühren. Eins dieser, längst, sollte man vermeinen, für ewige Zeiten zurückgestellten Irrthümer bildet die Erzählung von der sog. Babylonischen Sprachverwirrung, auf welchem Stückenpferde zu reiten die Theologie eine Zeit lang schien müde geworden, während nun doch vor Kurzem Hr. Kaulen (s. unser Buch S. 65., welches ihm den gegnerischen Titel verdankt) abermals recht mutbig mit seinem Gaul auf den Plan tritt, um mit der Sprachwissenschaft eine Lanze zu brechen. Ich habe den mir zwar nicht ausschließlich, doch auch meiner Person nahe genug vor die Füße hingeworfenen Handschuh aufgehoben und mit dem Gegner sowie mit der von ihm vertretenen Ansicht redlich gekämpft. Die Zuschauer werden sehen und beurtheilen, ob einer von uns zweien, und wer, im Sand liegt. Manch einer meiner Fachgenossen meint freilich vielleicht, ich hätte die Mühe sparen können; und zuweilen bin ich selbst fast dieser selben Ansicht. Indes, man höre meine Gründe, warum ich das scheinbar Unnötige zu thun dennoch nicht so gering achtete. Der vielberufenen Sprachverwirrung mag man immerhin an ihrem eignen Orte ihr Recht belassen, für bloß gemüthliche, um strenge Wirklichkeit unbefümmerte Leser nach wie vor ein, weil ethisch gewendet, nicht bloß poetisch, sondern auch religiös befriedigender Versuch zu bleiben, welcher die allerdings räthselhafte Vielheit und große Mannichfaltigkeit der Sprachen zu erklären sich vornimmt geeg-

über dem in der Bibel vorausgesetzten Ursprunge der Menschheit aus Einem, nur einem, an dessen Spitze gestellten Paare. Anders liegt die Sache: wird mit ihr abseiten der Theologie (und das geschieht nun durch Hrn. Kaulen) ganz eigentlicher Ernst gemacht, und soll die Sprachwissenschaft sowie die ihr nächst-erschlossene Völkerkunde nicht nur jenen mythisch sinnvollen Vorgang als buchstäblich wahre Geschichte sich aufzwingen, sondern überdem, in Folge von solcher Annahme, ferner Bahnen vorschreiben lassen, die ihr und der Witschweiser nicht nur alle Freiheit der Forschung verkümmern müßten, sondern beide auch um ein gut Theil der bisher mühsam gewonnenen Früchte ihres Fleißes bringen, kurzum auf einen Fieck zurückwerfen, den endlich glücklich überwunden und weit hinter sich gelassen zu haben sie froh waren.

Unsere mit den Idiomen der Erde in weitester Ausdehnung beschäftigte Sprachwissenschaft hat sich zwar gegenwärtig auf viel sicherere und breitere Grundlagen gestellt, als worüber sie z. B. noch im vorigen Jahrhundert verfügen konnte; und man dürfte glauben, ehemals bei äußerst dürftiger Sprachkenntniß von der Theologie ausgehende Theorien vermöchten ihr nicht mehr das Allgeringste anzuhaben in dem von ihr, nicht ohne die gewaltigsten Anstrengungen eroberten Bereich. Nun kommt aber die Theologie dennoch, und will der Linguistik, namentlich da wo letztere von den Vorstellungen des A. T. betreffs Sprachen und Völker abzuweichen und ihre selbstgefundenen eigenen Wege zu wandeln sich die Erlaubniß nimmt, nicht nur die Richtigkeit vieler, der von ihr eingeschlagenen Wege bestreiten, sondern macht Miene, sie wieder an ein Gängelband zu nehmen, welchem sie sich längst entwachsen fühlt. Man muß nun der Theologie zeigen, warum, aus wie gewichtigen Gründen, man nicht überall mit ihr zusammengehen kann, damit sie nicht — Schweigen unsererseits so deute, als wisse man ihr nichts zu antworten. Sonst könnte ich kaum anders, als auf Hrn. Kaulens wie auf alle ähnliche (veraltete) Bestrebungen — summa summarum — einfach das, obschon natürlich nicht von der sog. Sprachverwirrung gebrauchte Wort der Rabbinen anzuwenden: Haec vestra probatio fundatur super lapide vacuitalis! (Morini Exerc. de lingua primaeva p. 25.) Uebrigens glaube ich einigermaßen dafür gesorgt zu haben, daß mein Buch nicht in bloßer (für den Standpunkt des Sprachforschers ziemlich nutzloser und langweiliger) Polemik verlanfe, sondern den Gegenstand durch Beitragen von vielem Thatsächlichen auch positiv erläntere und in das rechte Licht zu rücken suche.

Hrn. v. Ewald gibt mein Strauß mit ihm lediglich in seiner Eigenschaft auch als Sprachforscher. Das wird erkennen, wer die seinen zwei jüngst erschienenen „Sprachwissenschaftlichen Abhandlungen“ gewanderten paar Vögel in meinem Buche durchfliehet. Oben der wird auch leicht erkennen, in welcher Weise die sonst gar

verschiedene und eigenartige Beurtheilung jener Abhandlungen mit der von Kantens Arbeit eine Seite darbietet, worin sich beide berühren.

Mit noch mehr dem Buche selbst vorzugreifen wäre zwecklos; und benutze ich lieber deshalb den Raum, einige Berichtigungen und Nachträge hieher zu setzen. Wer sich nicht ein wenig umgethan hat in der früher durchweg üblichen Weise, die Entstehung von Sprachen und Völkern zu behandeln: dem wird es nicht leicht sein, sich einen Begriff zu machen von der Fülle des allerabenteuerlichsten Unsinn, welcher sich um die vermeintlich durch Gott bei Gelegenheit des babylonischen Thurmbaus vollzogene Strafe hergehockt lagert. Und dieser Unsinn beherrschte nicht etwa eine handvoll keine Beachtung verdienender Quereöpfe: er hielt vielmehr ganze Menschenalter, eingerechnet die sonst fähigsten und vorurtheilsfreiesten Männer, in seinem wirren Netze verstrickt. Grundes genug, abseits namentlich unserer Wissenschaft sich allen Ernstes dem neuversuchten Streben zu widersetzen, mittelst dessen, wem auch in modernisirter gebildeter und dem wissenschaftlichen Bewußtsein und Gewissen unserer Zeit mehr angepaßter Form, gleichwohl dadurch nichts gebesserte alte Vorstellungen sollen wieder zu Ehren gebracht werden, welche von solcherlei Unsinn frei zu halten unmöglich fällt. Nur ein paar Beispiele. Was meint man etwa zu Schilter, dem Herausgeber des *Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum*? Im T. III. p. II. der Praef. ad Gloss. Alam. bemerkt er, es habe der Fluch der Sprachverwirrung nicht alle Menschen betroffen. So nicht: *caeteros populos* (also schon Völker vor der Mehrheit von Sprachen?!), *qui apud Noachum in Oriente remanserant. Sed neque eosdem aedificatores extra opus istud, aliàs enim nec inter unam domum aut familiam communicatio fuisset, multò minus consultatio et decretum, in quam quisque populus plagam discessurus esset. Quamprimum igitur cessarunt ab isto perverso opere, cessavit etiam confusio, et iterum primaeva lingua usi* [man wolle doch das geliebte Hebräisch — als heilige Sprache — um jeden Preis retten!], *ita ut divisio populorum non à divisione linguarum, sed [schlau ausgedacht] vice versa divisio linguarum à populorum divisione provenerit quod et Mericus Casaubonus *Comm. de lingua Hebraica statim in pr. egregiè* [das wäre!] *demonstrat, cum quilibet populus dialectum suam* [als ob es sich nur um bloße Mundarten handelt] *sibi fecerit, et ita transmutaverit successu temporis, ut mox* [das wäre nun aber der schwierige und unerklärliche Punkt] *quatuor linguae cardinales* [nach den 4 cardines coeli, ja; sonst willkürlich erfunden, und schlechthin unwahr] *emersisse visae fuerint, Orientalis et primaeva, reliquarum matrix* [Phantastie!], *deinde Meridionalis seu Aethiopica* [als ob die Negersprachen von dem Aethiopischen, einer Sprache semitischer Herkunft, abstammten], *tertiò Occidentalis sive Celtica et denique Septentrionalis**

Scythica, ut ex Scymno Chio mox patebit. [Vom Keltischen, vom wirklich und ächt Keltischen verstand die damalige gelehrte Welt fast so viel wie nichts; und was für eine Sprache, oder vielleicht welche — mehrere — Sprachen die Skythen geredet haben, ist noch heute für uns Sprachforscher ein Geheimniß.] Quarum quaelibet matrix plurimum aliarum dialectorum et tandem linguarum [stammverwandter — gut; allein auch stammfremder?] facta fuisse cernitur. Hinc utique [und nun kommt Schilters Gebräu, welches er §. XXX.: Deductiones Thematum Graecae linguae, quae Hebraeis in Verbis consistunt weiter zusammenmischt, — sogar unter Versicherung, die Griechischen Wörter bestünden, wie die Hebräischen, aus drei wurzelhaften Consonanten] omnium linguarum radices ex primaeva Orientali Hebraea, et ejus dialectis, Chaldaea, Persica [Persisch, obschon mit Arabischen Elementen durchzogen, gehört vielmehr dem Indogermanischen Stamme an], Arabica, Syriaca haud malè nec infelicitè [Einbildung!] arcessuntur.

In dem, nach Einräumung der Prämissen nicht übeln, allein natürlich trotzdem zu falschen Ergebnissen gelangenden, Utrecht 1694 gedruckten Exercitationes de Lingua Primaeva ejusque appendix kommt deren Vf., Steph. Morinus, S. Theol. Doct., Ling. Orient. Prof. et Ecclesiae Gallo-Belgicae Pastor Amstelodami, gleichfalls zu der Behauptung, primaevam linguam (und das soll dann wieder das Hebräische sein) penitus non fuisse abolitam, indem er überdies keinesweges anzunehmen geneigt sei: illo ipso momento LXX linguas secundum Noachidarum numerum fuisse perfecte institutas. Vgl. rüchftlich dieser ausgeflügelten Zahl von Sprachen mein Buch S. 58. Uebrigens wäre zufolge Morin (anders als Kaulen, bei mir S. 137., zugeben will) prima lingua Adamo a Deo infusa p. 31. Allein jene, at Deo instituta prima (p. 29.) licet arbitraria, sibi constabat, et secundum sensus ejus vocabulis attributos [obgleich willkürlich!] rerum naturis apprime conveniebat: dagegen in Sprachen, quae hominum industria excogitatae [keine Sprache wurde mit Reflexion — „erdacht“ oder „erfunden“] atque excultae fuerunt — in linguis in solitudinibus, et ab hominibus agrestibus sola necessitate adinventis omnia confusa sunt et indigesta, frustra que in iis vel levissima rationis vestigia investigarentur; (wie weise und doch wie falsch!); si quae enim aliquando occurrant, id fortuito et casu temerario debuit contingere. Und diese von den Menschen selbst „ausgedachten“ Idiome, also noch außer und neben den in Folge der Sprachverwirrung entstandenen? Denn es heißt sogar p. 34: Hinc divinitus concessae illius linguae dotes demum sunt aestimandae: ab omnis perfectionis auctore enim perfectissima dona semper obtinentur, et perfectissima insuper esse debuit lingua

(was der hebräischen nur in sehr eingeschränktem Sinne nachgerühmt werden kann), quae ceterarum origo atque exemplar (weder das eine noch das andere) esse debuit, et sine cujus ope vix ullum unquam homines potuissent componere. Also die theologische Anschauung in nicht unwesentlichem Widerstreit mit sich selbst über die wahre Natur der angeblichen Ursprache.

Uebrigens hat es die katholische Kirche seit längerer Zeit verstanden, allen, welche an der Babylonischen Sprachverwirrung als einer geschichtlichen Thatsache zweifeln möchten, diesen Zweifel durch ein geschickt angelegtes Schaustück zu benehmen, indem darin jener Vorgang eindringlich und für jedermann hübsch anschaulich zur Darstellung kommt. Man sehe z. B. den Bericht über das Sprachenfest in der Europa Nr. 16. 1863. S. 236. „Das sog. Sprachenfest (wird erzählt), welches am ersten Sonntage nach Epiphania in Rom gefeiert wurde, schloß mit einer bildlichen Darstellung der Babylonischen Sprachverwirrung, die wirklich höchst belustigend war und die allgemeine Heiterkeit auf den Gipfel brachte“. Zur Ausführung dienten 14 Jüglinge (des vom Pabst Urban VIII. 1627 gestifteten Semin. de Propaganda fide) verschiedener Zunge, bei welcher Vorstellung aber die ursprünglich allgemeine Sprache das Italienische bildete. Allmählig sprachen die Einzelnen dann aber jeder in seiner Muttersprache; und, indem sich nun immer einer nach dem andern bis zum letzten an der Unterhaltung theilhaftig, ist allmählig das Sprachbabel in optima forma fertig.

§. 15. 3. 6. v. u. lies: g statt d.

§. 16. 3. 24. v. o. füge hinzu: Erwald Abh. II. 66.

§. 19. Hunor (Hungarus) et Magor (Magyar) haben zum Vater den Riesen Menroth (d. h. doch wohl Nimrod) zufolge Keza (Kiehl, Magyarische Gramm. Einl. zu Anf.). Vgl. mein Buch §. 19.

§. 23. 3. 8. v. o. Das s von Sskr. sar müßte nämlich zu h werden, vgl. im Zend here (ire) Brody. Vendid. S. 406. — Geschichten von ausgesetzten Kindern wiederholen sich in Menge. S. z. B. Bréal, Hercule et Cacus p. 65. Ferner: Wild men and Beast-children. By E. Burnet Tylor (in: The anthropological Review Lond. May 1863 p. 21. 32.), der namentlich die als geschichtlich aufgeführten Fälle menschlicher Verwilderung untersucht. Gerade wie Moses wurde auch, zufolge einer durch Trumpp M.D. XVII. 249. mitgetheilten Sindhi-Erzählung, der große Tonkünstler Bidhsalu, welcher gleich dem Finnischen Wäinämöinen durch sein Saitenspiel Thiere, Antilopen, Hirsche, Vögel u. s. w. derart bezauberte, daß sie ganz zahm zu ihm herankamen, gleich nach der Geburt in ein Kistchen gelegt und letzteres den Wogen des Flusses anvertraut, in der (nicht erfüllten) Hoffnung, die Krokodile würden ihn fressen. —

Zu S. 25. vgl. 27. Ehrenkrönige Herleitung des Wortes *Reher* von *Rage* *Venede* *W.* I. 803.

Zu S. 26. Ein stolzer Titel: Könige von *Iran ve Aniran* (von *Iran* und *Nicht-Iran*, d. h. sonst *Turan*) s. *Dhanjibhai Framji*, *On the Orig. and Authenticity of the Arian family of Languages, the Zend Avesta and the Huzvarash.* *Bombay* 1861. p. 137. vgl. p. 46. soll auch die Herrschaft jener Könige, weil auf Gläubige und Ungläubige bezogen, als alle Völker umfassend bezeichnen; ähnlich wie eben da p. 133: *In the Atharva - Veda (IV. 20, 4, XIX. 62, 1.) expressions occur such as „seeing all things, whether Sādra or Arya“, hence Sādra (die letzte unter den 4 Kasten) and Arya (die 3 oberen) are meant to express the whole of "mankind".* Der König *Açvapati* wird gerühmt als *pauraçānapadapriya*: von Städten und Landbewohnern geliebt *Sāv.* I. 3. In dem XII., *Khesht* geheißenen *Roß* des *Zenda-vesta* wurden auch behandelt: the four venerable classes of men, which are the kings and chiefs (den *Brahmanen* der *Indier* nicht sehr entsprechend), the warriors, the cultivators, and the tradesmen. *Framji* p. 119. Vgl. *Bréal, de Persicis Nominibus* p. 34. und *mich* S. 29.

S. 27. 3. 15. v. o. lies *vāsaśtas* st. *vāsaśta*.

Mit Bezug auf den Hochmuth der Juden, welches sich für das allein von Gott erwählte Volk hielt, sind beachtenswerth die zu gellen, allein kaum ganz nebenbei greifenden Worte von *Kürnberger*, *Der Amerika-Müde* S. 391: „Bekanntlich ist *Bruder Jonathan* (der *Nordamerikaner*) sich selbst das auserwählteste aller Völker. Der liebe Gott sollte mit Juden umgegangen sein und mit *Amerikanern* nicht umgehen wollen? *Concurrenz!* Wahrlich, das Wort darf uns nicht zu profan sein, es ist auch hier das wahre Schlagwort der Sache. — Es herrscht die natürlichste *Wahlverwandtschaft* zwischen den *neuamerikanischen* und *altjüdischen* *Humbugen*. So sind dem *Amerikaner* die *biblischen* *Wunder* ganz aus der Seele gesprochen u. s. w.“

Zu S. 29: „Die *Sagengeschichte* auf den *Liukiu* knüpft wie in *Japan* an die *Götterlehre* an, ist aber eine andere. *Zwei* *Gottheiten*, eine *männliche* und *weibliche*, zeugten *fünf* *Kinder*, *drei* *Söhne* und *sum* *eins* *weniger* *zwei* *Töchter*. Die *beiden* *letzteren* *blieben* *Gottheiten* und *theilten* *sich* *so* *in* *die* *Herrschaft*, *daß* *die* *ältere* *die* *Göttin* *des* *Himmels*, *die* *jüngere* *die* *Göttin* *des* *Meeres* *warde*. Die *Söhne* *stiegen* *auf* *die* *Erde*, *[also* *den* *dritten* *noch* *übrigen* *Welttheil*] *herab*. Der *älteste*, *Teen* *Sun* *oder* *Sproß* *des* *Himmels* *genannt*, *warde* *der* *erste* *König* *der* *Liukiu*, *der* *zweite* *diente* *ihm* *als* *Minister*, *der* *dritte* *vertrat* *die* *Stelle* *des* *Volkes* *[ohne* *welches* *es* *nun* *einmal* *nichts* *zu* *regieren* *gäbe]*“ u. s. w.

Zu S. 32: „Die *Bezeichnung* *Ahura* *für* *den* *alterantischen*

Haupt- und Schutzgott mag lange Zeit ausschließlich angewandt worden sein, wahrscheinlich galt sie so bis zu Zarathustra's Auftreten. Ihm ist vor allem andern die neue vergeistigte Idee des Ahura als Mazdao zuzuschreiben ähnlich dem Jhoh. = Begriffe der Israeliten gegenüber dem Elohim = Begriffe der Semiten. Diese That wurde jedenfalls in einer Zeit vollzogen, in der Indier und Iranier bereits den alten Haß vergessen hatten und sich als völlig fremd und geschieden betrachteten." Friedr. Müller, Zendstudien S. 11. (Sitzungsber. der österr. Ak. der Wiss. 1862.). —

3. 12. v. u. lies which st. wich. —

Zu S. 41. Graff Sprachsch. III. 526: „Fang ist wohl nach der Glossie: A bel, vapor vel latus vel vang L. als lutum, coenum zu erklären, da der deutsche Uebersetzer latus in der vor ihm liegenden Glossirung von Abel nicht als luctus erkannt, sondern [etwa dabei an ein Wort denkend, wie fris. à-pol, Wasserpuhl, v. Nichtth. S. 607.] für lutum genommen zu haben scheint.“ — In dem (DMZ. Bb. XVII. abgedruckten) Aufsätze „Tammuz = Adonis“ sagt Liebrecht S. 400: „Wie bereits bemerkt, hat sich der alte Name dieses Festes (T á-uz wahrsch. = Tammáz) bis auf den heutigen Tag erhalten und lautet jetzt taazia d. i. Trauer, offenbar eine spätere Umdeutung“. Ich möchte darum aber nicht gerade in Abel eine etwa dem Adonis und seinem frühen Hinscheiden (Frühling) entsprechende Persönlichkeit suchen. Von eigenthümlich bedeutsamen Namen übrigens, welche den Erfolg — und zwar einen weit hinausliegenden gleichsam proleptisch vorweg nehmen und die vermeintlich in prophetischer Voraussicht ihren Trägern verliehen worden, wie deren z. B. Morin Exerc. p. 31. 49. 59. 67. 81. beibringt, hat letzterer p. 32. die ganz richtige Vorstellung: Sed quis audebit propugnare haec nomina a poetis non fuisse excogitata post fabulas, quibus ut actores inserviebant? Nur daß nicht gerade die Poeten, und nachträglich erst, die Namen erfinden, sondern der Name sich häufig zugleich mit der Geschichte erzeugt, deren Kernpunkt die so oder so geheißene mythische Person bildet, solches oft durch den Namen verrathend, welcher, eben die gemeinte Sache oder das ins Auge gefasste Verhältniß bedeutsam, wennschon zuweilen versteckt, auszusprechen für sie ausgesucht worden. 3. B. Πολυνεικῆς, πολλῶν νεκρῶν ἐπιώνυμος Eur. Phoen., gegenüber dem Ἐτεοκλῆς, s. v. a. Ahd. Sandebert, von wahrhaftem Ruhm, Ἐτυμοκλῆς, neben Ἐτυμων, Ahd. Sando, Sskr. in der Savitri II. 12: Satyavān d. i. verax. Θόας a θέω, curro, ποδοκλας χάριν Eur. Iphig. in Taur. Hier freilich mit etymologisch richtiger Anspielung auf die Namen, was aber z. B. mit Aias beim Sophokles (als ob αἰ αἰ in sich enthaltend) keinesweges der Fall ist. Außerdem bilde ich mir ein, mit demselben Maaße, wie hier Morin Namen aus der Griechischen Heroenzeit mißt, müßten auch mehrere unhistorische Namen des

A. E. gemessen werden, zumal wenn auf flacher Hand liegt, daß sie unmöglich ächte Geburtsnamen sein können. Auch von ihnen gilt dann Morins Wort: In similibus eventuum singularitatibus, quae ex longa saeculorum serie colliguntur, luserunt antiqui, inprimis cum nomina propria tales eventus visa sunt praesagire. Vgl. mich S. 30. Oder wie wollte man z. B. von Phaleg läugnen, er sei (im Sinne von divisio) lediglich zu dem Ende erfunden, um damit mythisch den Act der Zerstreuung der Völker über den Erdboden zu bezeichnen? Wird daher von Rabbi Salomon Jarchi in Gen. 10 — 25. (Morin p. 49.) versichert: Discimus quod Eber erat propheta [!], quoniam vocavit nomen filii nomine futuro, et legimus in Chronico [sive libro dicto *Seder gnolam*, Ordo mundi] quod in fine vitae ejus facta est divisio; so beweist er hiemit nur, wie über den mythischen Charakter des Namens im Unklaren er darum auch das wahre Sachverhältniß — was freilich vielen seines Gleichen begegnet — völlig mißkennt. Dasselbe gilt vom Eber oder Heber als, wie so unzählige Male, mit seinem Volke eponym gesetzten mythischen Stammvater der Hebräer. Auch er ist ein einfaches Gedankending, — keine Person der Wirklichkeit; außer in so fern, daß sich das Hebräische Volk als über den Euphrat nach Kanaan eingewandert (mithin in letzterem Lande nicht einheimisch, keine Autochthonen oder Aborigines) betrachtete. Vgl. hierüber Morins Kap. X: Unde Ebraei denominentur. Nachdem durch ihn die sprachlich ganz unhaltbare Meinung des H. Augustinus widerlegt worden, als könne der Name Hebräer von Abraham herkommen, und daß der Uebergang oder die Jenseitigkeit, welche in dem Namen Heber ausgedrückt liegt (vgl. uns S. 53.), nicht bloß auf den Jordan sich beziehe, wird fortgeföhrt: Euphratem praetulit S. Chrysostomus hom. 35. in illum Gen. locum: *Ἐπειδὴ γὰρ πέραν τοῦ Εὐφράτου τὴν κατοίκησιν εἶχε, διὰ τοῦτο καὶ περάτης* (transfluvialis. August.) *ἐλέγετο. καὶ ἄνωθεν, καὶ ἐξ ἀρχῆς οἱ γονεῖς τὸ ὄνομα αὐτῶ ἐπέθεσαν προμηνύοντες* (praesignificantes, — man denke!) *αὐτῶ τὴν ἐκείθεν αὐτοῦ ματανάστασιν. Ἐπειδὴ γὰρ πέραν ἐμελλε τὸν Εὐφράτην, καὶ ἐπὶ τὴν Παλαιστίνην ἐρχεσθαι, διὰ τοῦτο καὶ Ἀβραμ* (also auch die falsche Ansicht) *ἐκαλεῖτο.* Nun bestreitet aber Morin überhaupt, daß ׀׀׀, transitor, bedeuten könne, indem letzteres Ezech. 39, 11. und 14. vielmehr ׀׀׀ sei, und jenes die Form von Patron. oder Gentilia besitze. Das ist allerdings begründet, indem das Suffix ׀ Denominativa, nicht Verbalableitungen bilbet. (Rödiger, Hebr. Gramm. §. 86. Nr. 5.) Allein an dem Sachverhältniß ändert das nicht das Mindeste, indem man den Namen dann entweder patronymisch als ab Ebero, i. e. ab homine ulteriori, Euphratem transgresso, oriundi zu fassen hat, oder sogleich geradeswegs appellativ:

usteriores, aus עבר, das jenseitige Land, wie *περατῆς* von *πέρα*. Die Einwanderung ist unter dem ausdrucksvollen Namen Heber (der Jenseitige) selbst, wie der Mythos es liebt, zur Persönlichkeit erhoben. Hierüber kann billiger Weise nicht der geringste Zweifel mehr walten. Vgl. Ewald, Hebr. Gramm. 1835. §. 3. Dann Ködiger 1854. §. 2. Olshausen zu Anfange. Daß der Name „Jenseitiger“, als einer geschichtlichen Persönlichkeit von seinen Aeltern in menschlicher Weise verliehen gedacht, reiner Unverstand sei, leuchtet von selbst ein; und bliebe, wenn man eine Person mit solchem Namen dennoch nicht Lust hätte fahren zu lassen, nichts übrig als die unstatthafte Zuflucht zu Annahme einer prophetischen Vorausbenennung. Zwar weiß ich wohl, daß man von sog. providentiellen Namen träumt; weiß aber zugleich auch, welche Bewandtniß es damit hat; und beirren mich nicht Worte, wie die Caspari's, Ueber Micha den Morasthiten S. 27 fgg., wo es heißt: „Auch insofern spricht die Auspielung auf den Namen Jesaja in Jes. 8, 18. für eine Auspielung auf den Namen Micha in Mich. 7, 18., als sie beweist, daß diese letztere nicht ohne Analogie-ist, ein Beweis, den die Thatsache, daß auch ein dritter Prophet, Maleachi, auf seinen Namen angespielt hat (Mal. 3, 1.), noch verstärkt, indem sie zeigt, daß, auf ihren eigenen Namen anzuspielen, bei den Propheten nicht etwas so ganz Seltenes war; wie denn eine solche Auspielung auch darum in Mich. 7, 18. sich leicht finden kann, weil die Propheten [nein, nicht bloß diese, sondern auch in reichem Maasse die Genesis] überhaupt mit der Bedeutung*) von Namen sich viel zu schaffen machen, weil sie nicht selten ihre persönlichen Verhältnisse in ihren Beruf und ihre Weissagung mit hineinziehen und weil endlich die Namen sehr vieler bedeutender Männer in Israel mit dem eigenthümlichen Wesen, Beruf und Wirken, mit der Lebensaufgabe und der geschichtlichen Stellung ihrer Träger in der auffallendsten Weise übereinstimmen, was augenscheinlich ein Werk des die

*) Ist ja hat man in den Namen etwas Ominöses gesucht, und wird man für geliebte Wesen sich nicht leicht zu der Wahl solcher verstehen, die etwas Nachtheiliges enthalten oder ihrem Träger Unglück vorherzubedeutend drohen. Allein gern wird auch mit Namenbedeutung (oft genug wider alle etymologische Begründung) — gespielt, bald in bonam, andere Male in malam partem. So z. B. bei Morin p. 67, nachdem einer Auspielung auf den Namen der Hebräer im Hebräerbriefe 11, 14. Erwähnung geschieht: Unde Philo de migrat. Abrah. refert Josephum honori duxisse, ἐπὶ τῷ γένει εἶναι Ἐβραίων, οἷς ἴσθας ἀπὸ τῶν ἀλοθῆτων καὶ τὰ ποητὰ μεταλλάσσεται περὶ αὐτοῦ Ἰσραήλως ἐμπροσθεν αὐτοῦ. Eine seltsame Neuanwendung, die man, wenn mit Iyr Ernst gemacht würde, eben so gut, zu einer Umdeutung des Namens z. B. in: transfiguratione (Ueberläufer — zu Wgöttern) zu verkehren ein Recht hätte. Natürlich ist grundlos, was Morin hinzusetzt: Sane plurima nomina duplicem possunt admittere sensum, et saepe (zuweilen, ja) ipsi eventus impositorum nominum significationi respondent.

ganze Entwicklung Israels bestimmenden und beherrschenden, leitenden und ordnenden Herrn ist, und sie daher ihre Namen sehr leicht als Weissagungen auffassen und auf sie als auf solche gelegentlich anspielen konnten.“ In der Anmerkung werden dann als Belege folgende Namen genannt: „Moses, der Herauszieher, Retter, Josua Gott ist Hilfe [vgl. Θεόχοητος, von Gott durch Dratel wohl berathen, u. s. w.] Saul der Geforderte [sein, bloß der von Gott durch die Aeltern „Erbetene“, was, gleich dem Ἀρατος, Ἐνάρατος, auf Tausende anderer Menschen paßte!], David der Geliebte (Πλάτος, Liebster, Πλάων dgl.), Salomo der Friedliche (Εἰρηναίος, Friedrich u. s. w.), Ferobeam (Sarobam) Streiter des Volks, [also so ziemlich dasselbe, wie Ahd. Fulhad, f. Fulhada; Folc-wich; f. Folc-hild Fürstem. Namenb. S. 442 fg.], Elia der Herr ist Gott, Jesaja Heil des Herrn, Usia, Asarja, Stärke des Herrn, dem der Herr hilft (s. 2 Chr. 26, 7. 8. 13. 16. auch 9. 11. bes. aber 15; das ganze Kapitel ist ein Commentar zu den beiden Namen dieses Königs), Habakuk, der Herr (noch treffender würde dieser Name für seinen Träger sein, wenn er der Ringer bedeutete, was aber nicht möglich; s. Del. Einl. z. Hab.), Maleachi Bote Gottes [vgl. Μαγγύλος, Rhamnusier, Inscr. 291.].“ Diese Namen geschichtlicher Personen nämlich sind doch von wesentlich so allgemeiner Haltung, daß dieselben oder ähnliche (vgl. die von mir in Klammern beigelegten) noch außerdem gar Vielen — unabhängig von den nachmaligen Erlebnissen derer, welche so benannt worden — in Wunsches, wenn auch nicht in prophetischer Form hätten passend beigelegt werden können. Was aber den Moses anbetrifft: so hat der Name, wenigstens zufolge Josephus, keineswegs denjenigen Sinn, welchen ihm Caspari unterlegt. Josephus nämlich erklärt ihn als: ἰξ ὕδατος σωθῆς, also zufolge der biblischen Erzählung ex eventu (mithin ex post, und nicht zum Voraus) und zwar aus Aegyptischen Mitteln (nicht als Hebr.). S. Schwarze, Altes Aegypten S. 969. Es bestehe Μωνοῆς als Compositum (demnach völlig abweichend von Semitischer Sprachweise; und mehr der Griech. Schreibung als der Hebr. sich anschließend) aus μων (ὕδωρ), was, auch in Behe-moth (Nilpferd, buchst. bos aquae, mit männlichem Artikel π) enthalten, dem Memphisitischen ΜΝΟΥ (aqua) entspräche, und μονς, worin Schwarze entweder Sah. Memph. ouden schai (salvari) oder (also vorn ohne Vokal) Memph. ski, Sah. dschi (trahere) suchen möchte.

Zu S. 44. unten vgl. von Schlehta-Wssehrd, das Buch vom Fechter von Firdewsi, z. B. zweiter Abschnitt: Diebt bekannt, wann Streitkolben und Keule erfunden worden sind. Darin wird dann gesagt: „Wisse, daß der Streitkolben zur Zeit Rahirman's,

des Todtschlägers (Rutil), erfunden worden ist.“ Vgl. bei mir S. 88.

S. 48. Z. 6. v. u. lies wir st. wie.

Zu S. 54. Ähnliche von Mythos = Deutern ausgeflügelte Namenstausche bietet, — hier Griechische, wie z. B. *Ποικυλος* statt des früheren *Ποδάρανος* Apollod. 2, 6, 4. (meine *Etym. Legendes* im *Philologus* S. 300.), nicht zu wiederholen — das Lat. dar. *Z. B. ubi nunc ficus Ruminalis est* (Rumularem vocatam ferunt) Liv. 1, 4., wenn anders (f. Drafenborch) der Text völlig in Ordnung ist. Vgl. Freund unter dem Worte. Dagegen bei Ovid, *Fast.* 2, 412: *Romula nunc ficus, Rumina ficus erat. Rūmina* (gls. die Brustgöttin) nach gewohnter Ableitung, wie *Cumana*, *Lucina* u. s. f. (Et. Forsch. II. 382.), aus *rūmis* (weibliche Brust, vgl. etwa *ρῦμα*, das Ziehen — *ubera ducere* —, Lett. *rau-t* ziehen, reißen; allein kaum Lith. *rau, mū, ens m.* das dicke magere Fleisch, ohne Knochen und Fleisch, obschon nach Einigen auch das Lufteuter), war eine römische Göttin, welcher die Hirten unter einem Feigenbaume statt Weines — für ihr Geschäft sachgemäßer — mit Milch opferten, damit das noch saugende Vieh rasch gedeihe. Was machte man nun daraus? Entweder mit Ovidius eine *Rūmina ficus*, als sei es der Baum, unter welcher — etwa Mittags — die *ruminatio* (aus *rūmen*, Schlund, Kehle; nicht unwahrsch. mit Ausfall von *g* aus der Wz. von *ῥεύγω*, *ruclus*, *ruclare*) vor sich gehe, oder welcher von den darunter ausgefetzten, und bei einer Wölfin (oder — rationalistisch aufgefäst — einem unzüchtigen Weibe, vgl. *lupanar*, aus *lupa* mit *ano* als Ableitungs = Suffix) *sub rumes* gewordenen *Rōmulus* und *Remus* den Namen erhalten hätte. Beides wider alle vernünftige *Etymologie*. Daß aber nun *Faustulus* (der vom Glück Begünstigte) jener Hirt mit Namen hieß, welcher die Urahnen Roms in seine schützende Obhut nahm, kann gewissermaßen als glückverheißend hingestelltes Programm angesehen werden zu Roms und des römischen Reiches wunderbar großer Geschichte. — Oder die sinnlose Umdeutung des Festes, welches der Hirtengöttin *Palas* zu Ehren gefeiert wurde (die *flamma Palas* ähnlich dem Deutschen *Notzfeuer*) zu *Parilia in honorem Iliæ*, um eine Beziehung zu *Ilios* und *Ilion* zu gewinnen! — Wie aber die Juden zuweilen mit Eigennamen verfahren, davon geben die Namen der alten israelitischen Zeit bis nach David, worin „*Baal*“ enthalten, ein unablässbares Beispiel. Sei nun die Thatsache des Vorkommens solcher Namen „dahin zu deuten, daß der Name *Baal* damals eine weitere Bedeutung hatte, und daher die reinen israelitischen Gottesbegriffe auch diesen Namen nicht zu verwerfen brauchten, oder umgekehrt, daß der spezifische *Baal*sdiensdammals in Israel eine viel unbestimmtere Geltung hatte, als die späteren Schriftsteller in ihren Darstellungen der Vorzeit zugeben wollen, — das bleibe“ sagt Geiger

DMZ. XVI. 728., „vorläufig dahin gestellt; die Thatsache selbst ist unbestreitbar. Eben so sicher aber ist, daß die spätere Zeit, in ihrem Verlangen, „die Namen der Baal-Gottheiten aus dem Munde Israels zu entfernen, sodaß ihrer nicht mehr mit ihrem Namen gedacht werde“ (Hosea 2, 19.), „den Ueberrest des Baals und den Ueberrest seiner Priester aus Jerusalem auszurotten“ (Jesaja 1, 4.), auch dahin führte, die aus früherer Erinnerung haftenden Spuren des Baal selbst in den Eigennamen möglichst zu tilgen“. Vgl. damit uns S. 32.

S. 55. Z. 10. v. u. lösche: sich.

Zu S. 56. Ueber U₃ und Esau s. Sprenger DMZ. XVII. 373. ff. Ich gehe nicht weiter darauf ein, sondern hebe nur den Satz aus: „Wenn U₃ und Esau identisch sind [und das wird dort wahrscheinlich gemacht], so wird die Geschichte des letztern zum ethnographischen Mythos“. Offenbar übrigens freut sich der Darsteller an dem Betrüge, welchen Jakob an seinem [in der Völkergenealogie?] älteren Bruder verübt, nicht wenig, indem er mit besonderem Behagen dabei verweilt.

S. 64. lies Z. 5. v. u. und st. uns.

S. 69. Z. 17. v. u. schalte: DMZ. vor VI. ein.

Zusatz zu S. 72. Vgl. außer meinen Rassen S. 88. über das Vermögen, alle Thiere und Pflanzen zu verstehen, Schiefner, Ueber den Mythengehalt der Finnischen Märcen (aus den Schriften der Petersb. Akad. 1855. S. 616.).

Zu S. 77. Zufolge Roger Williams, Key to the Indian lang. p. 116. erfolgte eine Vorstellung nordamerikanischer Eingebornen, die erste Schöpfung des Menschen aus Steinen [umgekehrt die zweite Deukalionische], dann aber, nachdem diese verworfen worden, aus Bäumen, woher denn nun das jetzige Menschengeschlecht [für Menschen, die größtentheils im Walde leben, annehmlich genug] wirklich seinen Ursprung genommen habe. — Das Dorn in: Leichdorn wohl, weil letztere an den Füßen, gleich Dornen, ein stechendes Gefühl hervorrufen.

Zu S. 81., auch vorhin zu S. 69. und sonst zu mythischen Vorstellungen des Orients bietet „Die Franklin-Expedition. Leipz. 1861.“ S. 7. auffallende Parallelen aus der Darstellungs-Weise der Riths, bei welchen nur immer die Frage bleibt, wie viel der Ähnlichkeit auf Rechnung etwaiger Europäischer Einflüsse zu schreiben sei. Also giebt es auch bei ihnen z. B. die Sage von einer allgemeinen Ueberschwemmung, durch welche die früheren Geschlechter untergingen. Dieselbe wurde durch die Fische verursacht, welche mit dem Halbgotte Witsakutschah in Streit gerathen waren und diesen ertränken wollten. Doch ihr Widersacher baute sich ein Floß und nahm [also gleich Noah] darauf seine Familie und alle Arten von Vögeln und Säugethieren. Nachdem er einige Zeit umhergefahren

war, ertheilte er mehreren Wasservögeln den Befehl, bis auf den Grund zu tauchen und etwas Erde zu holen. Allein diese [weil selbst für Wasservogel zu schwierig?] ertranken sämmtlich. Nun führte eine Bismarratte [von welcher Pelzwerk kommt S. 268., abgebildet S. 55.] den erhaltenen Auftrag aus und brachte im Munde etwas Schlamm zu Tage. Diesen nahm Witsakutschacht und baute daraus eine Wohnung, ähnlich der jener Ratten, und setzte sie auf das Wasser. Der kleine kegelförmige Schlammhügel wurde allmählich an seinem Fuße größer und größer und bildete eine weitausegedehnte Fläche, die an den Strahlen der Sonne zu festem Erdreich erhärtete. [Somit sind die Krihs, nicht der vulkanistischen, sondern neptunistischen Ansicht der Geologen zugethan]. — Das Jenseits stellen sich die Krihs als eine weite Ebene vor, die Wild im Ueberfluß und viele neue Zelte für die Jagenden bietet. Der Weg dahin ist schwierig; ein schmaler, schlüpfriger Baumstamm [vgl. die Brücke Tschinnevad der Perfer], der über einen reißenden Strom voll stin- tenden Wassers gelegt ist, muß überschritten werden. Nur die, welche ein gutes Leben auf Erden geführt haben, gelangen hinüber und werden von ihren früher verstorbenen Freunden feierlichst begrüßt; die Bösen aber, die ihre Hände mit dem Blute ihrer Landsleute [nicht vielmehr nächsten Stammesgenossen, oder sind die Krihs dem Kriege abgeneigt?] fallen in die trüben Wogen oder werden von den glücklichen Bewohnern der Ebene hineingestoßen. — Dann S. 53: „Alle jene Indianer glauben an einen großen Geist, der sie und die Welt geschaffen habe. Nach der Meinung der Hundscrippen-Indianer wohnt er in dem Lande der weißen Männer, die von ihm besonders bevorzugt werden. [Also ein deren Ueberlegenheit über die Indianer anerkennendes Zeugniß!] Hier läßt er seine Sonne ewig mild und warm scheinen [weiter südlich wohnende Eingeborene würden das unstreitig etwas anders wenden]; denn die Winde, die daher wehen, sind niemals kalt. [Ich weiß nicht, ob ein meteorologisch begründetes Factum.] Der erste Mensch hieß Tschapewih, fand auf der Erde einen Ueberfluß von Nahrungsmitteln und gab [also er selbst, dieser erste Mensch oder Adam, — nicht Gott] seinen Kindern zwei Arten von Früchten, weiße und schwarze, verbot ihnen aber [nach sinngemäßer Farbensymbolik] von den letzteren zu essen. Noch fehlte die Sonne auf der Erde. Tschapewih trat daher eine große Reise an, um diese in die Welt [von außerhalb der Welt?] hereinzubringen. Während seiner Abwesenheit waren seine Kinder gehorsam und aßen nur von der weißen [als Sonnen- oder Licht-?] Frucht. Als er aber zum zweiten Male die Seinen verließ, um den Mond zur Erleuchtung der [schwarzen] Nacht herbeizuholen, übertraten sie sein Gebot und genossen von der schwarzen Frucht, nachdem die weiße gänzlich aufgezehrt war. „Krankheit und Tod über euch und eure Nachkommen“, sprach Tschapewih bei seiner Rückkehr, „das sei

die Strafe eurer Sünde; und das Land, wo ihr wohnt, sei verflucht, daß es nur schlechte Früchte hervorbringe.“ [Somit auch Verwirrung des Paradieses.] Er selbst sah noch lange die nun hereinbrechende Noth der Seinigen mit an; denn er wurde sehr alt, und konnte nicht eher sterben, als bis einer aus dem Stamme auf seine eigene Bitte ihm einen Biberzahn in den Kopf schlug. — — Einer seiner Nachkommen, der denselben Namen trug, wohnte mit seiner Familie an einer Straße zwischen zwei Meeren. Hier hatte er sich ein Wehr gebaut, um Fische zu fangen. Dieselben kamen bald in solcher Menge herbei, daß die Straße verstopft wurde und das Wasser die Erde überfluthete. Der jüngere Tschapewih baute daher ein Kanoë, bestieg es mit seiner Familie und nahm alle Arten von vierfüßigen Thieren und Vögeln in dasselbe auf. Der Wind trieb dasselbe wochenlang auf der unabsehbaren Fluth hin und her, und nirgends verkündete ein Anzeichen eine Abnahme des Wassers. Da suchte sich Tschapewih selbst zu helfen. Aus ein wenig Schlamm [etwa Andeutung des Chaos], das wußte er, konnte er eine neue Erde bilden. Dann kam die Sache wieder, wie oben, nur daß zuerst ein Biber an dem Unternehmen sein Leben verlor, zu Stande mit Hilfe der Biskamratte (Fiber zibethicus). Das von letzterer aus dem Meeresgrunde heraufgeholtet bißchen Erde nahm Tschapewih, formte es zwischen den Fingern und legte nun die Erde aufs Wasser, wo sie an Größe täglich zunahm und allmählig eine Insel im großen weiten Ocean bildete. Ein Wolf war das erste Thier, welches er auf diesen neuentstandenen Boden setzte. Derselbe war jedoch zu schwer für die schwimmende Insel, sodaß diese von seiner Last umzuschlagen drohete. Er erhielt daher den Befehl, immer an dem äußeren Rande mit der äußersten Geschwindigkeit umherzulaufen. So kam zwar das Land in ein stetes Schwanken [Hinweis auf Erdbeben?], das Umschlagen wurde aber [in etwas seltsamer, aber, was den Einfluß rascher Bewegung anbetrifft, auf physischer Beobachtung ruhenden Weise] verhindert. Nach einiger Zeit erst ward die Insel so groß und fest, daß sie alle an Bord des Kanoës befindlichen Thiere aufzunehmen und zu tragen vermochte. Zuletzt schiffte sich Tschapewih mit seiner Familie selbst aus. Als er an das Land trat, steckte er ein Stück Holz in die Erde, das mit erstaunlicher Geschwindigkeit zu einem Lannenbaum, dessen Gipfel den Himmel berührte, erwuchs [etwa ein sog. Weltbaum?]. Ein Eichhörnchen [Wasserdünste?] kletterte an demselben hinan und wurde von seinem vormaligen Pfleger verfolgt. Dieser konnte dasselbe oben nicht einholen, obgleich er die Jagd fortsetzte, bis er die Sterne erreichte. Er sah sie erglänzen in all ihrer Pracht, und fand einen schönen breiten Fußpfad, der mitten durch sie hinführte. [Gemeint ist wohl die Nachts sichtbar werdende Milchstraße, die man als Sonnenbahn deutete.] Auf diesem legte er eine Schlinge, um das Eichhorn zu fangen, und begab sich dann auf die

Erde zurück, nicht ahnend, welches Unheil er angerichtet hatte. Jener Pfad war der, welchen die Sonne alle Tage, während sie schien, durchwanderte. Um Mittag verfinsterte sich plötzlich der Himmel und die Erde. „Was hast du im Himmel gethan, daß wir des freundlichen Tageslichtes entbehren?“ frugen alle besorgt Tschapewih. Dieser errieth sogleich die Ursache der [Sonnen=?] Finsterniß, nämlich daß sich in der Schlinge statt des Eichhörnchens die Sonne gefangen habe. Er dachte auf Mittel, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Mehreren Thieren ertheilte er den Auftrag, den Lannenbaum zu erklettern und die Sonne zu erlösen. Doch sie verbrannten alle durch die heftige Hitze zu Asche. Endlich erreichte ein Maulwurf glücklich die breite Himmelsstraße. Dieser wühlte sich unter dem Wege am Himmel hin und durchtraß die Schlinge, die die Sonne gefesselt hielt. Als er aber neugierig seine Schnauze ein wenig aus seinem finstern Gange hervorsteckte, erblindete er von dem hellen Glanze [der Maulwurf gilt bekanntlich seiner kleinen Augen wegen für blind], und seine Nase und Zähne [etwa an Amerikanischen Species?] nahmen das Aussehen an, als seien sie verbrannt. — Im Laufe der nächsten Jahre vergrößerte sich die Insel bis zu der Ausdehnung des jetzigen Festlandes von Amerika. Tschapewih zog nun seinen auf der Oberfläche, vertiefte einige Stellen und bildete auf diese Weise Flüsse und Seen. Jetzt wies er allen Säugethieren, Vögeln und Fischen ihre Wohnplätze an und begabte jedes Thier mit besondern Eigenschaften. Alle ermahnte er, stets auf der Hut zu sein, da der Mensch ihnen überall nachstellen werde. Würden sie jedoch gefangen, so sollten sie sich damit trösten sein fast christlich klingender Trost], daß sie bei ihrem Tode einem Samenorn gleichen, welches zu neuem Leben erwacht. So vortrefflich auch Tschapewih seine Anordnungen getroffen zu haben glaubte, so mußte er doch bald erfahren, daß Niemand durch dieselben vollständig zufrieden gestellt war. Die Thiere wollten lieber [was man ihnen im Grunde nicht verdenken kann] lange ohne Verfolgung leben und dann wie ein Stein sein, der, wenn man ihn in einen See wirft, sich für immer den Blicken der Menschen entzieht. Seine Familie beklagte sich, daß sie, weil sie von der schwarzen Frucht [also gleicher Farbe wie die der Trauer zu sein pflegt] gegessen habe, sterblich geworden sei. Doch Tschapewih änderte nichts in seinen Einrichtungen, nur einigen Menschen verlieh er die Gabe, bedeutungsvolle Träume zu träumen, Krankheiten zu heilen und so das menschliche Leben zu verlängern. [Dennoch wohl die sog. Medicine-men]. — Lange lebten seine Nachkommen beisammen. Da geschah, daß bei einem Spiele einige junge Leute zufällig erschlagen wurden. Dies verursachte Streit, der eine Zerstreuung des Menschengeschlechts zur Folge hatte. Ein Indianer schlug seine neue Wohnung an den Ufern eines Sees auf und nahm eine Händin nebst ihren Jungen mit. Wenn er ausging, band er

jedesmal die Thiere sorgfältig in seiner Hütte an, damit sie sich nicht zerstreueten [wie im A. T. der Zerstreuung der Menschen sollte durch den Thurbau entgegen gearbeitet werden.] Schon mehrmals war es ihm aufgefallen, daß er, wenn er sich seinem Zelte näherte, in demselben Stimmen gleich denen von Kindern vernahm. Um der Sache auf den Grund zu kommen, beschloß er die Thiere zu überraschen. Er stellte sich eines Tages, als wollte er auf die Jagd gehen, verbarg sich aber in der Nähe. Bald hörte er wieder menschliche Stimmen; schnell sprang er ins Zelt und sah zu seiner Freude einige schöne Kinder, die spielten und lachten, während abgestreifte Hundehäute neben ihnen lagen. Die Kinder behielten ihre Gestalt und wurden die Urväter der Hundsruppen-Indianer. [Wie man sieht, ein barocker Versuch, den Ursprung im Besonderen eines Stammes und seines seltsamen Namens zu erklären!]. — Nach einer andern Sage bestand die Erde ursprünglich aus einer weiten See, worin kein Wesen sich aufhielt außer einem gewaltigen [vermuthlich, und zwar dichterisch schön, die Ausspannung des Himmels vorstellenden] Vogels, dessen Auge Feuer, dessen Blicke Blitze und dessen Flügel Schlag Donner war. Als dieser in das Wasser hinabtauchte [wie auf dem Meere der Himmel mit dem Horizonte zu thun scheint], erhob sich das feste Land, und schwamm seitdem auf der Oberfläche. Nun rief jener allmächtige Vogel alle Thiere und die Menschen aus der Erde hervor; den letzteren gab er einen Pfeil mit dem Befehl, denselben sorgfältig zu bewahren. Die Schippenowder aber waren so unklug, denselben zu verschleudern. Seitdem zürnt der Vogel und hat sich niemals wieder [nämlich, wenn schon als Himmel, doch nicht mehr als schaffender Vogel] blicken lassen.“

Zu S. 82. Anm. „Die Scham, will Aristoteles, sofern sie vorangegangene Unsitlichkeit voraussetze, als Tugend nicht gelten lassen, bezeichnet jedoch die Schamlosigkeit als Unsitlichkeit.“ Grandis, Gesch. der Griech. Philos. I. 545.

S. 86. Z. 1. v. o. lies Art statt Att.

S. 89. Z. 22. v. o. lies Manugeborne st. Manugeborne. Bopp, Sündfluth (Uebers. S. VIII.). Das Zendische *mashya* könnte füglich dem Sskr. *manuṣya* (Mensch, Mann) entsprechen, dessen Bildung (vgl. *mānuṣa* menschlich; als m. Mensch) ich mit *āyuṣya* (vital, preservative of life) von *āyus* Leben, und *ṅakṣuṣya* (Beautiful, pleasing or well looking 2. Fit or agreeable for the eyes) aus *ṅakṣus*, Auge, für conform halte, indem man etwa ein zwar unvorhandenes, allein dem *manas* möglicher Weise zur Seite gehendes *manus* (Seele, Geist) voraussetzte. Aber *ḡātuṣa Mado of lac* (*ḡatu*) mit Suff. -sa.

Zu S. 90. *Hyacinthe de Charency, le Déluge et les livres Bibliques* kenne ich nicht aus eigner Aufsicht. — Windischmann, Ursagen der arischen Völker (Abh. der Vater. Abth. der

Wiss. VII. Band 1 Abth.) bespricht nach Weber, *Judische Studien* Bd. I. die Fluthsage der Inder. Mit seinen dortigen Herleitungen jedoch vermag ich nur zum Theil mich in Einvernehmen zu setzen. Sskr. *āughā* m. wird im *Cata-Brahman'a* ausdrücklich von der großen Fluth gebraucht, und bringt damit Windischmann, wie ich R. V. 262. mit dem verwandten *āghā* (Fluth, Strömung, Strom), den mythischen Namen von *Ἀγένοσ* und *Ἀγῆν*, *ένος*, bei Hesychios Schmidt IV. 317.: *Ἀγερίδαι Ὠκεανίδαι. Ἀγῆν γάρ Ὠκεανός.* in Verbindung. Daß *Ὠκεανός* in Wahrheit s. v. a. Schnellströmer (*ἀκυροός*) besagen will, unterliegt für mich keinem Zweifel. Die Schlüsselbe entspränge aus *νάω* (fließen), etwa mit ähnlicher Verschluckung des einen Vokales, wie in *ἀπλός*, *διπλός* st. *διπλόος*; *ἀδελφός* st. *ἀδελφός*, dessen *s* sich aus *v* von *δελφός* entwickelt hat. Vgl. *ἀδενδρός* (*δένδρον*), aber *ἀδενδρός* aus *δένδρον* (redupl. aus *δρός*). *Ἐκατόμβη*. Auch der Acc. Plur. von Adj. wird ja häufig genug adverbial bei Verben gebraucht, z. B. *ὄξια κεκληγώς* II. 2, 222; *καλά και ὑπι βιβάς* (Apollon) H. h. Ap. 516. Dazu Comp. mit *παντα-*; *πολλαπλός* *πολλαπλάσιος*. Auch selbst als Beiwort vom *Oceanos* *ἀκαλαρήϊτης*, II. 7, 422., was, obschon „sanft fließend“, doch nicht die zeitweilig entgegengesetzte Beschaffenheit des Meeres ganz aufhebt. Wenn daher Windischmann, die von mir vertheidigte Erklärung des Namens *Oceanos*, das mit *Ogen* nichts zu schaffen hat, deshalb verwirft, weil der *Oceanos* als tiefer, langsam fließender Strom von den Alten gedacht werde: so leistete das mindestens seiner eigenen Deutung des Wortes keinen Vorwurf. Weil nämlich *Pherekydes* von *ὠγήνου* *δώματα* spricht; wie *Homer* von des *Hades* (des Unsichtbaren) Behausung: so soll nun *Ὠκεανός* „der Geräumige“ der Aufenthalt der Gewässer sein, von einem erdichteten *ὠκος* n. = *S. ókas*, Haus, (eig. Ort des Behagens, von *uē*), obschon *-ανος* entweder Verbalsuffix ist oder zu Nominal-Herleitungen, wie *κριανός* u. ää., begrifflich nicht paßt. — Das Fragment des *Pherekydes* (s. dessen Erklärung bei *Tiedemann*, *Älteste Philos.* S. 183.) beim *Clem. Alex. Strom.* VI. p. 621. lautet: *Ζάς ποιεί φάρος μέγα τε και καλόν και εν αυτώ ποικίλλει γῆν και ὠγήνου και τὰ ὠγήνου δώματα.* In des *Zeus* Mantel, die Erdoberfläche vorstellend, war also das Feste der Erde sammt dem Meere eingestickt, gleichwie das umgeknüpfte bunte Parbelfell des Pan auch ein Bild des mannichfaltigen Aussehens der Erde vorstellen sollte. S. meine *Etymol. Legenden im Philologus*, *Suppl.* = *Bd.* II. 313. Ähnlichen Ausgang zeigen, nicht zu reden vom *Γέρον*, einem Sohne des *Poseidon*, als *Eponymos* von dem Orte *Γέρον* auf *Lesbos*, z. B. *Κεβρόν, ἦνος*; *Ινδῆν, ἦνος* Korinthier, *Thuc.* 5, 104.; *Ἐλλήν, ἦνος*; *Ἀλλήν, ἦνος*; *Μῆν, Μηνός* Mondgott bei den *Phrygiern* (von *S. mā*, messen), das Adj. *τέρον, εος* u. s. w. Auch nehme ich keinen Anstand, *Ἀγύγης* oder *Ἀγυγός* den Fluth-

mann, und daher 'Nyúyios (yragt, glf. antediluvianisch) davon zu leiten, was Windischmann ebenfalls thut, nur mit dem Unterschiede, daß er, ohne so das kurze *v* erklären zu können, hinten darin *Ḥa* (gnatus) sucht, während ich das Wort gar nicht für zusammengesetzt halte, sondern für reduplicirt nach Weise von *áγωγός*. Augha, *ógha* gehen aller Wahrscheinlichkeit nach von *Ḥskr. vah* (vehere), vielleicht von dem *Comp. á-vah* (advehere, adducere) aus, indem *vah* sich in mehreren Formen zu *uh* umgestaltet, wodurch es leicht äußerlich mit *úh* Peterssb. Wb. I. 1032. zusammenfließt. Das *γ* im Griech. widerstrebt nicht trotz *όχος* (Wagen), *όχέομαι* (vehi), wie *έγών* = *Ḥ. aham*; *Ḥvyátηρ* = *Ḥ. duhitar* bezeugen helfen; — auch noch von dem *gh* abgesehen. Griech. *ω* pflegt nicht einem *Ḥskr. ó* oder *áu* zu begegnen, und würde man z. B. das *ω* st. *áu* im *Ḥskr.* Dual nicht zur Entschuldigung anführen dürfen, indem die *Ḥeden* an Stelle von diesem *áu* vielmehr *á* (= Gr. *ω*) zeigen. Allein, vergleicht man *Ḥyúv* z. B. mit *Abd. wág*, *Woge*, *Ḥ. wave*, in weiterer begrifflicher Ausdehnung hinzugenommen *Ḥskr. váha* ein Wagen, vehiculum, ferner der Arm (als Tragendes), Luft, Wind (auch *vahanta* d. i. fortführend, vehens), und Lastthiere: Pferd, Ochs, Büffel: so kann man an Berechtigung des *ω*, sei es nun = *vá* oder = *áu* (aus *á-va*), kaum zweifeln. Ich kann demnach die Fiction Windischmann's von einem *A'yu-ga*, dem *'Nyúyios* nach einer andern Vermuthung gleichkommen soll, nur als verfehlt betrachten, trotz dem Weiteren, was er hinzusügt: „*A'yus* (der Alte [eher die Zeit, bekanntlich in *ai-ów, aei, aevum*, D. ewig vertreten]) ist aber in der Indischen Sage der Vater des *Nahuša* und dieser wiederum des *Yayati* (Lassen, Ind. Alt. I. S. 726. 728 fgg. Weil. S. XVII.), des Stammvaters der fünf Geschlechter, deren meist auf *-u* endende Namen (*anu, yadu, puru, druhyu, turvaça*) als allgemeine Bezeichnung der Menschen in den *Ḥedas* vorkommen, wie wenigstens die indischen Grammatiker dafür halten. D. h. *Páru* (etwa zu *puru, πολυ*; — der zahlreichen Menge halber, oder mit *puruša*, Mensch, gleichstämmig?) bezeichnet das Arische Reich, während die vier anderen Söhne, welche keine Ehrennamen zu tragen scheinen, die außerindischen Länder von ihrem Vater zuertheilt erhielten. — Die meisten Züge der Aehnlichkeit aber, welche zwischen der Indischen Fluthsage mit der Noachischen Windischmann hervorhebt, scheinen mir kernlos. Die Aehnlichkeit zwischen dem etymologisch unaufgeklärten Namen *Nahuša* und *Noah* *) („Ruhe“, s. mich S. 38.) oder zwischen

*) Sonst würde ich immer noch lieber *Noah* mit *v. Bohlen* zum Schiffer machen aus *Ḥskr. náuká*, *Boot*. *Nahuša* von *nah* (nectere) hergeleitet giebt keinen vernünftigen Sinn, weshalb ich fragen möchte, ob nicht, Zusammenfügung mit der *Neg. na* vorausgesetzt, darunter ein „Nicht-opferer“ (noch ohne Gottesverehrung) verstanden werden könne. *Ḥskr. hu* (opfern) lautet im *Ḥesb.* mit *Redupl. gúhás*. Vgl. *yáša* und

dem durch Fluch in eine Schlange (Sskr. *nāga*, Rom. *nāgas*) verwandelten Nahuscha und Semitisch nachasch (Schlange) sind doch zu lustiger Art. *Yayāti* kommt unstreitig von der Intensivform zu *yā* (gehen, wandern), mit Suff. -*ti*, wie mit *tu*: *yātu* (Gänger, Wanderer), also, das Suffix in Abzug gebracht, entsprechend dem Worte *yāyā-vara* (1. Going repeatedly 2. Wandering, vagrant) und soll demnach unstreitig auf die Unstetigkeit nomadischer Wanderstämme, wo nicht auf die Zerstreung der Völker durch Auswanderung hinweisen. Daß *Pāru* als jüngster von *Yayāti's* Söhnen gilt, hat wohl seinen Grund darin, daß die Arier sich noch lange ihres Eindringens in das schon von andern Stämmen besetzte Indische Land bewußt blieben. Wenn nun diese Persönlichkeit etymologisch mit dem *Ἰαπετός* (etwa als „Aussendling“ von *ἰάπτω* als Sskr. Caus. *yāpay*??) in Verbindung gebracht wird: was stellen wir dann mit dem *Japhet* an, den man ganz anders (nämlich *latitudo* s. bei mir S. 37.) erklärt? *Ἰαπετός* *ἐπὶ διασπομῷ, προσβύρατος, ἀρχηγός* Hesych. indeß hat sicherlich nichts damit zu thun, daß „*Yayāti* zu frühem und langem Alter verflucht“ ist. Da *Japetos* Vater des mühseligen menschlichen Geschlechts war (also wirklich *ἀρχηγός*, Anherr) und überdem Sohn des *Uranos* und der *Ge*: so ist wohl klar, daß an

yā Erbsenpflanze. *Anu* (von *an* athmen), welchem die *Meischnas* (d. h. Barbaren) entstammen, bezeichnet wohl nur: lebendes Wesen überhaupt, enger aber, wie das gleichstämmige Lat. *animal*, — Thier, welchem die in den Wäldern lebenden Wilden Indens allerdings gleichzustellen man einigen Grund hätte. Sonst vgl. man auch etwa den ursprünglichen Sinn des Namens *Eva*. — *Druhya* (etwa: feindselig) entspringt einer weitläufig verbreiteten Wurzel. Nämlich *S. druh* (zu schaden suchen), woher der weibliche Dämon *Druḡ* im Zend (etwa Thusch droß Götzenbild bei Schiefner, Thusch: Sprache S. 140), im Deutschen Trug *R3. I. 201.*, Gael. droch Evil, bad. — *Turvāca* (später *Turvasu*), allerdings wohl zu der *Wz. turv* (in Compp. dazu das Wurzelsubst. *tūr*: *viegatūr, vrtratūr* u. s. w. s. Benfey's Glossar), das man gewöhnlich schlagen, erschlagen, besser aber wohl mit dem Petersb. *WB.* überwinden, besiegen, erklärt, gehörig, ist jedoch in seinem Schlusse räthselhaft. Weber das *Laddhitasuffix -ca* (s. *B. löma -ca*, haaricht) noch die *Wz. ac* (essen), indem doch schwerlich an: Menschenfresser (Besteate essend?) zu denken ist, gäbe einen recht schicklichen Sinn. Sollte es, wie das aller Etymologie spottende *Yadu*, gar nicht aus dem Sskr. erklärt werden dürfen, aber etwa auf *Turan* (vgl. im Petersb. *WB.* *Turakin*, türkisch, und ineb. *Turaska* Indostythen, Türken) zu deuten sein? womit *Yavana*, die Bewohner des Landes *Yavana*, synonym gebraucht wird. *Yavana* (von *yu* mischen, hergeleitet, als bedeute es: Mischlinge, wie *Κοῦρες*) wird auf *Bactrien* gedeutet, vielleicht aber erst, als dort ein halbgriechisches Reich bestand. Der Name ginge in diesem Falle erst von den *Ἰαῶρες* (vgl. den *Javan* der Bibel) oder *Jonern* aus, unter welchem Namen der Orient die Griechen insgemein versteht, und könnte möglicher Weise als die Jungen *juvenes*, Sskr. im Compar. *yav-tyas*) ausgelegt werden. S. noch *Benfey* im Glossar und das Petersb. *WB.* unter den jedesmaligen Wörtern.

seinen Namen sich auch leicht die Vorstellung von Uraltem anlegt, fogut wie diese mit *ὠρύγιος, βερεοέληνος* (alt wie der Mond und wie das angeblich älteste Volk der Phryger, weil bei ihnen *βερος*, Brot. Her. 2, 2) sich verbindet. — Noch weniger haltbar aber erachte ich wegen Erscheinens eines Regenbogens bei der Noachischen Fluth eine Combination, die Windischmann zwischen der *Ida* und *Iois* (gewiß nicht aus *εἶπω*, sprechen) erzwingt, obgleich einfach schon das dem Griechischen Namen wahrscheinlich zukommende Digamma vorn diesen Gedanken nicht aufkommen läßt. Das aus der Fluth als Frucht von des Manns Gebet aufsteigende Weib nämlich hieß *Ida*, und ist das personificirte Lobgebet, von Wurzel *id'*; vgl. die Griech. *Avai*, reuige Abbitten.

Zu S. 93. Sehr wichtige Bemerkungen über das Alter des Menschen sind enthalten in der 1. Nr. von: *The Anthropological Review Lond. 1863*. Der längere Aufsatz: *Notes on the Antiquity of Man*. p. 60 — 106. giebt eine lehrreiche Uebersicht über den Stand der Sache. Ein anderer p. 129 — 137. beschäftigt sich, in nicht durchweg zustimmender Weise, mit dem Werke des berühmten Geologen *Charles Lyell*, *The Geological Evidence on the Antiquity of Man, with Remarks on Theories of the Origin of Species and Variation*. 1863. Ich will nur ein paar Bemerkungen von *John Crawfurd*, Präsidenten der Ethnol. Gesellschaft, herausheben, monach dieser, mit Bezug auf *Lyell* erklärt: his conviction that the evidence which of late years had been adduced, giving to the presence of man on the earth an antiquity far the usual estimate of it, is satisfactorily established, and that there can now be no question that man was a contemporary of animals, such as lions, hyaenas, elephants, and rhinoceroses, extinct far beyond the reach of human record. Sonst will *Crawfurd*, und ich glaube mit Recht, nichts wissen von der, Darwin abgeborgten Lehre *Lyells* von der Transmutation des Menschen, am wenigsten aus der Gattung Affen, welche, mit Ausschluß der Lemmings, gegen 200 unterschiedene Species in sich fasse. *Sir Charles Lyell* adopted the theory of the unity of the human race, which no doubt best accords with the hypothesis of the transmutation of species; but neither he nor any one else has ventured to point out the primordial stock from which the many varieties which exist proceeded. We see races of men so diverse, physically and mentally, as Europeans, negroes of Africa, negroes of New Guinea and of the Andaman Islands, Arabs, Hindus, Chinese, Malays, Red Americans, Esquimaux, Hottentots, Australians, and Polynesians. So far as our experience carries us, these races continue unchanged as long as there is no intermixture. The Ethiopian represented on Egyptian paintings four thousand years old is exactly the Ethiopian of

the present day. The skeleton of an Egyptian mummy of the same date does not differ from that of a modern Copt. A Persian colony settled in Western India a thousand years ago, and rigorously refraining from intermixture with the black inhabitants, is not now to be distinguished from the descendants of their common progenitors in the parent country etc. Daß ferner Epell die durch ihn von den Deutschen adaptirte Aryan theory of language zu seinen Zwecken mißbraucht habe, mag richtig sein. Jedensfalls ist Crawfurd, welcher den sog. Arischen Sprachstamm als einen Gegenstand der Einbildung verwirft, von der Sache zu wenig unterrichtet, wenn er wähnt, die Verwandtschaft sei bloß aus wenigen Wörtern erschlossen, während vielmehr vor Allem die Grammatik der Arischen oder Indogermanischen Sprachen in ihrer Grund-Einheit den unwiderleglichen Beweis liefert auch von engerer Stammverwandtschaft derjenigen Völker, welche sich so innig verbundener Sprachen bedienen.

Zu S. 99. bietet eine Parallele der Name Damastus (s. über diesen und Damast Nebslob DMZ. XVI. 733. fgg.) in so fern, als der heil. Hieron. lib. 8. Comment. in Ezech. ad cap. 27. aus Uebersetzungen der Hebräer wissen will, Abelem in agro Damasceno fuisse a Caino occisum, et inde nomen illud ipsi impositum. Scil. דַּמַּשֶׁק, *Dammesech, Damascus*, dicitur quasi מִשְׁקֵי דָם *dam maske, sanguinem bibens*, secundum illa Dei verba ad Cainum, *Terra aperuit os suum, ut susciperet sanguinem fratris tui de manu tua.* Gen. 4, 11. Non longe autem abesse debuit Adamus caeteraque ejus familia (das Gradamal Adams suchte man nämlich in Chanaan), cum praesuerit sacrificio, quod innocenter atroci huic facinori praebuit occasionem, — meint Morin, Exerc. p. 85.

Zu S. 102. Fola in Adamaua hat, obwohl nur 12,000 Einwohner, 3 Deutsche Meilen weiten Umfang von Ost nach West, wegen ihrer geräumigen Hofräume, die man während der Regenzeit mit Getreide bestellt. Livingstone, der Missionär S. 40. — Großer Umfang der Stadt Babylon, worunter aber wahrsch. Babylon am Nil (Kairo) zu verstehen, Parz. 399, 18.

Zu S. 104. Von der lingua Adamica s. Leibn. Opp. philos. ed. Erdmann T. I. p. 93., und, ihr entsprechend, das, was Jakob Böhme mystisch unter „die Natursprache“ verstand. Ib. p. 162. Vgl. mich S. 131. 214. und die Fichte'sche Ztschr. Jullheft 1863.

Zu S. 108. Hr. v. d. Gabelentz, als äußerst kompetenter Beurtheiler in solchen Dingen, rechnet unter den vorhandenen Sprachen nur gegen ein Viertel als grammatisch bekannt. Melanesische Sprachen, Borr.

Zu S. 113. Hr. H. de Charency hat Paris 1862. eine beachtenswerthe Schrift: *La langue Basque et les Idiomes de l'Oural. Premier fascicule. Structure grammaticale et déclinaisons* veröffentlicht, worin allerdings mancherlei Aehnlichkeiten zwischen dem Estuara und den im engeren Sinne Uralisch (Finnisch) gehörenden Sprachen nachgewiesen werden, die jedoch, als rein physiologischer Art, genealogische Verwandtschaft zwischen der erwähnten Sprache der pyrenäischen Halbinsel und den, zum sog. Turanischen oder Altai-Stoche (in weiterer Fassung) gehörenden Uralischen Idiomen darzuthun für sich allein nicht ausreichen.

S. 114. Z. 14. v. u. setze Komma hinter: daher, und schreibe S. 115. Z. 20. v. o. wie st. als, sowie S. 121. Fragezeichen hinter: lassen Z. 16. v. o. — S. 135. Z. 5. v. u. tilge das Komma.

Zu S. 138. Hr. Edward B. Tylor in einem Briefe an mich: I shall be curious to see whether you think the real origin was like that language which the Chinese chroniclers say was introduced by the sage *Sou-gin, who first gave names to plant and animals; and these names were so expressive, that the nature of every thing was known by its name!*

S. 165. Z. 10. v. u. lies: glänzendste.

Zu S. 178. und 184. In Leem's Nachrichten von den Lappen 1771. S. 4. fg. werden einige Aehnlichkeiten zwischen den Lappen und den ehemaligen Israeliten erwähnt, ohne daß jedoch hieraus auf Ferstammung jener von letzteren geschlossen wird. Kühner waren, wie daselbst angeführt wird, Rubbeck der jüngere, Björner und Högström, „indem sie glaubten, daß die Finnen von den 10 Stämmen, welche Salmannassar in die Gefangenschaft führte, ihren Ursprung haben, ja andere haben sogar eine große Aehnlichkeit zwischen beiden Sprachen (Lappisch und Hebräisch?) finden wollen“. Dagegen Crawfurd in dem Aufsatze: *Commixture of the Races of Man* (Anthrop. Rev. Nr. 1) hält die Juden überall für — vermischt. Und p. 144. von der Verpflanzung jüdischer Stämme, sie habe immer nur einen Theil des Bestandes, nie die Gesamtheit betroffen. Ferner: *The select few of two of the tribes were eventually permitted to return to their own country, but the banished of the ten tribes never had such permission, and being absorbed by the numerous people among whom they were planted, they have, as an inevitable consequence, wholly disappeared as Jews, and hence the ten lost tribes will never be found.*

Zu S. 179. Was die Marimba anbelangt, so bin ich der Meinung des Hrn. Tylor (*The Anthrop. Rev. Nr. 1. p. 186.*),

welcher noticed the resemblance between the musical instruments of the Fans and those of the Aztecs and South Americans, and thought that the marimba was imported by the negro into America.

§. 183. §. 24. v. u. lies: gehören ft. gehöre.

Halle, am 1. Juli 1863.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite 1
Völkergenealogieen	3
Personifikation von Naturgewalten	5
Von Völkern und Dertlichkeiten abgezugene Eponyma	7
Im höchsten Alterthum selten Benennung von Dertlichkeiten nach geschichtlichen Personen	9
Sparta; Benennung Arabischer Städte nach Lycaontiden	12
Gleichlautende Ortsnamen; Theben	14
Falsche Etymologieen Isibors	16
Mythische Völkergenealogieen der Persanhistorie	22
Armenier, Kelten, Etythen, Afghauen u. s. w. Türken und Mongolen	26
Tendenzlöse Absichtlichkeit in Genealogieen, Rassen, Stände	30
Im A. T. Namen von Individuen als Collectiv-Begriffe und deshalb deren in mehrheitlichem Numerus, z. B. Kithim, Mizratim	35
Gham, d. i. der Schwarze, und die übrigen Noachiden	39
Adam, Eva, Seth, Enosch, Abel, Kain u. s. w.	44
Ihubal-Kain	45
Zweck der mosaischen Völkertafel: Verherrlichung des Jüdischen Volkes vor allen übrigen. Die Ismaeliten; als Spötter; und wegen Mißbrauchs in ihrem Lande der Name Cothura erfunden	52
Noachiter. Ararat, Gber, Pheleg	54
Abraham, Sara, Isaaq, Jakob	57
Gegen 70 als angebliche Zahl von Sprachen und Völkern. Ittaner-Coder des Isibor	62
70 und 72 heilige Zahlen. Mezzofanti	65
Moses kein Linguist	67
Kosmos-, Ethno- und Giesfogenie entstanden aus Speculation, keine Geschichte	68
Weltel; Chaos und bergl.	71
Sprachen der Menschen nach dem Lobe, der Engel, der Thiere	73
Eine einzige Ursprache und nur ein Urspar von Menschen?	73

Verbotene Frucht im Paradiese (vgl. Zusätze). Entstehen von Leb. Verflechtung	81
Nach der Unbefangenheit des Lebens im Paradiese Ernst der Arbeit, Stände. Vormal's längeres Lebensalter und unheilbringende Frucht bei den Mongolen. Viehzucht, Ackerbau. Verschiedene Lebenszustände des Menschen in der Urzeit	88
Sintfluth. Vermeintliches Herabstiegen der Völker von den höchsten Gebirgsfelsen	89
Die Geologie in Betreff von Sintfluth, Alter des Menschengeschlechts und dgl.	92
Bevorzugung von Sem's Nachkommen. Die Völkertafel wegen zu beschränkten Horizonts, wegen Dunkelheit und theilweise wegen Parthelllichkeit zu völkerkundlichen Zwecken wenig brauchbar	94
Der Sprachverwirrung angeblich vorausgegangene Spracheneinheit, nicht durch den Namen Babels unterstützt	96
Grund der ungeheuren Ausdehnung mancher Städte	102
Streit über natürliche oder übereinkünftliche, über göttliche oder menschliche Entstehung der Sprache. Göttliche Lehrmeister der Schrift und Sprache	103
Die katholische Theologie im Sturme auf neuere Linguistik und Völkerkunde	107
Die Völkertafel, welche dem Moses beigelegt wird, nicht auf göttlicher Umgebung beruhend	109
Einheit des menschlichen Geschlechts im Gelfte nicht schlechthin abhängig von fleischlicher Ursprungs-Einheit. Zurückführbarkeit stammverwandter Sprachen auf Gleichheit der Genesis, was bei vielen andern (stammfremden) kaum je möglich	111
Sehr beherzigungswerther Unterschied zwischen genealogischer und bloß physiologischer Sprachverwandtschaft. Charakteristische Unterschiede der Sprachen	112
Unberechtigtes Bestreben, dergleichen tiefgreifende principielle Unterschiede unter ihren Werth herabzudrücken, indem sie der Annahme einer einheitlichen Ursprache im Wege stehen	113
Entwickelungsstufen der Sprachen. Grenzen des Lautwandels	116
Zwischen Sprachen weder ein in jeder Hinsicht absoluter Unterschied noch absolute Gleichheit. Separative Sprachforschung	120
Die von Kaulen vorgegebene Wurzelidentität sämmtlicher Sprachen ein Unbing	122
Töchter Sprachen, Urbu	125
Adam soll in jeder Hinsicht vollkommen gewesen sein. Auch die lingua Adamica vollkommen, weil rein objectiv	127
Ovidius moralizatus	133
Ursprung der Sprache. Adams Benennung der Thiere	136
Der Sündenfall soll auch Verschlechterung von Adams Sprache zur Folge gehabt; allein doch zwei Jahrtausende hindurch die	

ursprüngliche Spracheinheit (eine Art Hebräisch) sich erhalten haben	139
Unwahr, daß Bildung neuer Sprachen und Sprachvielfalt Folge sei von religiösen Spaltungen und von Vielgötterei. Nimrod	143
Das Hebräische nichts weniger als die vollkommenste aller Sprachen, trotz des, ehnlich nicht ursprünglichen Monotheismus bei den Juden; und Sanskrit, Griechisch, Latein und Germanisch noch vollendetere Sprachen als die Semitischen, dem Polytheismus zum Troß, worin lange diejenigen Völker steckten, welche sie sprachen	152
Das Semitische mit noch größerem Drange zu persönlicher und geschlechtlicher Belebung, als die Indogermanischen Sprachen	157
Kautymbolisch auch außerhalb der semitischen Sprachen und ohnehin nichts Göttliches	160
Thörichtes Bemühen, das Hebräische für die älteste und alleinige Ursprache auszugeben. National-Eitelkeit der Juden	162
Pfingstfest als vermeintlich eine neue Spracheinheit herbeiführend	167
Wie entstanden Völker?	169
Schelling als Aufsteller von durchaus unhaltbaren Theorien über Sprachen- und Völker-Entstehung	171
Trennung stammheitlich zusammengehörender Völker, wie z. B. die Arischen. Adolph Vietet	173
Ueber einen etwa noch über den Unterschied von Sprachstämmen hinausliegenden verwandtschaftlichen Zusammenhang. Inconsequenz abseits der Theologie, trotz der sog. Sprachverwirrung noch bis auf den heutigen Tag etymologische Einheit der Sprachen aufrecht halten zu wollen	175
Amerika, und spazhafte Jagd auf die 10 verlorenen Stämme Israels	178
Racen- <u>V</u> erschiedenheit nicht auf die leichte Achsel zu nehmen	181
Stäblers verkehrte Eintheilung von Sprachen	186
Falsche Auslegung der Ausdrücke <i>saphah</i> (Typpe) und <i>d'barim</i> (Werte) als Sprach- <u>F</u> orm und als Sprach- <u>W</u> urzel n, und durchaus nicht begründete Behauptung als stimmten W. v. Humboldt und Pott mit der Rosalischen Erzählung von der Sprach- <u>C</u> onfusion aufs schönste zusammen. Ueber den von mir behaupteten Subjectivismus der Sprachen, ohne daß hiedurch die Berechtigung aufhörte, die Sprache ein <i>σοφόν</i> nennen zu dürfen. Gegen Steinthal-Socrates	190
Steinthal über das Verhältniß zwischen Denken und Sprechen; Logik und Grammatik. Füße, Arme, Flügel, Flossen u. s. w.	201
Die Sprache ist allerdings weder aller Objectivität noch Kategorien baar	206
Über die natürlichen Ursachen der Sprachverschiedenheit. Borrichius. Ein Anderes jedoch sind bloß mundartlich geschiedene Sprachen und andere, welche sich keinesweges in solcher	

Weise betrachten lassen (Stammfremde)	210
Hn. v. Gwalb's zwei sprachwissenschaftliche Abhandlungen. Möglichkeit mehrerer seiner grammatischen und anderweiten Ausdrücke	219
Allgemeiner von ihm versuchter Beweis, daß Indogermantisch, Altaiisch, Semitisch und Koptisch noch in einem „höheren Zusammenhange“ mit einander verbunden seien	224
Alle Sprachen nicht „gleich gut“	225
„Schaffende Urmacht“ und „geschichtliche Mächte“ in den Sprachen	230
Geschichtliches Vorher und Nachher dgl.	237
Vorder- und Hinterbau	238
Aus dem sog. Mittelländischen habe sich zuerst nach Norden das Nordische entwickelt	239
Lexikale, im Stoffe enthaltene Verwandtschaft	244
Dreifache Abflusung beim Zustandekommen des Wertes	249
Steinthal will vom übermäßigen Rühmen jener von Gwalb „nordisch“ geheißenen und viel gerühmten Sprachen nichts wissen. Gerundien	251
Vokalharmonie	256
Wortbau des Nordischen. Satzbau und Wortstellung. Grammatisches Geschlecht, Congruenz.	257
Daß Semitische angeblich später als das Nordische abgefallen vom Mittelländischen	277
1. Schon mehr Hinneigung zum Vorderbau als im Koptischen	278
2. Dreilautigkeit	281
3. Innere Umwandlung durch Vokalwechsel u. s. w.	283
Nenan	285
Vorher und Nachher in den Sprachen	286
Kauten kann Gwalb's Ansichten nicht in seinem Nutzen verwenden	289
Pflicht der Sprachwissenschaft, sich gegen ungerecht ihr gemachte Zurechnungen zu setzen	290
Kauten und Dunfen wollen die geschichtliche Ureinheit aller Erdsprachen mittelst der Wurzeln, Gwalb und Max Müller auf dem Wege der grammatischen Form erobern	292
Die mosaische Völkertafel können Linguistik und Völkerkunde mit Nutzen als Ausgangspunkt für sich gebrauchen	293
Verschiedene Diastemata der Genesis	295
Schluß	298

Mythologische Vorstellungen vom Ursprunge der Völker und Sprachen.

Gewiß, der uns mit solcher Denkkraft schuf,
Voraus zu schaun und rückwärts, gab uns nicht
Die Fähigkeit und göttliche Vernunft,
Um ungebraucht in uns zu schwimmeln.

Shakespeare.

Durch meine linguistischen Studien wurde ich häufig darauf geführt, wirklichen oder fabelhaften Abstammungen und verwandtschaftlichen Bezügen von Völkern einiges Nachdenken zu widmen. Vergleichen mit wissenschaftlicher Strenge festzustellen, sieht sich jedoch im Grunde erst die Neuzeit gerüstet, vermöge methodischer, nicht mehr, wie bis unlängst, in wilder Unordnung und ohne grammatische Analyse betriebener Vergleichung von Sprachen, welche in derlei Untersuchungen eben zum Haupt-Erweise dienen müssen. Dem Alterthume ging in Wahrheit noch alle Befähigung zu Entschieden solcher Art ab; — im Fall nicht vollkommene Zusammengehörigkeit mit höchstens mundartlicher Sprach-Verschiedenheit, auch bei unklarer Einsicht in das wahre Wesen der Völker-Verwandtschaft, vom geraden und gesunden Sinne unbefangener Beobachter sich schlechterdings nicht verfehlen ließ. Hieran hängt sich noch als weiterer Umstand von störendem Gewicht: daß man fast ausnahmslos der übelen Gewohnheit nachhing, Völker-Genealogieen, obschon sie von Verwandtschafts-Graden zwischen Einzelnen innerhalb einer Familie sich gleich weit, wie Völker, eben weil vielumfassende Sammel-Einheiten, von rein persönlichen

Untheilbarkeiten (ich meine Individuen) entfernen, dennoch in der einfacheren Form von den uns Menschen näher gerückten und leichter übersehbaren Familien-Regen vor sich haben zu wollen. Ja, das Schlimmere: mit nichts weniger als zögernder Geschwindigkeit wurden dann zu Ausfüllung der Geschlechtsstafeln von Völkern und Völkerschaften flugs die nöthigen Namen von Individuen geschaffen; und sind diese darum in sich leere Schatten und Schemen. Nicht einmal immer nebelumwobene Gestalten sagenhafter Ueberlieferung doch wenigstens mit einem geschichtlichen Kern. Rein, öfters — und das sollte man doch endlich begreifen lernen — bloße Geschöpfe einer, mitunter äußerst dürftigen und wohlfeilen Speculation, welche mit rückwärts gemendeter Seher-Zuversicht die höchstens noch in dunkelen Anklängen fortwirkende, allein an sich ungekante und unverständene Vergangenheit mit wesenlosen Persönlichkeiten bevölkert. Alles Werden und Gewordene verlangt in seinen ursachlichen Zusammenhängen immer tiefer und tiefer zurück nach Etwas, wodurch es eben ins Dasein getreten; und, wo letzteres nicht mehr (z. B. historisch), oder überhaupt nicht, auf dem Wege der Erfahrung zu beschaffen ist, sieht sich der nachdenkende Mensch im Suchen nach Erkenntniß zu der Erkenntnißform des Schlusses hingetrieben. Und diesen handhabt er dann, je weniger noch in strengem Denken geschult und von wissenschaftlichem Einblick in unerrückbare Naturgesetze beengt, mit um so geringerer Sorge, ob er nicht dabei oft nach selbstgeschaffenen Traumbildern greife und, statt gegenständlicher Wahrheit, statt der Wirklichkeit außer sich, ein Dunstgewölke aus eigner oder seines Nebenmannes Seele umarme; und natürlich — in einer Freiheit und Unbefangenheit, die, auch vor Unmöglichkeiten nicht zurückbeugend, sich durch keinen Jügel der Kritik im jähen Laufe aufhalten läßt, und kühn erfinderischer Einbildungskraft, welche wie des Kindes so der frühesten Menschenalter erste unsichere Schritte im Denken leitet und beherrscht, sich lieber gläubig hinsetzt als dem nüchternen und für die Bedürfnisse des Gefühls nicht genug Holz zur Erwärmung unterlegenden Verstande. Wird dann auch bei Späteren zuweilen ein vereinzelter Zweifel an dem Vorgefundenen wach: er bleibt, weil auf den Grund der Dinge hinabzublicken außer Stande und principiell nicht durchgreifend genug, zu ohnmächtig; ja hat oftmals kaum besseres Recht für sich, als der vorausgegangene Glaube, welchen noch keinerlei Zweifel beirrte und aufstoderte. Ich erinnere in dieser Hinsicht etwa an den schalen Euhemerismus. Was soll man ferner beispielsweise dazu sagen? wem der übrigens so recht-, ja leicht-gläubige Panfanias war, durch den Augenschein überwältigt, seiner Zeitgenossenschaft Erleben von Wundern abspriecht, sonst aber von denen der Vorzeit zu berichten nicht müde wird, ohne daß ihm dabei häu-

fig (obschon er zuweilen, namentlich, wo die Angaben einander widersprechen, ein wenig unsicher wird) ernstliche Zweifel in den Sinn können. Vgl. VII. 2, 2. und den Schluß des Kapitels. Pausanias meint: vieles in alter Zeit wie in der Gegenwart Vorgefallene habe für die Menge durch diejenigen seine Glaubwürdigkeit eingebüßt, welche in das Wahre Lügenhaftes hineingebaut hätten (*οἱ τοῖς ἀληθέσιν ἐποιχοδομοῦντες ἐψευσμένα*). Daß aber nicht immer bloß die späteren Ansichten Menschen-Erfindung seien, sondern oft schon der Grundstock selbst: der Gebanke lag dem braven Manne gänzlich fern. Uebrigens ist uns, in Mythologie und Sagen-geschichte, — darauf muß nachdrücklichst bestanden werden, — mit nacktem Unglauben und wohlfeiler Verneinung gar wenig gebient, suchen wir nicht in selbstsehender Weise einzubringen in den wahren Sinn, welchen die Vorzeit mit den, zwar nicht verstandesmäßig geformten, allein darum keinesweges immer schlechthin aller Vernunft baaren mythischen Vorstellungen und Symbolen *) ursprünglich verband, deren Inhalt in solchem Betracht nicht reine Poesie ist, wie fragenhaft sich öfters seine äußere Hülle zeigt und giebt.

Zu weiterem vorläufigen Verständnisse unseres Gegenstandes bedarf es noch einer anderen Erwägung. Nämlich es gilt den zwar bekannten, allein noch immer nicht in seinem vollen Lichte und nach ganzem Erforderniß gewürdigten Drang der Urwelt nach Belebung und vor Allem Werpersönlichung weit über die Gewartungen der Naturwahrheit hinaus. Es genügt hier, auf Welcker's Griech. Götterl. Bd. I. S. 72 fgg. „Personification“ und auf den S. 73 citirten Thirlwall Hist. of Greece zu verweisen, welcher in Kap. 3. seine Schilderung der Griechischen Nation damit beginnt, über die bei genanntem, dichterisch und sonst so hoch begabten Volke in ungläublicher Fülle verbreitete „Tendenz zur Personification“ sich auszulassen. In dieser (übrigens schwerlich irgend einem Volke ganz mangelnden) Thätigkeit der Personification ist aber, den angezogenen Zeugnissen nach, zweierlei zu unterscheiden, das Hervorbringen des Bildes und die Geneigtheit,

*) Vgl. auch *ἀλληγορία* Allegorie, buchst. Anderes Sagen, — anderes Meinen. Dies jedoch mehr mit bewusster Ueberlegung. — Ich theile aber vollkommen die Meinung des Vfs. von dem Aufsatze: Die Symbolik in der deutschen Mythologie (Grenz. 1862. Nr. 3. S. 114): „Daher Grund schafft das menschliche Vorstellungsvermögen gar kein Gebilde; eine *causa efficiens*, wie man sich vor 100 Jahren ausgedrückt hätte, muß immer vorhanden sein. Zur Erzeugung eines Denkprodukts und wo ein Aberglaube, eine Sitte, eine Uebung auch lediglich Spiel der ästhetischen Phantasie ist, auch da hat diese Phantasie nicht ohne Anhaltspunkte geschaffen: und die Aufgabe der Mythologie wird nicht sein, den Unsin seiner Objecte zu proclamiren, sondern mit Liebe und Hingebung ihren Sinn zu ergründen.“

solche Phantastik-Bilder gleich den Dingen selbst als wirklich und wesentlich anzusehen, die tief gehende Illusion, welche zwischen dem Objectiven und Subjectiven wenig zu unterscheiden vermag. — Schleiden, die Pflanze S. 362 macht die sehr richtige Bemerkung: »der Mensch, sobald er sich dem rohesten Zustande des Jägerlebens entziffen, wird schon durch den Heerden pflegenden Beruf des gefänztigtern Hirten, mehr aber noch durch die Eigenthum anerkennende Gestiftung des Ackerbaus auf die Beobachtung der Pflanzen im Einzelnen, ihres Entstehens und Vergehens, ihres Lebens und ihrer Fortpflanzung, endlich ihre Abhängigkeit von fördernden oder störenden Einflüssen der äußern Natur, von Sonne, Thau, Regen und Boden hingewiesen. Dem Menschen, der zuerst zum Gefühl eigener Freiheit erwacht ist, der geföhlt hat, daß er »Thäter seiner Thaten« sei, ist es fast unvermeidlich, überall da, wo er Veränderung sieht, Handlung, wo er Thätigkeit sieht, Freiheit, und daher geistiges Leben vorauszusetzen. So erhält anfänglich jede Pflanze, jeder Baum, jede Blume ein [auch schon, füge ich hinzu, im grammatischen Geschlecht sich bekundendes] personificirendes Princip als eintwohnenden Gott; Orkaden beleben die Wälder, im säuselnden Grase tanzen Elfen ihren leichten Reigen. Noch bestimmter bemächtigt sich späterhin die symbolisirende Dichtung des Lebens der einzelnen Pflanzen und in Cultus und Poesie verflechten sich reiche Kränze aus dem friedlichen Reiche der Flora.«

Auch die heidnischen Götter sind Personen, mit zwar nicht realer, wohl aber ideeller Wirklichkeit, hingestellt für gewöhnlich auf physische und sodann auf ethisch-metaphysische Grundlage. Indem nämlich der Mensch in solchen Naturgegenständen und in solchen Naturgewalten, wie Himmel, Sonne, Mond, Erde, Meer, Feuer, Jahreswechsel (Horen, Vertumnus), Sturm, Gewitter, Regen u. s. w., von deren Wirksamkeit, so oder so, des Menschen Wohl und Wehe und sein Gemüth aufs empfindlichste und tiefste berührt werden, Lenker derselben erblickt, welche ihm gleich fühlen, denken, handeln, und zwar, je nach des Menschen zu ihnen eingenommener Stellung, letzteren freund oder feind sich behaben, und gut oder böse sind: so beugt sich des vielfach ohnmächtigen Sterblichen Knie in religiöser Andacht vor jenen höheren und übermenschlichen Mächten, welche — ein vielfarbiger Abglanz des Einen wahren Gottes — populares dei multi, naturalis unus, wie schon Antisthenes wollte — als moralische Personen dennoch nichts sind als des furchterfüllten Menschengemüthes eigenes Gemächt. Ja, in Folge anthropomorphistischer Anschauungen lebiglich poetisirte, ins Große ausgemalte Menschen-Gestalten, aus dem Reiche des Ueber sinnlichen wieder herabgezogen in das greifbarere der Sinnlichkeit, oder besser: von vornherein des erbigen Antlebsfelds

aus letzterem nie entlebigt. Für unseren gegenwärtigen Zweck lassen wir diese Art von (religiösen) Phantasie-Geschöpfen bei Seite.

Am jetzigen Orte, wo uns um Aufhellung einiger ethnologischer Fragen zu thun ist, soll bloß die Rede sein von mythischen Persönlichkeiten, an welche einfältiger Glaube die Anfänge von Menschenwerken, wie Städte oder gewisse politische und religiöse Einrichtungen, von Bräuchen, Erfindungen, Kulturzuständen u. dgl. knüpfte, oder welche — übrigens kaum je nicht wider alle Möglichkeit geschichtlicher Erinnerung — an der Spitze von Völkern und Völkerschaften als deren vermeintliche Urahnen, d. h. ursprüngliche Einheits-Punkte vor der von ihnen hergeleiteten Vielheit, sich denken ließen. In der That: nur als geheiligte Voraussetzung denken und vorstellen, indem die früheste Grundlage der gewöhnlich, wie Polyphen sich fortzupflanzen pflegen, durch Zertheilung größerer Ganzen entstehenden Völker sicherlich in den meisten Fällen, etwa die aller uranfänglichsten abgerechnet, factisch eine breitere war, als die denkbar schmalste von nicht mehr als einem einzigen Urpaare. Kein Wunder aber, daß (solches liegt in der menschlichen Natur) vorzüglich nach ruhmvoller und vornehmer Abkunft gezeitig und daher, wo möglich, in alten Heroen, ja, mittelst dieser, selbst in Gottheiten die letzten Ringe jedesmal der Ahnentafel gesucht wurden, um die sich, als in die unmittelbare Gegenwart herein reichend, ein ganz vorzügliches Interesse dieses oder jenes Volkstammes (und wir haben hierbei als reichhaltiges Beispiel den Griechischen vor Augen) drehete. In der Geschichte giebt es vielerlei Dinge, wovon man, weil keine, selbst nicht die sagenhafte, Ueberlieferung so weit zurück geht, auch in Wirklichkeit nichts wissen kann; und nur äußerst schüchtern und behutsam wird erschließender Forschung derartige leer gebliebene Lücken ihrerseits nothdürftig auszufüllen gestattet sein. Dahin gehört nun, ich glaube ohne Ausnahme, das ganze Kapitel von stammheitlicher Rückführung jedes einzelnen Volkes auf einige wenige Persönlichkeiten (meist auf Ein Urpaar) als dessen vermeintliche Stammältern, und von vielleicht noch tiefer in die Vergangenheit hinein fortgesetzter Zusammenschürzung hinwiederum aller solcher erdichteten Volksahnen in Einen letzten Gesammtknoten als Beginn der Menschheit überhaupt. Um nun aber nicht aller realen Begründung zu ermangeln und schlechterdings aus der blauen Luft seinen Baustoff zu holen: wie konnte man da bei der Geschichts-Spekulation anders, als sich, wenigstens zu einem großen Theile, an gegebene Namen unbestreitbarer Wirklichkeit, d. h. also namentlich an die Benennungen von Völkern, Vertlichkeiten u. s. w., oft freilich auch nur an Namen schon gebildeter Mythenkreise anklammern? Freilich gerieth man bei solchem Verfahren wider Willen und unablässlich in die Lage, in kinderhaftem Thun mit spielenden und bloßen Schein-Erklä-



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Völkergenealogieen	8
Personifikation von Naturgewalten	8
Von Völkern und Dertlichkeiten abgelegene Epithyma	5
Im höchsten Alterthum selten Benennung von Dertlichkeiten nach geschichtlichen Personen	7
Sparta; Benennung Arkadischer Städte nach Lycaonten	9
Gleichlautende Ortsnamen; Theben	12
Falsche Etymologieen Isibors	14
Mythische Völkergenealogieen der Presanhiorte	16
Armenier, Kelten, Etythen, Afghauen u. s. w. Türken und Mongolen	22
Tendenzlöse Absichtlichkeit in Genealogieen, Rassen, Stände	26
Im A. T. Namen von Individuen als Collectiv-Begriffe und deshalb deren in mehrheitlichem Numerus, z. B. Kithim, Mizraim	30
Cham, d. i. der Schwarze, und die übrigen Noachiden	35
Adam, Eva, Seth, Enosch, Abel, Cain u. s. w.	39
Thubal-Cain	44
Zweck der mosaïschen Völkertafel: Verherrlichung des Jüdischen Volkes vor allen übrigen. Die Ismaelliten; als Spötter; und wegen Mißbrauchs in ihrem Lande der Name Cethura erfunden	45
Noachiter. Ararat, Eber, Pheleg	52
Abraham, Sara, Isaaß, Jakob	54
Gegen 70 als angebliche Zahl von Sprachen und Völkern. Zittauer-Coder des Isibor	57
70 und 72 heilige Zahlen. Mezzosanti	62
Moses kein Linguisß	65
Rosmor-, Ethno- und Glosfogente entstanden aus Speculation, keine Geschichte	67
Weltel; Chaos und dergl.	68
Sprachen der Menschen nach dem Lobe, der Engel, der Thiere	71
Eine einzige Ursprache und nur ein Urspar von Menschen?	73

Mythologische Vorstellungen vom Ursprunge der Völker und Sprachen.

Gewiß, der uns mit solcher Denkkraft schuf,
Voraus zu schau'n und rückwärts, gab uns nicht
Die Fähigkeit und göttliche Vernunft,
Um ungebraucht in uns zu schimmeln.

Shakespeare.

Durch meine linguistischen Studien wurde ich häufig darauf führt, wirklichen oder fabelhaften Abstammungen und verwandtschaftlichen Bezügen von Völkern einiges Nachdenken zu widmen. Vergleichen mit wissenschaftlicher Strenge festzustellen, sieht sich jedoch im Grunde erst die Neuzeit gerüstet, veröge methodischer, nicht mehr, wie bis unlängst, in wilber Unordnung und ohne grammatische Analyse betriebener Vergleichung von Sprachen, welche in derlei Untersuchungen eben zum Haupt-Er-eise dienen müssen. Dem Alterthume ging in Wahrheit noch alle efähigung zu Entscheiden solcher Art ab; — im Fall nicht volltliche usammengehörigkeit mit höchstens mundartlicher Sprach-Ver- jiedenheit, auch bei unklarer Einsicht in das wahre Wesen der ölker-Verwandtschaft, vom geraden und gesunden Sinne unbefan- ner Beobachter sich schlechterdings nicht verfehlen ließ. Hieran lngt sich noch als weiterer Umstand von störendem Gewicht: daß an fast ausnahmslos der übelen Gewohnheit nachhing, Völker- enealogieen, obschon sie von Verwandtschafts-Graden zwischen inzelnen innerhalb einer Familie sich gleich weit, wie Völker, en weit vielumfassende Sammel-Einheiten, von rein persönlichen

Untheilbarkeiten (ich meine Individuen) entfernen, dennoch in der einfacheren Form von den uns Menschen näher gerückten und leichter übersehbaren Familien-Regen vor sich haben zu wollen. Ja, das Schlimmere: mit nichts weniger als zögernder Geschwindigkeit wurden dann zu Ausfüllung der Geschlechtsstafeln von Völkern und Völkerschaften flugs die nöthigen Namen von Individuen geschaffen; und sind diese darum in sich leere Schatten und Schemen. Nicht einmal immer nebelumwobene Gestalten sagenhafter Ueberlieferung doch wenigstens mit einem geschichtlichen Kern. Nein, öfters — und das sollte man doch endlich begreifen lernen — bloße Geschöpfe einer, mitunter äußerst dürftigen und wohlfeilen Speculation, welche mit rückwärts gewendeter Seher-Zuversicht die höchstens noch in dunkelen Anklängen fortwirkende, allein an sich ungekannte und unverstandene Vergangenheit mit toesenlosen Persönlichkeiten bevölkert. Alles Werden und Gewordene verlangt in seinen ursachlichen Zusammenhängen immer weiter und weiter zurück nach Erwas, wodurch es eben ins Dasein getreten; und, wo letzteres nicht mehr (z. B. historisch), oder überhaupt nicht, auf dem Wege der Erfahrung zu beschaffen ist, sieht sich der nachdenkende Mensch im Suchen nach Erkenntniß zu der Erkenntnißform des Schlusses hingetrieben. Und diesen handelt er dann, je weniger noch in strengem Denken geschult und von wissenschaftlichem Einblick in unverrückbare Naturgesetze beengt, mit um so geringerer Sorge, ob er nicht dabei oft nach selbstgeschaffenen Traumbildern greife und, statt gegenständlicher Wahrheit, statt der Wirklichkeit außer sich, ein Dunstgewölk aus eigner oder seines Nebenmannes Seele unwarmer; und natürlich — in einer Freiheit und Unbefangenheit, die, auch vor Unmöglichkeit nicht zurückweichend, sich durch keinen Zügel der Kritik im jähen Laufe aufhalten läßt, und kühn erfinderischer Einbildungskraft, welche wie des Kindes so der frühesten Menschenalter erste unsichere Schritte im Denken leitet und beherrscht, sich lieber gläubig hingiebt als dem nüchternen und für die Bedürfnisse des Gefühls nicht genug Holz zur Erwärmung unterlegenden Verstande. Wird dann auch bei Späteren zuweilen ein vereinzelter Zweifel an dem Vorgefundenen wach: er bleibt, weil auf den Grund der Dinge hinabzublicken außer Stande und principiell nicht durchgreifend genug, zu ohnmächtig; ja hat oftmals kaum besseres Recht für sich, als der vorausgegangene Glaube, welchen noch keinerlei Zweifel beirrte und aufschobelte. Ich erinnere in dieser Hinsicht etwa an den schalen Euhemerismus. Was soll man ferner beispielsweise dazu sagen? wenn der übrigens so recht-, ja leicht-gläubige Pausanias zwar, durch den Augenschein überwältigt, seiner Zeitgenossenschaft Erleben von Wundern abspricht, sonst aber von dem der Vorzeit zu berichten nicht müde wird, ohne daß ihm dabei han

fig (obchon er zutheilen, namentlich, wo die Angaben einander widersprechen, ein wenig unsicher wird) ernstliche Zweifel in den Sinn kämen. Vgl. VII. 2, 2. und den Schluß des Kapitels. Pausanias meint: vieles in alter Zeit wie in der Gegenwart Vorgefallene habe für die Menge durch diejenigen seine Glaubwürdigkeit eingebüßt, welche in das Wahre Lügenhaftes hineingebaut hätten (*οἱ τοῖς ἀληθέσιμ ἐπικοδομοῦντες ἐψευσμένα*). Daß aber nicht immer bloß die späteren Ansichten Menschen-Erfindung seien, sondern oft schon der Grundstock selbst: der Gedanke lag dem braven Manne gänzlich fern. Uebrigens ist uns, in Mythologie und Sagen-geschichte, — darauf muß nachdrücklichst bestanden werden, — mit nacktem Unglauben und wohlfeiler Verneinung gar wenig ge-dient, suchen wir nicht in selbststehender Weise einzubringen in den wahren Sinn, welchen die Vorzeit mit den, zwar nicht verstan-desmäßig geformten, allein darum keinesweges immer schlechthin al-ler Vernunft baaren mythischen Vorstellungen und Symbolen *) ursprünglich verband, deren Inhalt in solchem Betracht nicht reine Pöffe ist, wie fragenhaft sich öfters seine äußere Hülle zeigt und giebt.

Zu weiterem vorläufigen Verständnisse unseres Gegenstandes bedarf es noch einer anderen Erwägung. Nämlich es gilt den zwar bekannten, allein noch immer nicht in seinem vollen Lichte und nach ganzem Erforderniß gewürdigten Drang der Urwelt nach Belebung und vor Allem Verpersönlichung weit über die Bemerkungen der Naturwahrheit hinaus. Es genügt hier, auf Welcker's Griech. Götterl. Bd. I. S. 72 fgg. „Personification“ und auf den S. 73 citirten Thirlwall Hist. of Greece zu verwei-sen, welcher in Kap. 3. seine Schilderung der Griechischen Na-tion damit beginnt, über die bei genanntem, dichterisch und sonst so hoch begabten Volke in unglaublicher Fülle verbreitete „Tendenz zur Personification“ sich auszulassen. In dieser (übrigens schwer-lich irgend einem Volke ganz mangelnden) Thätigkeit der Personi-ficirung ist aber, den angezogenen Zeugnissen nach, zweierlei zu un-terscheiden, das Hervorbringen des Bildes und die Vereingtheit,

*) Vgl. auch *ἀλληγορία* Allegorie, buchst. Anderes Sagen, — anderes Meinen. Dies jedoch mehr mit bewusster Ueberlegung. — Ich theile aber vollkommen die Meinung des Vfs. von dem Aufsatze: Die Symbo-lis in der deutschen Mythologie (Grenzbl. 1862. Nr. 3. S. 114): „Dhne Grund schafft das menschliche Vorstellungsvermögen gar kein Gebilde; eine *causa sufficientis*, wie man sich vor 100 Jahren angedrückt hätte, muß immer vorhanden sein. Zur Erzeugung eines Denkprodukts und wo ein Aberglaube, eine Sitte, eine Uebung auch lediglich Spiel der ästheti-schen Phantasie ist, auch da hat diese Phantasie nicht ohne Anhaltspunkte geschaffen: und die Aufgabe der Mythologie wird nicht sein, den Unsin seiner Objecte zu proclamiren, sondern mit Liebe und Hingebung ihren Sinn zu ergründen.“

solche Phantasie-Bilder gleich den Dingen selbst als wirklich und wesentlich anzusehen, die tief gehende Illusion, welche zwischen dem Objectiven und Subjectiven wenig zu unterscheiden vermag. — Schleiden, die Pflanze S. 362 macht die sehr richtige Bemerkung: „der Mensch, sobald er sich dem rohesten Zustande des Jägerlebens entzissen, wird schon durch den Heerden pflegenden Beruf des gefänstigten Hirten, mehr aber noch durch die Eigenthum anerkennende Gesittung des Ackerbaus auf die Beobachtung der Pflanzen im Einzelnen, ihres Entstehens und Vergehens, ihres Lebens und ihrer Fortpflanzung, endlich ihre Abhängigkeit von fördernden oder störenden Einflüssen der äußern Natur, von Sonne, Thau, Regen und Boden hingetwiesen. Dem Menschen, der zuerst zum Gefühl eigener Freiheit erwacht ist, der geföhlt hat, daß er „Thäter seiner Thaten“ sei, ist es fast unvermeidlich, überall da, wo er Veränderung sieht, Handlung, wo er Thätigkeit sieht, Freiheit, und daher geistiges Leben vorauszusetzen. So erhält anfänglich jede Pflanze, jeder Baum, jede Blume ein [auch schon, füge ich hinzu, im grammatischen Geschlecht sich bekundendes] personificirendes Princip als einwohnenden Gott; Orhaben beleben die Wälder, im säuselnden Grase tanzen Elfen ihren leichten Reigen. Noch bestimmter bemächtigt sich späterhin die symbolisirende Dichtung des Lebens der einzelnen Pflanzen und in Cultus und Poesie verflechten sich reiche Kränze aus dem friedlichen Reiche der Flora.“

Auch die heidnischen Götter sind Personen, mit zwar nicht realer, wohl aber ideeller Wirklichkeit, hingestellt für gewöhnlich auf physische und sodann auf ethisch-metaphysische Grundlage. Indem nämlich der Mensch in solchen Naturgegenständen und in solchen Naturgewalten, wie Himmel, Sonne, Mond, Erde, Meer, Feuer, Jahreswechsel (Horen, Vertumnus), Sturm, Gewitter, Regen u. s. w., von deren Wirksamkeit, so oder so, des Menschen Wohl und Wehe und sein Gemüth aufs empfindlichste und tiefste berührt werden, Lenker derselben erblickt, welche ihm gleich fühlen, denken, handeln, und zwar, je nach des Menschen zu ihnen eingenommener Stellung, letzteren freund oder feind sich behaben, und gut oder böse sind: so beugt sich des vielfach ohnmächtigen Sterblichen Knie in religiöser Andacht vor jenen höheren und übermenschlichen Mächten, welche — ein vielfarbiger Abglanz des Einen wahren Gottes — populares dei multi, naturalis unus, wie schon Antisthenes wollte — als moralische Personen dennoch nichts sind als des furchterfüllten Menschengestes eigenes Gemächt. Ja, in Folge anthropomorphistischer Anschauungen lebiglich potenzierte, ins Große ausgemalte Menschen-Gestalten, aus der Reiche des Ueber Sinnlichen wieder herabgezogen in das greifbarer der Sinnlichkeit, oder besser: von vornherein des erbigen Anklebsel

aus letzterem nie entlebigt. Für unseren gegenwärtigen Zweck lassen wir diese Art von (religiösen) Phantasie-Geschöpfen bei Seite.

Am jetzigen Orte, wo uns um Aufhellung einiger ethnologischer Fragen zu thun ist, soll bloß die Rede sein von mythischen Persönlichkeiten, an welche einfältiger Glaube die Anfänge von Menschentwerken, wie Städte oder gewisse politische und religiöse Einrichtungen, von Bräuchen, Erfindungen, Kulturzuständen u. dgl. knüpfte, oder welche — übrigens kaum je nicht wider alle Möglichkeit geschichtlicher Erinnerung — an der Spitze von Völkern und Völkerschaften als deren vermeintliche Urahnen, d. h. ursprüngliche Einheits-Punkte vor der von ihnen hergeleiteten Vielheit, sich denken ließen. In der That: nur als geheischte Voraussetzung denken und vorstellen, indem die früheste Grundlage der gewöhnlich, wie Polyphen sich fortzupflanzen pflegen, durch Zertheilung größerer Ganzen entstehenden Völker sicherlich in den meisten Fällen, etwa die aller uranfänglichsten abgerechnet, factisch eine breitere war, als die denkbar schmalste von nicht mehr als einem einzigen Urpaare. Rein Wunder aber, daß (solches liegt in der menschlichen Natur) vorzüglich nach ruhmvoller und vornehmer Abkunft geizt und daher, wo möglich, in alten Heroen, ja, mittelst dieser, selbst in Gottheiten die letzten Ringe jedesmal der Ahnentette gesucht wurden, um die sich, als in die unmittelbare Gegenwart herein reichend, ein ganz vorzügliches Interesse dieses oder jenes Volkstammes (und wir haben hierbei als reichhaltiges Beispiel den Griechischen vor Augen) drehete. In der Geschichte giebt es vielerlei Dinge, wovon man, weil keine, selbst nicht die sagenhafte, Ueberlieferung so weit zurück geht, auch in Wirklichkeit nichts wissen kann; und nur äußerst schüchtern und behutsam wird erschließender Forschung derartige leer gebliebene Lücken ihrerseits nothdürftig auszufüllen gestattet sein. Dahin gehört nun, ich glaube ohne Ausnahme, das ganze Kapitel von stammheitlicher Rückführung jedes einzelnen Volkes auf einige wenige Persönlichkeiten (meist auf Ein Urpaar) als dessen vermeintliche Stammältern, und von vielleicht noch tiefer in die Vergangenheit hinein fortgesetzter Zusammenschürzung hinwiederum aller solcher erdichteten Volksahnen in Einen letzten Gesammtknoten als Beginn der Menschheit überhaupt. Um nun aber nicht aller realen Begründung zu ermangeln und schlechterdings aus der blauen Luft seinen Baustoff zu holen: wie konnte man da bei der Geschichts-Spekulation anders, als sich, wenigstens zu einem großen Theile, an gegebene Namen unbestreitbarer Wirklichkeit, d. h. also namentlich an die Benennungen von Völkern, Vertlichkeiten u. s. w., oft freilich auch nur an Namen schon gebildeter Mythentriebe anklammern? Freilich gerieth man bei solchem Verfahren wider Willen und unabsichtlich in die Lage, in kinderhaftem Thun mit spielenden und bloßen Schein-Erklä-

rungen sich zufrieden zu geben, wo man doch eigentlichen Ernst im Sinn hatte. Entnehme ich z. B. den *Δωριεύς* einen *Δῶρος*, den *Ἰώνες*, *Ἰαῖονες* einen *Ἰών*, in der Genesis Javan (benn dies ist das wahre Verhältniß der Sache, nicht umgekehrt), als wären sie die Stammväter von Dorern oder Joniern, um mittelst jener Fiktionen neben dem Ursprunge gedachter Völkerschaften deren Namen zu erklären: so bewegt sich meine vermeintliche Erklärung in einem ethnologischen Circle, welcher eben so nutzlos ist als der logische. Gebe ich so doch lediglich eine tautologische Erklärung (Dorer durch Dorus, Jonier durch Ion), d. h. gar keine, weil man bei einer Erklärung — idem per idem — nicht weiter kommt, welche, indem sie das schon Gesagte, mehr oder minder versteckt, wiederholt, aus dem Kreise des zu Erklärenden selber keinen Schritt heraus tritt; — und, wenn Doros, Ion u. s. w. wahrhafte Personen waren, woher dann bekamen sie ihre Namen, und was bezeichnen letztere? Wohl aber mag durch den besondern Grad von Verwandtschaft, welcher in der Stammtafel der Hellenen den einzelnen Vertretern der Haupt-Völkerschaften Griechenlands angetwiesen wird, indem z. B. *Ἀχαιοὶ* und *Ἴων* nicht etwa als Brüder von Doros und Aiolos diesen gleichberechtigt hingestellt werden, sondern mittelst ihres Vaters Kuthos („Verstosener“, aus *ἐκωθεῖν*?) bloß als deren Neffen; — allerdings mag, meine ich, durch solche, gewiß doch kaum willkürliche Fassung des genealogischen Verhältnisses gedachter angeblicher Stammhäupter der Hellenischen Gesamtheit (bezeichnet durch Hellen, als Vater von Doros, Kuthos und Aiolos — und Sohn des Kuthmannes Deukalion) der Intention der Sage nach ein zwischen Dorern; Achäern und Jonern; endlich Aeolern als historischen Wirklichkeiten vielleicht völlig, jedenfalls theilweise wohlbegründetes Affiliations-Verhältniß seinen nur nicht phantastelosen, sonst wahrheitgemäßen Ausdruck gefunden haben.

Man muß die Möglichkeit zugeben, allerdings, daß Völker, Länder, Städte u. s. f. nach Personen ihre Benennungen erhalten konnten, wie dies ja (nur bei Völkern möchten durchaus zweifelsfreie Beispiele, wie Osmanli für die europäischen Türken, zu den äußersten Seltenheiten gehören) in Alterthum und Neuzeit genug der Fall ist. Selbstverständlich aber liegt zwischen Personen einer = und Völkern, Ländern, Städten und sonstigen Dertlichkeiten anderseits eine Kluft, welche (vgl. die Auseinandersetzung dabon in meinen Familiennamen S. 329 fgg.) in der Regel nur durch grammatische *) Vermittelungen, als da sind Zusammen-

*) Allpittsch, unter Fortlassen der allgemeinen Ortsbezeichnung, wie zuweilen im Griechischen, Lateinischen und Englischen, stehen auch oft für Ortschaften die Genitive von Personennamen, deren Cassel Wiss. Berichte 1854. S. 159. aus Vilmar, Die Orten. in Kurhessen

setzung (*Φαιλοπόπολις*; Carlörube) oder eigenthümliche Ableitungs-Formen (z. B. *Εὐμένεια*, gls. die Eumeneßsche, nämlich Stadt, aus *Εὐμένης* mit — *ια*; Caesarea; Fridericia; mit der patron. Endung im Dat. Pl. — *ingen*, alt — *ingum* u. s. w. Förstemann *Ordn.* S. 835), übersteigbar wird. — Landesnamen mindestens aus neuerer Zeit, z. B. mehrere Staaten Nordamerikas, welche Personen zu Ehren benannt worden, wie Maryland durch Karl I. von England nach seiner Gemalin. Cidjhorn, *Geschichte* VI. S. 594. Virginiten nach der jungfräulichen Königin Elisabeth 394. Carolina nach Karl V. von Spanien 621. Georgien nach Georg II. von England 635. Louisiana nach Louis XIV. von Frankreich; ja Pennsylvanien nach dem Väter William Penn 567. Außerdem Orter, wie Washington, Franklin u. s. w. — Auch ist der jetzigen von Skotos abhängigen Provinz Adamaua, ehemals Fumbina, dieser ihr neuer Name zu Ehren des Markem Adama, Vaters des gegenwärtigen Statthalters, gegeben. Barth, *Reisen und Entdeckungen.* Im Ausg. Th. I. 453.

Es scheint übrigens, daß, anders wie im germanischen Mittelalter, wo der von Personen ausgehenden Ortsnamen Region ist, im höheren Griechischen Alterthume (von dem sprechen wir zunächst) trotz der vielen angeblich historischen Personen, welche Städten u. s. f. ihren Namen sollen geliehen haben, vor der Benennung nach örtlicher Beschaffenheit, nach Göttern u. vgl. die Sitte solcher Namensgebung noch nicht in Gebrauch gewesen, welche als Ausfluß von Herrscherdünkel oder von unterwürfiger Schmeichelei z. B.

(*Ztschr. des Hess. Vereins* I, 276.) solche beibringt, wie Madalgozes (eig. des Madalgez — Haus, Heim u. s. w., heute Malkos), Hadebrandos, Sigebertes, Adalhartos u. s. w. Dazu Cassel: „Deutlicher als irgendwo spiegelt sich hier die vollständige Concentration des Eigenthums um den Besitzer, wie um die Person, die sie repräsentirt; das Eigenthum stammt von ihm, wie die Familie vom Vater; wie der Sohn des Vaters Namen lost im Genitive, hinzuwerfenden „Sohn“ Meines Familienn. S. 554., vgl. z. B. Artemidoros Apollonii u. aa. Massmann, *Libellus aurar.* S. 197; Ajax Oilei, Deiphobe Glauci in Jani, *Ars poet.* p. 187 sq.] patronymisch trägt, so der Besitz“ u. s. w. — Dasselbe findet oft bei Dertlichkeiten statt, die ihren Namen von Heiligen erborgten, unter denen besonderen Schutz man sie gestellt wünscht. Z. B. in Brasilien die Provinzen von Minas geraes 1, Espirito Santo 2. Sta Catharina 3. St. Paulo. Burnseiler, *Reise* S. 589. Die Klaffe St. Antonio, St. Marcos, Sta Fe (der heil. Glaube, fides). Die Stadt da Conceição (de Principe) S. 590. nach Marä Empfangniß. Der Morro (Hügel, *sq. tortre*) St. Antonio S. 482. Der St. João Nepomuceno S. 534. — So unrichtig auch der Familienname Jean Demessier (d. h. des Herren Christi, nämlich — Diener). — Die Insel Mauritius ward von den Niederländern 1598 besetzt und nach Novis von Nassau gekauft. *Ausl.* 1862. Nr. 11. S. 252.

feit Alexander und von Rom aus unter den Kaisern zur Mode wurde, und vielfach es bis auf den heutigen Tag geblieben, Vertlichkeiten insbesondere nach fürstlichen Personen zu benennen, und, ich weiß nicht ob dadurch mehr letztere oder jene ersteren zu ehren. Gesezt aber auch, es gingen manche Volk-, Land- und Ortsnamen selbst des frühesten, Griechischen oder anderweiten, Alterthums auf Namen von Menschen mit Fleisch und Blut in unanfechtbarer Wirklichkeit zurück: so unterläge doch jedesmal deren grammatische Bildungsweise aus denjenigen Personennamen, welche als ihre Primitiva gelten müßten, der unnachsichtlichsten Nachprüfung, weil, wenn selbst heute noch selten in durchweg ausreichender Weise, vormalß so gut wie gar nicht an Begründung derselben gedacht wurde. Ohne eine solche, auch sprachlich die Rechtmäßigkeit des Ursprungs erhaltende Beweisführung jedoch kann man für die Wichtigkeit solcher Namen-Herleitungen durchaus nicht einsehen. Abseiten der Sprache klarer Unsinn z. B. wäre es, von Romulus den Namen Roma herzuleiten, was bei dem Verkleinerungs-Suffixe in jenem höchstens in umgekehrter Richtung möglich wäre. Ennius beschreibt in den Annalen den Wettstreit der Gebrüder Römulus und Rēmus, auch Rēmulus, zwischen deren Namen, so scheint es, eine Art Parallelismus gesucht worden, bei der Vogel-schau. S. Bahlen, Rhein. Museum 1861. S. 571. B. 82.: Certabant urbem Romam Remoramve vocarent. Augenscheinlich soll der zweite Name, der trotz Aur. Vict. Orig. gent. Rom. 21. *fin.* so wenig von Remus kommen als letzteres umgekehrt (*a tarditate*) eine Kürzung aus Remores sein kann, mit den remores aves in Verbindung gebracht werden, quae acturum aliquid remorari compellunt. Denn B. 98.: Conspicit inde sibi data Romulus esse priora. Vgl. Bressler R. M. S. 700. Auch ist in Ovids Fasten V, 445. 479. die Umdeutung der Lemuria, dem Remus zu Gefallen, in Remuria eitle Spielerei. Nun ist aber gar nicht zweifelhaft, wie eine unendliche Menge von Personen-Namen bei Griechen, Römern, was sage ich? bei allen Völkern in der Periode ihrer noch kritisch unmündigen Geschichte-Behandlung auf nichts-beruhen als einer baaren *petitio principii*. Jedes Volk, jede Stadt z. B. hatte einen Anfang, und dieser Anfang war zuerst, wenn auch nicht auf absolute Einheit, doch jedenfalls auf eine weitaus geringere Zahl beschränkt, als woraus jene in ihrem nachmaligen Verlaufe bestanden. Wenn man nun diesen Anfang, durch irgend eine Persönlichkeit als (meist doch höchstens moralischen) Urheber bezeichnet findet: so ist damit einer gewissen Forderung der Vernunft nachgekommen, insofern man jene eben nur als ein namenloses und nach ihrer individuellen Beschreibung ganz unbestimmtes x voraussetzt. Allein, mehr davon und zwar in geschichtlicher Wahrheit wissen wollen, geht außer-

halb historisch zuverlässiger Zeiten in Aferweisheit über; und man lasse sich am wenigsten darüber täuschen, daß, wenn der Wirklichkeit angehörenden Eigennamen ganz oder mit geringen Lautunterschieden gleiche Personennamen so viele vorkommen, welche jenen den Ursprung gegeben (nicht ihr schattenhaftes Dasein erst von ihnen genommen) haben sollen, von letzteren wenigstens im classischen Alterthume die Mehrzahl nichts ist als das Werk reger Phantasie. Solche Eponyma, wie man sie heißt, darf man nicht, das wäre mindestens ein Irrthum, der sich historisch rächen würde, für etwas Anderes und Besseres halten, als was sie sind. Mit welcher gar nichts Schlimmes ahnenden, ja, man möchte fast sagen, ihrer Sorglosigkeit wegen rührenden Unschuld häufig bei Abziehen solcher Eponyma verfahren worden: davon liegen die schlagendsten Beispiele vor, und gewähren den gar nicht verächtlichen Nutzen, von ihnen auf die Beschaffenheit anderer schließen zu können, deren innere Wichtigkeit und Hinsälligkeit sich nicht so auf den ersten Blick verräth.

Ein kurzes Beispiel giebt die Art, wie Lakoniens Hauptstadt, Sparta (wahrsch. „die sporadische“ s. Kühn, Ztschr. IV. 252.), zu ihrem Namen gekommen sein soll. S. Jacobi Myth. WB. Das ging sehr leicht. Man erdichtete eine *Σπάρτη*, Tochter des Eurotas (bekanntlich Fluß in Lakonien) und der Klete (berufen, als *ἐκκλησία*? kaum „erlesen“ oder „willkommen“), Gemahlin des Lakodämon (Schutzgott des Landes), Mutter des Amyklas (aus dem Namen der lakonischen St. Amyklä) und der Eurhise (weithin des Reiches waltehd). Wüthin tragen alle Namen Lokalgepräge mit Ausnahme der allgemeiner gefaßten zwei Frauennamen Klete und Eurhise.

Wir wollen uns ferner die unglaublich zahlreiche nächste Nachkommenschaft eines einzigen Mannes, des mythischen Königs von Arabien Lykaon, einen Augenblick gefallen lassen. Wie kommt es aber doch, daß von seinen fünfzig Söhnen eine recht ansehnliche Menge, wohl nahezu die Hälfte, darauf verfiel von den (nach Strabon gegen 60) Städten in Arabien eine überaus große Zahl, welche demnach auch schon in die Urzeit des arabischen Landes hinaufreichen mußte, zu gründen und jedesmal selbstsüchtig genug, nach ihrem eignen Namen zu benennen oder benennen zu lassen? Indem dies bis ins Einzelne darzutun, hier nicht meine Absicht ist, sei bloß kurz auf Heyne Obs. ad Apollod. p. 264. verwiesen. In der That, wenn wahr, allein schon ein halbes Wunder; was zum ganzen würde dadurch, daß, trotz des Unterganges der Lykaoniden mit Ausnahme des Myrtimos durch ein an ihnen von Zeus vollzogenes Strafgericht, in der nachmaligen Deukalionischen Fluth, welche eben zur Zeit des gewiß nicht ohne tieferen Bezug „der Mächtliche“ geheißenen Myrtimos hereinbrach, wenig-

stend das Werk seiner Brüder, die von ihnen gegründeten arkadischen Städte, müßten dem allgemeinen Verderben entgangen sein! Von den bei Pausanias (III. 3.) erwähnten 27 Söhnen Lykaons sind die Mehrzahl ausgesprochener Maaßen Städtegründer oder doch vorhandenen Verlichtheiten gleichnamig, eponym. Apollodor, welcher 50 Namen, der Himmel mag wissen, aus welchen Winkeln glücklich zusammengescharrt hat, mußte in diesem Betracht sich etwas enthaltamer zeigen, um nicht den Nachkommen des späteren Eponymus von dem gebirgigen „Bärenlande“ Arkadien, d. h. Arkas, also wohlberechtigten Mitbewerbern von des „wolfartigen“ Lykaon Sippe, übereilt Alles vortwegzunehmen und Ersteren gegen lehtgenannten als zu ärmlich bedacht und rippendürr erscheinen zu lassen. Denn man muß wissen: mindestens bei späteren Sammlern herrscht in derlei Dingen eine gewisse Systematik, die zum Theil ihnen zur Last fällt, und nicht immer dem Ueberkommenen.

Doch wir verzichten, obschon ungern, auf nähere Zergliederung des eben erwähnten Sagentreifes, welcher uns sonst noch mancherlei lehrreiche und interessante Data an die Hand geben würde in Betreff von Bildung mythischer Genealogieen. Es liegt uns nämlich daran, für eine wichtige Bemerkung den Raum zu gewinnen. Folgende: einen guten Blick in die Art, warum man je nach Sonderzwecken bald dieser bald einer anderen Genealogie huldigte, gewährt unter Anderem der Widerstreit in solcherlei Angaben zwischen Arkadern und Kretern, welchen uns Pausanias VIII., 53. aufbewahrt hat. Wie sieben Städte um den Ruhm stritten, den (als Einzelner, auch fabelhaften) Dichterheros Homer erzeugt zu haben: so ging natürlich das Streben aller hellenischen Staaten und Städte dahin, vom Ruhme alter Tage jeglicher sich anzueignen, so viel wie möglich, und davon, zumal bei etwaiger Dürre der Gegenwart, erst recht zu zehren, so viel nur möglich. Und warum denn nicht, falls dieser doch mehr oder weniger kein historisch beglaubigter war, sondern mit Willkür, wo nicht rein erfunden, doch allmählich in wunderbarster Weise ausgeschmückt und gesteigert? *Hinc illae lacrumae!* Da heißt es also: *Αγοῦσι δὲ καὶ ὡς Τεγαίου* (Epon. von Tegea in Arkadien) *τῶν παιδῶν εἶναι τὸν τόπον μετοικῆσαι σπᾶς ἑκουσίως* (freiwillig müssen?) *ἔς Κρήτην, Κύδωνα, καὶ Ἀρχάδιον* (d. h. wohl, vgl. *ἀττικός*, „der Uranfängliche“, an Stelle von *Κατρία*), *καὶ Γόρτυνα καὶ ἐπὶ τούτων φασὶν ὀνομασθῆναι τὰς πόλεις Κυδωνίαν* (etwa wie *κυδιάνειρα Σπάρτη*?), *καὶ Γόρτυνά τε καὶ Κατρία. Κρήτες δὲ οὐχ ὁμολογοῦντες τῷ Τεγαίων λόγῳ, Κύδωνα μὲν Ἀκακαλλίδος θυγατρὸς Μίνω καὶ Ἐρμού, Κατρία δὲ φασὶν εἶναι Μίνω, τὸν δὲ Γόρτυνα Παδαμάνθους.* Hierbei tritt man nun gern auf die Seite der Kreter; wenigstens in dem Be-

tracht, daß sie sich jene ihre drei Städte nicht von Fremden wollen erbauen lassen, sondern von Abkömmlingen ihres berühmten Fürsten Minos und dessen Bruders Rhabamanthus. Rhabamanthus selbst ist am a. D. Sohn des Hephaistos. Letzterer aber wird sogar zu einem Sohne des Talos, und Talos zu einem Sohne von dem, mit Kreta eponymen *Κρης, τός*, (nach Isid. XIV., 6, 15. einer der Kureten) gemacht, während die Bewohner der Insel aller Wahrscheinlichkeit nach davon den Namen haben, daß sie, als Mischlinge, *Κρητες* (von *κερώννυμι*, vgl. *κρηνη* st. *κρανη*), galten (vgl. Ob. I. 174. und Et. Forsch. II. 561.), und ihren Namen auf *Κρητη* (nicht von der Kreide, sondern umgekehrt) übertrugen. Das wäre nun wiederum sinnlos, wenn man einer anderen Erzählung huldbigt, welcher zufolge Talos, dieser Wächter Kretas, ein Mann mit einer einzigen Aber, vielmehr ein Werk des Schmiedegottes sein soll. Weit entfernt aber, in Folge jener Behauptung der Arkader an Auswanderung aus ihrem Lande nach Kreta zu glauben, erblicke ich in der ganzen Erzählung nichts, als das eitle Bestreben, die Gleichnamigkeit der Städte *Γόρτυν* sowohl in Arabien (Paus. 8, 27, 4; hier auch *Γόρτυνα* 5, 7, 1; dergleichen eben da ein Fluß *Γορτύνιος*) als auf Kreta zu erklären und behufs einer kleinen Gloriette für Arabien auszubenten. (Man vgl. das ähnliche Verfahren, den Iba auf Kreta mit dem troischen in Beziehung zu setzen Kuhn Jtschr. IX., 339.) Daß man zugleich aber noch zwei andere Städtestifter mit in den Kauf gab: solche Freigebigkeit kann Niemanden stutzig machen. Was die Gleichnamigkeit von Städten anbelangt, so ist nicht zu läugnen, dieselbe verdient immer einige Aufmerksamkeit. Die Gleichheit der Erscheinung läßt gewiß nur selten auf baaren Zufall rathen, sondern auf Gleichheit der Ursache zurückschließen. Aber weiter zugehen, daß Auswanderer gern (z. B. Nordamerika wimmelt an Beweisen hiefür: Neu-England, Newyork und, der Art mit und ohne neu, unzählige) Erinnerungen an die verlassene Heimath festhalten und zu dem Ende alte mitgebrachte Namen auf ihre neuerrichteten Wohnsitze übertragen, — folgt denn bei derartigen Gleichnamigkeit Gründung des einen Orts b von Leuten aus a mit Nothwendigkeit und immer daraus? Gibt es nicht mehrerlei andere Möglichkeiten? Es sei hier nur z. B. der Nordamerikanischen Städte, wie Kairo, Memphis u. dgl., gedacht, welche man ziemlich willkürlich und, wer kann immer sagen, nach welcher Liebhaberei? mit Namen belegte, welche überhaupt nur der alten Welt abgeborget worden. Ferner: ich will jetzt nicht weiter darauf bringen, daß ja auch schon über das umgekehrte Verhältniß einer Gründung von b nach a, oder gar beider bloß von einem gemeinsamen dritten c aus (also etwa — bei der apokryphen Natur des etymologisch kaum mehr als *Altvordere*, *παλαιγενεῖς*, bezeich-

nenden Namens Pelasger — freilich nicht gerade vielsagend, die verschiedenen „pelasgischen“ Städte Namens *Αἰγισσα*; die mancherlei, nach dem einen Makedonischen Alexander benannten *Ἀλεξάνδρεια*) Entscheidung darüber getroffen werden mußte, — wie oft gab nicht Gleichheit irgendwelchen Verhältnisses (z. B. Altenburg, Oldenburg, und dagegen: Neustadt, Türk. Jenikoi d. i. neues Dorf; oder mit ähnlichem Gegensatz z. B. von klein und groß), oder örtlicher Lage (z. B. hoch und tief) gerechten Anlaß zu Gleichheit in der Benennung. So hieß ein Ort *Μετρόπιον*, d. h. Interamna, weil zwischen zwei Flüssen, Malōtas und Mylaon, belegen Paus. 8, 36, 1., in Arabien; und wird eine entsprechende Lage unstreitig die zweite Stadt solches Namens gehabt haben, welche Steph. B. in Thessalien kennt. Vgl. Johannes dicti de luschen-a (zwischen den Wassern, aha, a in meinen Familienn. S. 446.) Ehrent. Fris. Archiv II. 416. — In Sachsen giebt es drei Kemnitz (ein Kemmlitz), ferner Chemnitz, Camenz, Caminau, Camina, Camitz (mit Ausfall von n) sämmtlich nach Steinen (Wenbisch kameñ) benannt. — An einem der Nghurutua genannten Dörter in Bornu (aus der Bedeutung des Namens: „an Flußpferden reiche Stätten“, wie H. Barth Entdeckungen und Reisen. Im Auszug. Bd. I. 329. bemerkt, ergiebt es sich schon von selbst, daß es in Bornu noch manche Orte dieses Namens geben muß), liegt Richardson begraben.

Witunter jedoch löst sich der Gleichlaut, den Ortsnamen zur Schau tragen, in eiteln Schein auf, weil man (und die Griechen waren hierin, z. B. indem sie überall ihre Götter wiederzufinden glaubten, über alle Naaken leichtfertig) das an sich weit Auseinanderliegende dennoch, zumal wenn ähnliche Namensanklänge dazu den Anlaß gaben, zusammenbrachte und in, wo möglich nach einheimischer Rede bedeutsame Laute umkleidete. Ich habe hiebei jetzt vorzüglich das doppelte Theben vor Augen, das Griechische (von anderen, z. B. in Thessalia Phthiotis, abgesehen) in Böotien und das Aegyptische. Des letzteren Name hat, man zweifelt nicht daran, im Munde der Aegyptier sicherlich, wie wenig immer, vom böotischen verschieden gelautet; aber das Ohr des Griechen suchte und fand darin den Ortsnamen wieder, welchen er schon zu Hause besaß. Varro kann vollkommen recht berichtet sein, wenn er R. R. 3, 1, 6. *Θήβαι* in Böotien aus einem alten Worte teba (woher dann wohl Thebae Lucanae, was zufolge Plin. III. 15. p. 665. Franz. Cato kannte) erklärt, das Hügel, Anhöhe bedeutet hätte, wie *αἶπος* zufolge Strab. VIII. p. 372. C. s. v. a. *πεδίων*, Ebene, bei Makedonen und Thessalern bezeichnet, und deshalb als Appellativ-Benennung, glaubhaft genug, den mehr als 4, Argos geheißenen Städten ihren gemeinsamen Namen verschafft haben könnte. Von Theben in Aegypten dagegen weiß Tuch, de

Nino urbe p. 66. den Ursprung in den Worten: Thebae a Nilo undique cinctae. Hinc ex v. Copt. tba (navicula). Vgl. Luch Gen. S. 162. Ausg. 1. Eine Deutung, zu deren Annahme, außer dem angegebenen Grunde, mich auch wohl noch der Umzug eines heiligen Schiffes, z. B. unter den Skulpturen des Palastes zu Karnak auf der Ostseite von Theben (abgebildet bei Kreuzer Tab. XVII. 1., vgl. Erkl. S. 8. Nr. 31. und Th. 1. S. 249. fg. Ausg. 2.) bestimmen würde, sähe ich nur dieselbe sprachlich strenger begründet. Bari, mit weiblichem Artikel ti im Sinne von navicula. scapha (Parihey, Vocab. Copt. p. 19.) wirklich bei den Kopten in Gebrauch, ist das auch den Griechen bekannte βάρης (und selbst baris Prop. 3, 11, 44. und, nicht unwahrscheinlicher Weise daraus abgeleitet, etwa als Demin. das nachclassische und italienische barca s. Diez Etym. WB.), welches, merkwürdig genug, in Einklang mit dem Lat. insula, auch für großes Haus, Palast (altslav. vari-turris, aula regia, mit neugr. Aussp. von β Miklosich, Lex. Palaeoslov. 1862. p. 56.) vorkommt, und, dafern letzterer Gebrauch des Wortes auch schon bei den alten Aegyptern in Anwendung kam, Bezeichnung einer Stadt, wie Theben, durch „das Schiff“ minder barock erscheinen ließe. Vgl. etwa auch „die Pfalz“ bei Raub, die man einem auf dem Rheine schwimmenden Schiffe vergleichen könnte. Ein solches tba (st. ti-bari) jedoch ist mir unbekannt. Kopt. ba heißt der Palmzweig (daher Gr. βάλαν) und t'ba bedeutet eine Myriade, was man mit einiger Uebertreibung vielleicht auf die Häuserzahl des „hundertthorigen Theben“ anwendbar fände. Wie dem nun sei: Isidor XV. 1, 35; vgl. 46. läßt Thebae Aegyptiae wie Boeotiae von uno auctore, jedoch ersteres früher, erbauen, nämlich von Kadmos. Thebas Aegyptias condidit Cadmus, quae inter Aegyptias urbes numero portarum nobiliores habentur, ad quas ad commercia Arabes undique subeunt. Also hat man sich, natürlich außer der scheinbaren Gleichnamigkeit beider Städte, als Hauptgrund, noch einen gar nicht so übel aussehenden Nebengrund ausgedacht, warum ein, den mit den Arabern verwandten Phönikern entstammter Heros (Phoenix Cadmi frater Isid. 14, 3, 18.) das sonst unzweifelhaft von den Aegyptern selbst erbaute Theben gegründet haben soll. Uebrigens bedarf es keiner besonderen Erläuterung mehr, wenn, um für das böotische Theben einen Namensgeber zu gewinnen, man eine Orθήη als Tochter des Flusses Asopos in Bdotien erfand, und zur Gemalin des Zethos, Bruders von Αμφίων, machte, der bekanntlich durch das Spiel seiner Lyra Theben mit Mauern umgab (woher viell. der Name: ambiens). Heyne Obs. ad Apollod. p. 239. So wird auch Αρπινα ein Ort in Elis, unweit des Alpheus, Paus. 6, 24, 8. auf eine gleichnamige Tochter des Asopos zurückgeführt, wie denn die Griechen überhaupt es in der Art hatten, ihre Kinder gern nach Flußgott-

heiten zu benennen. Siehe Kuhn Ztschr. VI. 245. j. B. Ἀσιωπόδαρος. Von dem Theben in Aegypten fabelte man, es sei vom Attischen Autochthonen Dgghes und seiner Frau Thebe erbaut u. s. w. Kreuzer Schmb. III. 128. Man war verständig genug, für das unergleichlich alte Theben auch nach einem uralten Erbauer zurückzugreifen, und erschah sich hiefür, schon des Nilstroms wegen erklärlich, den Fluthmann Dgghes. Offenbar jedoch konnte nur Griechische National-Eitelkeit für beregten Zweck auf einen — Griechen verfallen. — Aber noch Eins. Die Stadt Xanten am Rheine ist nach dem Ζάνδος, einem anderen Namen des Flusses Stammer in Troas, geheissen. Wer es bezweifelt, dem halten wir das Annolied B. 390 entgegen: Franco sah mit den Seinen Viel ferne nieder beim Rheine, Da baueten sie — Eine lüzzele Troie (Lüzelburg, — ein kleines Troja), Den bach hizín si Sante Na demi wazzere in ire lante. Mischt doch sogar der sonst vorsichtiger Vf. des Buches über die Griechischen Dialekte, Ahrens, in seinem Aufsätze: „Ueber eine wichtige indogerm. Familie von Götternamen“ (Dr. und Dec. Jahrg. 2. Heft 1.) Vieles der allerheterogensten Art durch einander, zum Theil um nur eine recht starke Familie solcher Namen zu bekommen, wie Ζάνδης, der Monat Ζανδικός, Κανδαίων (Ares und Orion), Σ. θανδρα (Mond), den Zend-Monat khshathravairya, Ζάνδος, Κασσάνδρα, Κανδαύλης und von Nr. 9., wider alle glaubhafte Wahrscheinlichkeit, eine Menge von Namen born mit Lab. π, β u. s. w. Πανδαία, Πανδειη, Πανδιων, sogar Πάν (d. i. pastor, s. meinen Auff. Etym. Legenden. S. 311.), Βενδης u. s. w.

Gelüftet jemanden nach allerhand Märlein über Städtegründungen: den kann man unter Anderen auf das 1. Kap. de civitatibus in Isidors XV. Buche verweisen, wo er ganze Haufen von derlei Hiftörchen bei einander hat, wie desgleichen die Kapp. über die Welttheile u. s. w. B. XIV. K. 3 fgg. und de gentium vocabulis B. IX. 2. ihn lehrreiche Blicke thun lassen werden in die Wertstätte, wo man in abenteuerlichster Weise vorhandene Namen umbeutet oder neue schmiedet. Und dabei berücksichtige man, daß der Spanische Bischof, welchen doch im Allgemeinen einige Zweifel in Betreff etymologischer Legenden überkommen, (p. 460. ed. Otton. in dem Lindemannischen Corpus, welche ich stets citire), nur die sichersten (und zu diesen zählt er denn begreiflicher Weise die im A. L. ohne Ausnahme) auszuheben verspricht. Hier nur ein paar Probbchen. Tanis in Aegypten ist von den Titanos, ihren Erbauern, benannt p. 464. — In Italia autem a Iano Ianiculum (warum Neutrum?), a Saturno Saturnia atque Latium conditum, quod ibi fugiens latuisset, cognominatum p. 466. Eben da Alba vocata propter colorem suis, und Mediolanum, obwohl von keltischen Galliern gegründet und demnach also gewiß mit kelt-

tischem Namen versehen (Diesenbach Orig. Europ. S. 384.), trotzdem ab eo quod ibi *ex medio lanca inventa perhibetur!* — Desgleichen hat Lissabon, Olisipo, bei Isidor mit weiblicher Erweiterung hinten Olisipona (auch Weise von Narbona, Tarracona ebenfalls bei ihm p. 467. vgl. meine Familienn. S. 436.), wo sich, nach den Geschichtschreibern, Himmel von Land und die Meere von den Ländern (des weiten Atlantischen Ozeans wegen, nicht ganz unrichtig) schieben, Ursprung und Namen ab Ulixe, der mithin weit genug gen Westen noch außerhalb der Meerenge von Gibraltar verschlagen wäre. Vgl. auch die gewiß amüsante Diatrib. de Noao in Italiam adventu von Edm. Dickinson. — Ferner, erfahren wir aus p. 294., die Getuli seien eigentlich nach Libyen zu Schiffe hinübergewanderte Getae gewesen, unde et opinio est apud Gothos, — ab antiqua cognatione Mauros consanguinitate propinquos sibi vocare. Welche Verkehrtheit, die in nichts ihren Grund hat als in dem scheinähnlichen Namengeklänge! Getuli wird nicht dadurch zu einer Verkleinerungsform von Getae, daß man ihm den rechtmäßigen Diphthong (Gaeluli, Gr. mit abweichender Mittelsylbe *Γαιούλοι*) entzieht, indem ja *Γέται* unweigerlich vorn Kürze hat. Jedoch „Severus, der aus Leptis in Afrika geboren war, hat einen Vater Geta, einen Bruder und einen Sohn Geta“ und möchte daher der Name zufolge Cassel, Maghar. Alterth. S. 306. mit den Gaeluli stimmen, oder, da Leptis eine bekannte phönitische Colonie gewesen, an semitische Bildung, wie 73, 74 anklagen. Was es übrigens, die oft angenommene Gleichheit von Gethi und Getae einen Augenblick mit J. Grimm für wahr vorausgesetzt, mit der Verwandtschaft von Gothen und Manren, wenn anders darunter zu Isidors Zeit (um 630) schon Araber zu verstehen sind, auf sich habe: darüber konnten noch nicht ein Jahrhundert später in Spanien selbst die vollgültigsten praktischen Studien gemacht werden. Die ethnologischen Kunststückchen kommen aber noch viel besser z. B. p. 291: *Gothi a Magog* (Ethythen? Böhmer Thora S. 155. 320.) *filio Japhet nominati putantur, de similitudine ultimae syllabae* (man denke!), *quos vetores magis Getas quam Gothos* (nicht bloß „mehr“, indem dazumal von Gothen, wenigstens im Getenlande, gar nicht die Rede war) *vocaverunt.* Und: *Daci autem Gothorum soboles fuerunt, et diacos putant Dacos, quasi dagos, quia de Gothorum stirpe creati sunt.* Also, vom Unterschiede zwischen d und e abgesehen, bedurfte man pfiffiger Weise des Acc. Plur. Dacos, um ihm einen nichtigen Anflug an die Gothi abzurufen! und dann, ungerechnet die völlige grammatische Unstatthaftigkeit derartigen Herleitung, ist ja die Länge des Vokales in de auch ein Stein des Anstoßes, der sich durch nichts besettigen ließe. — Noch Eins, und dann ge-

nug. Garamantes — a Garamante rege Apollinis filio (der heißen Sonne Afrikas zu Gefallen?) nominati, qui ibi ex suo nomine Garama oppidum condidit. Umgekehrt: der längere Name Garamantes rührt unstreitig, obschon dessen Schluß unaufgehellt ist, von dem Namen der Stadt her, wie z. B. auch H. Barth, Samml. und Bearb. Central-Afr. Vokabularien, Einl. S. LXXXVI. behauptet.

Wir wollen uns jetzt das bei mythischen Völkergenealogieen übliche Verfahren durch einige anderweite Beispiele der Profan-Historie zu verdeutlichen suchen, um daran später das biblische im A. T. zu messen. „Wie die fabelhaften Erzählungen der Mohammedaner ihre Urkunden von verschiedenen Nationen mit einem Patriarchen des A. T., dessen Geschichte oft seltsam verdreht ist, begünstigen, so leiten die buddhistischen Mönche die Existenz aller gläubigen Völker von einem Helden oder Weisen oder eingebildeten Wesen her, welche (erklärlich genug) in den indischen Sagen ihrer Secte gefeiert werden“. Richard Naturgesch. des Menschen, Geschl. III. 2. S. 528. Vgl. auch wegen des Jostaniden Selef Gen. 10, 26. Ostander, Deutsch-morgentl. Ztschr. 11, 153. fg. Ueber Banu'l A'sfar und Nachkommen S'afars, des Urenkels Esaus, für Römer Ascoli eben da XV., 143. In dem Briefe eines Chazarenfürsten leitet dieser sein Volk von Thogarma. Selig Cassel, Maghar. Alterth. S. 198. fg. — Die Armenier selbst machen sich zu Abstammlingen Hais's (kaum Henoch, trotz Böhmer, Thora S. 135. fg.), eines Sohnes Thaglath's, welcher (1 st r) mit Thogarma der Bibel identificirt wird, an welchen sie, wie von vielen christlichen und muhammedanischen Völkern geschehen, ihren Stammbaum anzetteln (s. Tuch, Genesis Kap. 10, Nr. 3.). Zufolge der Wachtang'schen Chronik von Georgien haben Armenier, Georgier und mehrere kaukasische Völker Thargamof zu ihrem Stammvater (Klapr. Reise in den Kaukasus II. 64.) erkoren. Dieser Thargamof gilt seinerseits als Sohn des Tharschich, Sohnes des Awanan (Jaban?), Sohnes des Jafet, des Sohnes Noah, und ist demnach trotz etwas abweichender Genealogie kein anderer, als mit Umstellung des r, der biblische Thogarma. Daß nämlich — oss nur Zusatz sei, erhellt daraus, daß unter seinen S. 66. erwähnten 8 Söhnen, welche sich mit Volkstämmen oder mit Vertlichkeiten eponym erweisen, mit Ausnahme von Mowak'an (Landsname Mowak'ani) und K'awk'ass (Kaukasus), alle übrigen: Hhaoss (aus Hais? Armenien), Kharthloss (Kharthli, v. i. Georgien Klapr. Reise II., 2.); Bardoss, (vgl. Stadt Bardami und Fluß Bardubtschi); Lekoss (Lekgier S. 65. Kauf. Spr. S. 6.); Heross (Volk Hertha S. 65.), und Egross (Stadt Egrißi, jetzt Debia) ganz gleich auslaufende Namen besitzen. — Und was wollen nun die Griechen über den

Ursprung der Armenter wissen? In Thessalien, dem Lande, von wo der Argonautenzug aufbrach, gab es eine Stadt *Ἀρμένιον* zufolge Strabo XI., 503. 530. C. Diese und Armenien in eine geschichtliche Beziehung zu versehen, kostete nun bei deren ähnlichem Namensschalle dem Griechischen Erfindungsgeiste wenig Kopfbrechen. Da mußte ein *Ἀρμενος* (vgl. bei Pindar *ἀρμενος ξείνοιο ἀνὴρ*; also glf. ein Commodus), sehr natürlich des *Θετταλός* (woher angeblich Thessalien) Sohn, mit Jason auf der Koldhischen Farth in mehrere dem kaspischen Meere benachbarte Länder gekommen und zum Namensgeber Armeniens geworden sein. Ueber *Arménak* (Stammvater der Armenter) u. s. w. Haug, Kieler Monatschr. 1854. S. 785—791. und vgl. Böhmer, Thora S. 136. Ist das doch nur ein Faden in dem weiteren Gespinnst vom Jason und seiner Gattin, und von deren angeblichen Streifereien in Asien. Von des Armenos Landsmanne *Ἰάσων*, Gen. *ωνος*, nämlich trotz des in jenem bleibenden *ω* wurde nicht nur der Name *Ἰασονία ἀκτὴ*, sondern lächerlicher Weise der von der *τὸ Ἰασόνιον ὄρος* Strabo S. 526. geheißenen Bergfette in Medien hergeleitet, was gewiß nur Verdrehung war von einer einheimischen Persischen Benennung. Vielleicht von *yağ*, verehren, woher *Mazdayasna*, Drmuzdverehrer; etwa von Feueraltären, die man gern auf Bergen anlegte. Dergleichen ließ man sich den günstigen Umstand nicht entgehen, Medea (*Μήδεια*) entweder unmittelbar oder mittelst eines *Μῆδος* als Sohnes (wie der Madai in der biblischen Völkertafel) s. außer Strabo Apollod. I. 9, 28. Diod. S. 4, 56., in das Land Medien (*Μηδία*) hineinzuschmuggeln, und Perseus als eponymen Stammvater der barbarischen Perser dessenungeachtet mit dem Griechischen Perseus in Einklang zu bringen. Herod. 7, 61. Apollod. 2, 4, 5. Vgl. Isid. IX., 2, 46. 97. und Armenius 61. Ferner XV. 1, 7: *Medus autem Aegaei filius Mediam construxit.* Nicht etwa nach des Apshrtos Bruder Aegialeus Cic. N. D. III. 9. vgl. Philologus Suppl. II. S. 270?

Kann aber, daß, wie der Argonautenzug und die Kosten, so auch Herakles der vielgewanderte mehreren Völkern Dasein und Namens-Ursprung verliehen haben soll, gerechter Weise Bertwunderung erregen? Mit einer Keltin erzeugte der Held auf seiner Westfarth einen Sohn, *Γαλάτης* mit Namen. Dieser aber, *περιβόητος δὲ γενόμενος ἐπ' ἀνδρεία τοὺς ἐπ' αὐτὸν τεταγμένους ὠνόμασεν ἀπ' ἑαυτοῦ Γαλάτας ἀπ' ὧν ἢ σύμπασα Γαλατία* (Gallien) *προσηγρορεύθη.* Diod. S. V., 24. extr. Parthenius Erot. cap. 30. läßt aus Vereinigung des Herakles mit der *Κελτίνη*, Tochter des *Βρεταννός* (also Repräsentanten der Briten), den *Κελτός* entspringen, *ἀπ' οὗ δὴ Κελτοὶ προσηγρορεύθησαν.* Dazu Ranne p. 79: *Scilicet sectatus est Parthenius commenta Graecorum ab Hercule origines Hispaniae,*

Galliae et Italiae repetentium: unde et heros Nomausus (also Eponymus der Gallischen Stadt Nismes) ex Heraclidis ap. Steph. Byz. Ortum volunt Celtarum nomen a Celto, Herculis vel Polyphemi filio. Caes. B. G. I. 1. etc. Mela III. 2. Herod. IV. 49. Allein zufolge Dion. v. Halik. (s. Kreuzer Symb. II. 230. Ausg. 2.) hatte Herakles von der Asterope, des Atlas Tochter, zwei Söhne, den *Iþnɔ* und *Kelrɔs*. Wollte man hieraus auf Gleichsprachigkeit der nach den beiden Brüdern benannten Völker schließen: da gerieth man in einen dicken Irrthum. Es sprachen nämlich die Iberer, wie noch der in den Ahrenden von den alten Urbewohnern Hispaniens gerettete Rest, das Vaskenvolk, mit seinem völlig vereinzelt stehenden Sprachidiome lehrt, eine von der Keltischen als einer der Indogermaninnen grundverschiedene Sprache. Doch man ließ sich das geographische Beisammensein Galliens und Spaniens zu Schöpfung jenes Bruderpaares genügen, zumal sich diese noch weiter durch die Keltiberer in Spanien als Mischlingsstamm (Isid. IX. p. 294. Diefenbach, Origg. Eur. S. 144.) entschuldigen ließ. Auch wird Solin. c. 24. ein Afer gleichfalls als einer von Herakles zahlreichen Söhnen ausgegeben. Natürlich aus dem einleuchtenden Grunde, weil der Heros ja auch in Afrika Abenteuer zu bestehen hatte. Doch weiß es der von uns oft genannte Bischof von Sevilla diesmal besser: Afri appellati ab uno ex posteris Abrahae, qui vocatur Afer. Läßt man in: Abraham das m fort: so kommt es ja für Ethnologaster dem Afer nahe genug.

Wir wollen aber einmal unseren Herod. 4, 10. aufschlagen. Der berichtet, Herakles habe mit der Echidna den Agathyrsoß, Gelonoß und Skthos erzeugt. Meint man, das heiße etwas anderes, als die drei gleichnamigen barbarischen und gleichsam herkulischen Völker sollen durch Herleitung von einem so starken und muthvollen Heros, allein auch von einem Unthiere, als roh und wild, wenschon streitbar, gekennzeichnet werden? Man nehme nur etwa Amm. Marc. XXXIV. p. 468. Lindenbr. hinzu, wo es heißt: Geloni perquam feri, qui detractis preceptorum hostium cutibus indumenta sibi equisque tegmina conficiunt, bellatrix gens. Gelonis Agathyrsi collimitant etc. Hievon abgesehen, würde es mich nicht im geringsten Wunder nehmen, begegnete man irgendwomem Einfalle, die letzteren seien — des Thyrsoß wegen — vielmehr auf den Dionysos bezogen. Sonst hat Herod. 4, 5. eine andere Geschichte vom Ursprunge der Skthen als, sonderbarer Weise „jungen“ Volkes, von *Tapyraos* (etwa vergleichbar mit dem Namen des Avarn *Tapyrtios* Phot. 27, b, 13.), einem Sohne, was Herodot jedoch nicht recht glaublich findet, vom (Griechischen?) Zeus und einer Tochter des Flußgottes Wornsthenes. Letzteres wenigstens erklärlich genug. Durch eine Dreiheit von Söhnen:

aber, welche Zahl in ähnlicher Weise oft an der Spitze von Völkergenealogieen vorkommt, nämlich *Λεωξαῖς*, *Ἀρρόξαις* und *Κολάξαις*, deren Namen also gleichen Ausgang haben, wird dann eine Dreieheit Skythischer Volksabtheilungen gegründet. — Auch von den Hunnen, gleichfalls ihnen Nachtheiliges aufzuhelfen, fabelte man, sie seien einer Verbindung der mannhaften Amazonen mit Ungeheuern entsprossen. Cassel, *Magyar. Alterth.* S. 5. Ähnlich kommt denn auch heraus, wenn Anton, *Unterscheidungs.* S. 93. die Ungarn, welche oft mit den Hunnen in Verbindung gebracht worden, für hamitischen Ursprungs hält, und der Meinung ist, davon habe sich selbst eine Tradition (o über solche Thorheit!) erhalten. „Denn in der, von Stephan Szekelhi ungarisch geschriebenen Chronik der Welt, die 1558. zu Krakau herausgekommen, wird diese Nation von Cham und Chus hergeleitet.“ Die Wahrheit ist: vermöge ihres, zunächst den Finnischen Sprachen beizuzählenden Idioms würden die Magyaren zu dem weitverbreiteten Stamme gehören, den man verschiedenlich den Tatarischen, Uralischen oder Turanischen heißt. — Konnus beschenkt die Inder mit einem Oberkönig *Ἀριούδης*, dessen Name patronymische Form besitzt und gleich den Amazonennamen *Ἀριούνη* und *Ἀριούμαχηα* auf Kampf und Streit (*δῆρις*) gehen soll. „Hiemit in Uebereinstimmung wird den Indern eine nach Griechischen Vorstellungen gemodelte Herkunft angedichtet, nämlich von einem Giganten Indos, den Zeus in dem Kampfe mit seinem Vater Kronos zur Erde gestürzt hatte.“ Lassen, *Alterth.* III. 445. —

„Neuere Armenische Schriftsteller (denn die älteren wissen nichts davon)“, bemerkt Klaproth, *As. Poligl.* S. 55. (vgl. meine *Et. Forsch.* Th. I. S. LXXII. Ausg. 1.) „haben die Afghanen, auch Aghwanen, von den alten Albanern im östlichen Kaukasus herleiten wollen; und zwar nur aus dem Grunde, weil die Armenier den Buchstaben L nicht aussprechen und dafür [in Fremdwörtern] ein aspirirtes gh oder ein (deutsches) ch setzen, sowie für Tiflis Tekhis, für Soloman Sochoman, für Lukas Chukas, für Dalmatia Dachmatia und endlich für Albania Achbania oder Achwania schreiben und sprechen.“ Im Alterthum hieß das kaukasische Volk Albani und erst die rauhe Zunge des Armeniers hat das l mit einem Gutturall-Laute in dem Worte vertauscht, weshalb der auf Herleitung des Namens Afghanen vorher gestützte Grund der Verwandtschaft augenscheinlich eben so nichtig ist, wie der Wahn, welcher sich schon durch die Sprache verbietet, als seien die Afghanen jüdischen Ursprungs. „Nach ihren eigenen Berichten stammen die Afghanen von niemand anders als von Talut, d. i. Saul, dem ersten Könige der Juden, der Sohn Sauls war Armija (Jeremia), der Sohn Armija's aber hieß Afghana und war unter Suleiman oder Salomo Oberbefehlshaber

sämmtlicher Truppen. Suleiman unternahm selbst einen Zug nach dem heutigen Afghanistan, wo er auf dem Berge Takht-i-Suleiman [Thron des Salomo] sitzend, die entzückende Aussicht genoß, wobei ihn seine Truppen mit ihrem Befehlshaber natürlich begleiteten. Die beiden Districte Kafeghar und Kuda gab bei dieser Gelegenheit Suleiman seinem Oberbefehlshaber zu Lehen und zog dann selbst wieder in sein Land zurück; Afghana aber widmete seine Zeit der Vertilgung der Ungläubigen, und starb zuletzt in der Nähe seines Herrn. Seine Söhne aber fuhren fort in Afghanistan zu wohnen und mehrten sich von Geschlecht zu Geschlecht, indem sie sich mit den Töchtern des Landes verheiratheten. Sie erlernten durch diese Verührung mit den Eingebornen die afghanische Sprache und vergaßen zuletzt ihre eigene. Doch die Verbindung mit dem Mutterlande und der geoffenbarten Religion hielten sie aufrecht, und als der Prophet Muhammed in Arabien auftrat, da erhielt ein damals lebender Nachkomme Afghanas: Abdur-Raschid bin Kais Alait, der die Afghanen beherrschte, alsbald Kunde von diesem Ereignisse, und beeilte sich eine Wallfahrt nach Mekka anzutreten, um dort in die wahre Religion eingeweiht zu werden. Wegen der großen Tapferkeit, durch die er sich in jener Zeit hervorthat, erhielt er vom Propheten den Namen Patan, was Schiffsmast bedeuten soll, daher nennen sich die Afghanen auch Patanen [etwa Pathtanen, Πάττανες, als mundartliche Formen statt Paschtu?]. Von seinen drei Söhnen stammen sämtliche Stämme der Afghanen ab. [Also auch wieder die Dreizahl von Völkerstammen, wie bei Hebräern, Griechen, Germanen, und so noch öfters.] Dieser ganzen Legende steht die Unechtheit genug auf der Stirne geschrieben. Es bedarf kaum des Beweises, daß dieselbe von einem fanatischen Volke auf das unkritischste zusammengesezt wurde, um seine Abstammung in Zusammenhang mit dem Propheten zu bringen. Nichts desto weniger hat man die Erzählung eine Zeit lang sehr beachtenswerth gefunden und geglaubt, daß man vielleicht in den Afghanen Ueberreste der zehn Stämme Israels vor sich habe. Dieser Glaube mußte indeß schwinden, nachdem man mit der Sprache sowie mit den Sitten und Gebräuchen der Afghanen näher bekannt geworden war. Die Sprache erweist sich sicher als eine iranische mit bestimmten Eigenthümlichkeiten, die man ostiranische nennen kann. Sie hat in neuerer Zeit durch den Verkehr mit Indien neuere Indische Wörter aufgenommen, durch die Religion auch arabische. Da ferner die Gebildeten auch persisch lesen, so finden sich auch persische Wörter darin. Alle diese fremden Bestandtheile stören indeß den Grundcharakter der Sprache nicht, die sich in zwei Zweige, den westlichen und östlichen Dialekt, zertheilt. Was man von hebräischen und halbärischen Wörtern in derselben zu finden meinte, gehört in das Reich der Einbildungen, und

wenn der neueste Grammatiker der afghanischen Sprache, Kaverth, noch die alte Ansicht von der semitischen Abstammung festhalten will, so kann man die dünnigste Widerlegung aus seinem eigenen Buche entnehmen.“ Spiegel, *Abst.* 1862. Nr. 11. S. 317. — Justin. 42, 2: *Conditā est autem [Armenia] ab Armenio* (vgl. *Isid.* p. 288.), *Jasonis Thessali comite*. Und 3: *Cum Albanis [Jason] foedus percussit, qui Herculem ex Italia ab Albano monte — secuti dicuntur [man stelle sich vor: gegen das Grundgesetz der alten Völkertwanderung, von Westen nach Osten]; qui- que memores Italicae originis exercitum Cn. Pompeji bello Mithridatico [mit sehr erklärlicher Politik!] fratres salutavere. Post mortem Jasonis Medius (Medus?) aemulus virtutis ejus, in honorem matris, Medeam urbem condidit, regnumque ex nomine suo Medorum constituit, sub cujus majestate orientis postea imperium fuit. Albanis vicinae Amazones sunt etc. Armenius quoque et ipse Thessalus, unus de numero ducum Jasonis; recollecta multitudine, quae amisso Jasone rege passim vagabatur, Armeniam (schon auf pers. Keilinschr. *Armaniya* als Nebenform von *Arm'ina*. Spiegel, die altpers. Keilinschr. S. 185. und vgl. *Deutsch. morgenl. Ztschr.* IX. 449.) condidit. Dagegen halte man nun die überweise und vernünftelnde Erklärung *Isid.* IX. 2. Nr. 65: *In parte Asiaticae Scythiae gentes, quae posteros se Jasonis credunt, albo crine nascuntur ab assiduīs nivibus, et ipsius capilli color genti nomen dedit. Inde dicuntur Albani*. Womit beweist man aber vor allen Dingen, daß der Name auch für die Asiatischen Albaner römisch und vom Adj. *albus* (denn schon *ὀ αἰψός* reicht hiezu nicht aus) hergeleitet sei? Nicht einmal von *Alba longa* (s. bereits oben) läßt sich eine derartige Benennung glaublich finden, indem dafür ein ähnlicher Grund, wie bei „Weißenfels“, mit nichten vorliegt. Offenbar hatte Isidor sog. *Albinos* vor Augen, was denn noch mehr aus dem Folgenden erhellt: *Horum glauca* (nach Weise der Nachtule, *γλαυξ*?) *oculis, id est picta* (röthlich?) *inest pupilla, adeo ut nocte plus quam die cernant*. *Albani autem vicini Amazonum fuerunt*. Seine prächtige Theorie aber von der Weiße des Haares, welche durch den Schnee herbeigeführt sein soll, ist nur a simili erschlossen und sonst völlig unwahr. Vgl. *Watk., Anthrop.* I. 96. — Wie nun, ließen wir uns durch den Gleichklang verlocken, auch noch etwa das keltische *Albain* (Scotland) und *Albannach* (A Scotchman) herbeizuziehen, was, vermute ich *Ethn. Forsch.* II. 525., s. v. a. *Hochländer* bedeutet? Etwa auch daher der Herzog von Albanien (*Albany*), wie ein anderer von Cornwall, in *Shakespeare's Lear*?*

Wer mit den Stammsagen der Völker sich bis auf den Punkt vertraut gemacht hat, daß er sie nicht ganz verkehrter Weise für

baare Münze nimmt, sondern ihnen, im Gegensatz zu ihrer äußeren Pshylognomie, das wahre Verständniß abzurufen weiß: dem wird unter andern z. B. die Stammsage der Türken und Mongolen eine lehrreiche Parallele bieten zu der mosaïschen Geschlechts-tafel.

Nur sei zum Voraus bemerkt, wie nach Klaproth's richtiger Angabe (As. Polygl. S. 4. vgl. Schmidt, Sfanang Ssetsen S. 372.) „Chodscha Kaschid leider nicht den gewöhnlichen Fehler seiner Religionsverwandten vermieden, und die alten Mongolischen und Türkischen Ueberlieferungen den Hebräischen, von den Mohammedanern angenommenen, angeflückt hat.“ Er fügt aber anderwärts selbst hinzu, daß Christenvölker Asiens (von Armeniern und Georgiern s. oben) ebenfalls ihren Stammbaum durch einen Handstreich an das biblische Stemma anzettelten; und das christliche Abendland hat das Gleiche oft genug versucht, obschon trotzdem das Mittelalter sogar an das, auch ihm imponirende troische Ereigniß je zuweilen, z. B. rücksichtlich Trier's, anzuknüpfen sich nicht das Recht nehmen ließ. Man sehe nun in Betreff des Näheren z. B. Davids, Gramm. Tarke, Discours prélim. p. III. fgg. Demgemäß gilt Turk, im Fall nicht, wie andere sachtensprechender thun, seinem Bruder Tschin (d. h. den Chinesen, dessen eh Eng-lisch zu sprechen ist) das Erstgeburtsrecht eingeräumt wird, als Erstgeborner Japhet's! Ueber den armen Japhet, aus dessen Venden also nicht bloß Völker mit flexibischen Sprachen, wie Madai (Meder), Javan (Jonier, überhaupt Griechen), also Indogermanen, sondern nicht minder solche mit agglutinirenden (wie Türken und Mongolen), ja selbst ohne alles Bedenken mit einhbligen (wie die Chinesen) hervorgegangen wären! Umgekehrt werden (Klapr. a. a. D.) die Perser, ihrer Bekehrung zum Islam halber, gewürdigt, mit den Arabern auf den schon im Namen ruhmvollsten von Noah's Söhnen, auf Sem, zurückgeführt zu werden, obschon die Persische Sprache, als — trotz ihrer neueren Ueberhäufung mit Arabischen Bestandtheilen — entschieden Indogermanisch, dagegen die unabweislichste Einsprache thut. Vgl. oben über den Ursprung der Afghanen von Juden als nicht minder irrthümlich. —

Wie man für Rom (Rammes, Taties, Luceres) drei Hauptstämme annahm, wie desgleichen in Griechenland der Stammväter (Dorus, Xuthos, Aiolos) ebenfalls drei gezählt werden, und abermals die Germanen zufolge Tacitus in drei Stämme zerfielen (Grimm, Myth. S. 207. Ausg. 1.), — dasselbe haben wir bereits oben von den Sthyen nach Herod. 4, 5., sowie von Sem, Ham und Japhet und in meinen Rassen S. 70. von den Urbätern der Slaven mit reimenden Namen Gsch, Lsch und Msch berichtet, — so erzählt auch das Schahnameh von einer Dreiheit

von Söhnen Feridun. Nämlich Jredsch (eig. wohl der von Kirya Erzeugte: Franier); Tur (Turanier, also die den Persern feindlich gestimmten Stämme des Nordens) und Selm, was aus Sairima (ai aus a durch Assim. an i), Sarmaten, im Zend erklärt wird. Haug, das erste Buch des Vendidad S. 8. Anquetil ZAv. T. II. p. 418. im Bundehešč. Vgl. Böhmer, Thora S. 138., der Selm (angeblich der unstete, der Nomade, was aber aus S. sar, gehen, schwerlich folgt), Tur (der tollkühne?) und Jredsch der persischen Sage dem Sem, (Selm doch taum: Salein, Jerusalem), Ham und Japhet, sowie Feridun dem Noah gleichstellt. Im Allgemeinen nicht gerade unpassend; nur müßte man es mit den sehr wesentlichen Unterschieden, welche im Besonderen zwischen den beiderlei Angaben vorkommen, nicht allzu genau nehmen. S. Muller's Fragmente S. 119: Die beiden älteren Brüder [also doch die älteren, wie Ismael auch Isaac, den in rechtmäßiger Ehe erzeugten und geliebteren Sohn Abrahams, an Alter übertraf] waren von einer Tochter des Tyrannen [natürlich!] Dohak geboren, und zeichneten sich, wie ihr Großvater, durch Wildheit und Grausamkeit aus. Jredsch aber, der jüngste von ihnen, hatte eine ausgezeichnete Perserin, Namens Irandokht (Tochter von Iran, wie Turandokht, Turandot s. v. a. Turandochter), zur Mutter, und ward deswegen sowohl, als auch wegen seiner geistigen Vorzüge und vortrefflichen Bildung von seinem Vater am meisten geliebt und begünstigt. [Sehr begreiflich genießt dieser Stammvater der Perser in der Persischen Stammsage ähnliche Vorzüge vor seinen Brüdern, wie Sem vor Japhet oder gar Ham in der, womit die Semiten ihren Ursprung schmückten, ohne daß hier wie dort man etwas anderes dahinter suchen dürfte als den zu entschuldigenden Ausdruck von Nationaleitelkeit.] Als daher Feridun sein großes Reich unter seine 3 Söhne theilte, gab er dem Selm Kleinasien, Afrika und Europa, und dem Tur Turkestan und das ungeheure chinesische Reich; sein geliebter Jredsch aber bekam das in der Mitte liegende schöne Iran.

Die Erzählung aber, wonach Bürte Tschino („der bläuliche Wolf“) und seine Gemalin Goa Maral („weiße, blendende Hirschkuh“) an die Spitze der mongolischen Fürstenfamilie gestellt werden (s. Esanang Es. a. a. D.), ist ungefähr von gleichem Schrot und Korn, als wenn Romulus und Remus sollen von einer Wölfin, Rhos vermöge der Hunde-Verehrung bei den Persern von einer Hündin gesäugt sein. — Und dergleichen wunderbare Errettungs-Geschichten mehr, wie des Drogholuktschi (Esanang S. 21.) mittelst eines im Wasser schwimmenden Kastens ziemlich nach Weise des Moses, und des Varius vermöge einer freilich unberechtigten Zerlegung des Namens Darâb in die Präp. der (in, de, super) mit âb (aqua). Außerdem bei Anquetil ZAv.

II. 422: L' Histoire rapporte que Ké Kâous voulant monter au Ciel, se mit dans un coffre porté par un Aigle noir, mais que cet Oiseau le laissa tomber dans l'eau. Les Grands de l'Iran le reprirent de cet excès d'orgueil, et ce Prince remonta tout confus sur son trône. — Turt, wird uns dann von den Muhammedanern weiter berichtet, hatte zum Nachfolger Taânek, den ältesten seiner vier *) Söhne, welchem man (wie den Kainiten) mehrere nützliche Erfindungen verdankt, und welcher (mit Hinblick auf die Persische Sage) Zeitgenosß war von Rahumerts, dem ersten (!) König der Perser. Der vierte Abkömmling von Turt hieß Alindjeh Khân. Während seiner Herrschaft vergaß das Volk den Glauben seiner Vorfahren, qu'on dit avoir été un pur theisme, und ward götzdienerisch. (Wie ähnlich manchen Berichten des A. T.!). Er hatte zwei Söhne: Tâtar und Monghol, d. h. in die Sprache des Verstandes übersetzt: Tataren (d. h. türkische Stämme, obwohl der Name Tatar ursprünglich, wie Klapr. Af. Polvgl. S. 202. barthut, allein von Mongolen verstanden, nur mißbräuchlich später jene Anwendung erfuhr) und Mongolen sind eng verwandte Völker, was auch rücksichtlich ihrer Sprachidiome die Linguistik neuerdings — selbst im Gegensatz zu der zwischen ihnen schwer vereinbaren körperlichen Differenz (vgl. Wailh, Anthrop. I. 86. und meine Rassen S. 153.) willig anerkennt. Anlangend die Verunstaltung des ersten Namens zu „Tartaren,“ Lith. Totorus, Poln. Tatar, Russ. Tatârin' u. s. w. sei erinnert, wie selbige ihr vorderes r lediglich einem Witzworte Lubwigs des Heiligen mit einer doch nicht gar zu tröstlichen Alternative verdankt, das er gegen seine Mutter äußerte: *Erigat nos, mater, coeleste solatium, quia* (daß, frz. que, nach mittelalt. Sprachgebrauch), *si perveniant ipsi, vel nos ipsos quos vocamus Tartaros, ad suas Tartareas sedes* unde exierunt *retrudemus, vel ipsi nos omnes ad coelum advehent.*“ (Klapr. a. a. D. Davids I. c. p. 1. Ritter, Geogr. II 280. Ausl. Dec. 1857. Nr. 51. Also gls. schon vom Himmel durch ihren ominösen Namen als Höllebrände gekennzeichnete Horden! Das ist ungefähr in demselben Geschmack, wie wenn christliche Schriftsteller bei dem Namen des Sectirers Mani zwischen *μανεις* und *Μανης* oder *Μάνης* spielen (Flügel, Mani und seine Lehre S. 113. Compto-

*) Etwa nach der Vierzahl der Himmelsgegenden, gleichwie man aus diesem Grunde dem Brahma vier Antlitzeliech (catarmukha), wie dem Janus geminnus als quadrifrons zufolge Jsid. VIII. 11, 37. Vgl. die 8 Weltthäter (lokapâlas) Benfey, Indien S. 180. — Aus der Südnuth gingen zufolge Gen. VII., 7, 4. als gerettet hervor 4 Paare, und, wie Klavroth Af. Polvgl. S. 24. bemerkt, auch in Indien nur 8 Personen, nämlich Manu mit den 7 Weisen (Diluv. B. 30.); — also ohne Frauen?

Rendu cet. St. Petersb. 1860. p. 143.) und die Abschwörungsfornel den *Διότιμος* mit paronomastischer Anspielung als *ὁ διόδοχος τῆς τοῦτου μανίας*, *insaniae ipsius* (i. e. *Manichaei*) successor, sñhlt. S. 29. und 316. Anm. 253. — „Die Araber von Damastus haben von dem tatarischen Titel der türkischen Sultane: **Chan**, die lähne Erklärung gegeben, es bedeute „Verräther“; **Chan** hat nämlich einen Anklang an das arabische Wort **Chajin**, Verräther. Um aber diese Ethmologie zu rechtfertigen, wird eine besondere Sage von dem Verrath des Sultans Selim II. erzählt. Auch Hr. Bezstein theilt Sagen mit, welche Volks-Ethmologieen von Orts-Namen enthalten“ Steinthal, *Itzchr.* II. 495. Also noch ganz dieselbe Geschichte, wie mit der ethmologischen Erklärung des Namens **Babel** (Verwirrung). — Oder man nehme auch nur das freche Schimpfwort der Franzosen früherer Zeit: *les Prussiens et les autres chiens* (Autrichiens); *Hassenspflug* — und *Gesfenkuch*, leider etwas mehr als *Mythus*. — Die Stämme, welche von den Tataren beherrscht wurden, empfangen, so heißt es weiter, ihre Namen von denen ihrer Fürsten. (In Wahrheit sind die letzteren rein erfundene Nullen, um die in ihrem ethmologischen Werthe unbekanntem Namen jener der Wirklichkeit angehörnden Stämme dem Scheine nach zu erklären). Von der Zeit des **Alindjeh Khan** bis zum achten Abstömmling von **Turk** begab sich nichts Bemerkenswerthes. Aber die Geburt von **Oghaz**, welche (nun, man war nicht gerade sehr bescheiden in der Zeitrechnung) 2224 vor der christlichen Aera erfolgte, bildet den Anfang und Mittelpunkt der türkischen Stammsage. Ein Wunder selber wärs, wenn von der üblichen Sitte, wonach das Leben und schon, gleichsam die künftige Größe vorbedeutend, die Geburt alter Stammherren pflegt mit Wundern umgeben zu sein, bei dem gegenwärtigen abgewichen wäre. Doch nein; und nachmals im Alter von einem Jahre, als sein Vater **Dara Khan** (d. h. der schwarze Khan) auf dem Punkte war, ihm einen Namen zu geben, in Gegenwart der Großen des Reichs, kam dem Vater der Sohn zuvor, indem er mit lauter Stimme erklärte, er heiße **Oghuz**. *Dès le berceau il professa la croyance de l'unité de Dieu* (mithin schon, man denke, fast 3000 J. vor Chr., so behauptet die Sage), *et ne voulait prendre de nourriture de sa mère que sous la condition qu'elle professerait la même foi*. Folgen dann einige aberwähigte Erklärungen von Volks- und Stammnamen. *Presque toutes les tribus ont pris de même leur nom d'Oghouz, qui à ce qu'il paraît* (bemerkt **Davids** scherzend), *a été très — libéral de sobriquets*. *Les six fils de ce monarque portaient les noms suivants*: — „**Gän**“, qui signifie le soleil. — „**Ai**“, 'la lune'; **Yölduz**, 'une étoile'; **Gueük**, 'le ciel'; **Tâgh** 'une montagne'; — et **Dengiz** 'la mer'. Es müßte in der That ein spaßhaf-

ter Herr gewesen sein unser Dghuz, wenn seine 6 Söhne in-
gesamt von ihm wirklich so wundersam zusammenpassende Namen
bekommen hätten, wie ich mir habe erzählen lassen, Bettina von Ar-
nim habe allen ihren Söhnen auf -munt ausgehende Namen
gegeben. Wer wäre indeß so kurzsichtig, um nicht das offen Da-
liegende zu sehen: es werde mittelst eines so ungeheuerlich stolzen
onomatistischen Tropus dem, allerdings weithin verbreiteten Türkischen
Volke der Besitz und die Herrschaft gleichsam der ganzen Welt
(Himmel und Erde) zueigen verliehen und zugesichert? Es erhellet
dies aber noch weiter aus dem ferneren Verlaufe der Dichtung.
Diese will nämlich: einige Tage vor seinem Tode habe Dghuz ei-
nem treuen Diener den Befehl ertheilt, im Osten eines Waldes,
wo die jungen Prinzen öfters jagten, einen goldnen Bogen, in des-
sen Westen drei Pfeile einzugraben. Nachdem von den Prinzen,
welche auf der Jagd in zwei Parthieen getheilt waren, beide Ge-
genstände gefunden und zum Vater gebracht worden: vertheilt sie
dieser so unter seine sechs Söhne, daß die drei älteren je einer ein
Drittheil des Bogens, die 3 jüngeren je einen Pfeil erhalten. Zu-
gleich sagt er ihnen, daß in alten Zeiten der Bogen bei ihnen
das Symbol der Oberherrschaft gewesen und der Pfeil das eines
Ministers oder Gesandten. Vgl. außer dem Indischen Hiran'ya-
dhanus (mit goldenem Bogen), dessen wir später gedenken, das jetzt
übliche Scepter, welches eig. den Stab von Hirten (dann von
„Völkerhirten“) vorstellt, oder den Kammerherrn-Schlüssel. Uebri-
gens sind der Bogen, so zu sagen, die ganze Waffe, sowie die
einzelnen Pfeile nur in der Hand des Schützen von Bedeutung.

Mythischen Genealogieen und Stammbäumen liegt fast
immer eine, wennauch vielfach versteckte und nicht sogleich zu Tage
tretende tendenziöse Absichtlichkeit zum Grunde, wie Mythos und
Sage oft nicht bloß zu Bildung von allerhand physischen oder
moralischen Ereignissen und Zuständen (derartige gemachte
Persönlichkeiten z. B. in der Geschichte der Pán'dava Lassen, Al-
terthum I. 641.) den erklärenden Schlüssel liefern sollen, sondern
nicht selten auch die Rechtfertigung abgeben von dieser oder je-
ner Ungebühr. Die fast stets dunkeln und in Wahrheit unserem
forschenden Blicke entzogenen Ursprünge von Gemeinschaften, wie
Völker, Gentes, Städte, bürgerliche Sonderungen und Stände,
gesellschaftliche Institute und Zustände (Gesetze, Künste u. s. f.)
schließen, obschon an sich Sache oder Begriff, doch der noch ohne
Scheidung auf dem kalten Wege des Verstandes und auf eigne
Kraft wirksamen Einbildungskraft des Alterthums gleichwie zu
nbigen und handelnd eingreifenden Personen zusammen, die
auch Lob oder Tadel Raum geben; und drängt sich dann,
sonst das Werk von Jahrhunderten und langer zeitlicher
ng sein mag, wie z. B. Staatseinrichtungen und Gesch-

bildung (zunächst doch gewiß als Gewohnheitsrecht); Hervorbildung unserer vielleicht erst nach Jahrhunderten ermöglichten Buchstaben-
 schrift aus den vorangegangenen Stufen von Zeichnung des
 Gegenstandes, von symbolischer Schreibung durch Wort-
 und Sylben-Schrift hindurch, u. dgl., oftmals gleichsam punktuell
 in Ein (zuweilen vielleicht geschichtlich wirkliches und in bedeu-
 tungsvoller Weise thätig gewesenes) Individuum zusammen,
 welches nun in einer bestimmten gegebenen Richtung als deren
 alleiniger Träger muß Alles, wie durch ein übermenschliches
 Zaubertwort, ins Dasein gerufen und durch sein überwältigen-
 des Ansehen geheiligt haben. Ich erinnere z. B. bei den Grie-
 chen an Theseus (d. h. conditor, von *τιθημι*); Lkurgos;
 Amphiktyon (Amphiktyonen = Gericht); Minoos (d. h., wie ich
 vermüthe „ausharrend, *μινωων*, im *νοος*“, das *ω* wie in *νωος* st.
νωος und *νωσασθαι* st. *νωσασθαι*, vgl. z. B. *Μωσαιοσ*,
ωσ, sowie die sonst schwer erklärliche Länge des *ι* zum Ersatz
 des vor *ν* weggefallenen *μν*, glf. wie *μμνε-νοσ*). Ferner an den,
 übrigens mit *Μινωσ* ethnologisch nicht wohl vereinbaren Manus
 der Indier, welcher Name eig. „Denker“ (von *man*, denken) be-
 zeichnet, und daher wie für einen weisen Gesetzgeber, so auch für
 den Stammvater der sich eben durch ihre Denkfähigkeit vom stum-
 men Thiere unterscheidenden Männer und Menschenkinder, im
 Estr. *manu-ga* (Manu-erzeugte), s. später, gleich gut geeignet
 ist. — So werden eine Menge alter Bauten in Asien von unge-
 wisser Herkunft vermöge des Islam ohne Anstand dem jüdischen
 Könige Salomo zugeschrieben, auch in Ländern, wie Persien, wo-
 hin sich sein Einfluß nimmermehr erstreckt haben kann.

Es sind aber die Menschen massenweis wie einzeln bald in
 freundschaftlichem Verkehr mit einander bald, und kaum seltener,
 in Krieg, mindestens in abstoßendem Haß der eine wider den an-
 deren begriffen; und dergleichen Zu- oder Abneigung spricht sich
 dann auch in der Redeweise des Mythos zum Deisteren vernehml-
 ich genug aus. Gebildete Völker denken sich gegenüber z. B.
 Barbaren. Estr. *Mleccha* (Lassen, Alterth. I. 855). Hebr.
gojim, das sind, mit dem egoistisch sich als auserwähltes und
 alleiniges Volk Gottes betrachtenden Jüdischen in Gegensatz ge-
 bracht, alle übrigen „Völker“ gemeiner Art; und aus dessen
 Uebersetzung schreibt sich dann der auch bei den Christen verblie-
 bene, jedoch bloß religiös gebrauchte Gebrauch von *gentilis*, *ethni-
 cos* als heidnisch her. Und eben so entspringt das Gal. 2, 14.
εθνικωσ, heidnisch, übersetzende Goth. *thiudisko* dem Subst.
thiuda, *εθνοσ*, Volk. — Uebertriebener Religionseifer aber sieht
 in Andersgläubigen überall Ungläubige, infideles, Ketzer (gläub-
 hafter von einer unter den vielen Secten, den *Καταγοι*, als wie
 man auch wohl behauptet hat, von dem Volke Chazaren). Caf-

fern in Afrika und Asien (hier, in Caseristan, die Stahnpusch, d. h. Schwarzröde), als Nicht-Muhammedaner, kâfir, womit aber Rotwelsch kaffer (Bauer) meine Fig. II. 14. wohl nicht zusammenhängt, obschon aus dem vicus, pagus (vgl. paganus, Heide, weil das Landvölk länger am heidnischen Glauben festhielt. Höfer, Ztschr. IV. 250.) bedeutenden Hebr. kâfir. Als andere Form für kâfir dann auch Geber (Fr. Guebre), im Besonderen der Perser, welcher sich nicht dem Islam beugte, sondern dem Zoroastrismus treu blieb, während vom persischen Standpunkte Andersgläubige Diener der bösen Devs (S. déva) sind. Türkisch Giaur. Man sehe den gebiegene Aufsatz von Holzappel: Ueber Namen und Begriff des Heidenthums in Höfer's Ztschr. Bd. IV. Ich will nur noch eine erklärliche, aber doch seltsame Umstempelung des Begriffs *Ἕλληνας* im Munde der allerdings christlichen, aber sonst schätzbaren Byzantiner erwähnen. Indem letztere nämlich sich als Angehörige des zweiten Rom, statt Griechen, Romäer (Römer) zu nennen vorzogen: sank der Name der alten vorchristlichen Griechen, eben *Ἕλληνας*, zur Bezeichnung von Heiden, was die Hellenen nun freilich waren, jedoch von Heiden überhaupt herab. Selig Cassel, Magharische Alterth. S. 338. Grimm, Mythol. S. 1198.

Natürlich verbinden sich mit derlei Unterscheidungen unvermeidlich zugleich allerhand ehrenrührige Vorwürfe, Unterordnungen nach dem Range u. dgl. Verächtliche Bezeichnungen solcher, die außerhalb der Casten stehen, bei Vassen, Alterth. I. 819. Mißachtung gegen fremde Völker und Confessionen; Entzweiung und Brüderhaß zwischen Stammes- und Sprachgenossen, oder doch Erhebung des eignen Selbst über die letzteren gehört zu den gewöhnlichsten Erscheinungen auch im Mythos. So entstammen die Indischen Casten Gliedmaßen der Gottheit je nach ihrem Range. Die oberste Caste der Brahmanen ging hervor aus Brahma's Munde. Zuhöchst gestellt als gebetsprechender (Vassen I. 801.) Priester- und, wenn man so will, Lehrstand, der anderwärts wenigstens so großer Bevorzugung sich eben nicht zu berühen hat. Man entsinne sich hiebei etwa der Athene, welche dem Haupte des obersten der Götter unter maleutischer Beihülfe des blitgeschmiedenden Hephaistos, der überdem freilich auch Künstler ist, entspringt: ich wüßte indeß nicht zu verbürgen, ob als Göttin der (im Haupte wohnenden) Weisheit, wie z. B. Isidor VIII. 9, 72. vermuthet, oder ob nicht vielmehr als speerartige Blitze schleudernde Wolken- und Gewitter-Göttin, deren Geburt passend auf die Häupter hoher Donnerberge verlegt würde. — Brahma's Arme aber entstammen, folgerichtig gedacht, indem der Wehrstand vor Allem des starken Armes bedarf, die Kschatriyas, d. h. die Krieger mit dem Königsgeschlechte. Die Vaichyas, d. h. dem Wortverstande nach: in Häusern Wohnende, Seßhafte, und zwar Ackerbauer, Vieh-

ächter und Kaufleute, mithin der auch noch wohlgeachtete Nährhand, sind Schenkelgeborne (aruga. uravya), während die vierte und unterste Caste der Cudras (Handwerker; bei den Griechen und Römern zu einem großen Theile Slaven) den niedrigsten Ursprung, aus Brahma's Füßen, zugestanden erhält. Lassen I. 794. vgl. 817. Insbesondere aber S. 818. noch die Dichtung von der Art, auf welche die dienende unterworfenen Caste gebildet sei, und wie zum Zeichen der Untertänigkeit ihr König Ekalavya (d. h. dem Eins abgeschnitten werden muß) den Daumen, wohl als stärksten der Finger, sich abschneidet. Da sein Vater Hiran'yadhanus („mit goldnem Bogen“, s. schon oben) heißt: ließe sich Hergeben des Daumens auch vielleicht als Wehrloswerden mit dem Bogenschießen in eine naturgemäße Verbindung setzen, nur daß im Salischen Gesetze (p. 80. ed. Lasp.) der zweite Finger wenigstens derjenige ist, womit der Pfeil abgeschossen wird (unde sagitta trahitur, quo sagittatur). Durch Abhauen des Daumens wird man überhaupt zum Kriegsdienste untauglich; und daher als örtliche Bezeichnung im Lat. murci von denen, die in feiger Absicht, um dem Kriegsdienste dadurch zu entgehen, solche Verstümmelung an sich vollzogen. Poltron indeß, was man aus pollice trunco hat deuten wollen, was Ital. poltro träge, feige, verbietet, ist eigentlich vielmehr Wärenhäuter von Ahb. polstar, Pfühl. Diez EW. „Einer der bedeutendsten unter den Rischis ist Dakshas, der verkörperte Daumen des Brahma“ Mensch, Indien S. 182., was ohne Zweifel bedeutungsvoll auf Brahma's Schöpferkraft zielt, indem daks, mit δαξίος wesentlich eins, Dexterität und Geschicklichkeit einschließt, welche die Hand ohne Beihülfe des Daumens nicht gut zu zeigen vermag.

Einen mythischen Ursprung dichtet die Sage auch den drei iranischen Ständen, Priester, Krieger und Ackerbauer an, indem sie dieselben von drei Söhnen Zarathustras herleitet (Spiegel, Avesta II. S. 208.).

Und nicht minder wird im Rigmal (Simrod Edda S. 124 fgg. 373.) Heimball, einer der drei Asen, zum Erzeuger der Stände gemacht, in Stufen von den Knechten durch der Bauern Geschlecht hinauf zu dem Adel, zu den Jarls; und zwar mit der jedesmaligen Wirthin in eines Ehepaars Hause, wo er auf seiner Wanderung, je nach den Kräften seiner Besitzer mehr oder minder prächtig aufgenommen wird. Bei dem Adel wird über diesen Punkt jaht hinweggegangen, während es die ersten beide Male ganz unverbblümt heißt:

„Da legt' er zu beiden sich mitten in's Bette,
Zur Linken und Rechten die Eheleute“.

Au die Spitze der Knechte gestellt heißt das Ehepaar Ai (Name eines Zwerges Simrod, Edda S. 4. 5. 286.) und Edda d. i.,

Ältermutter S. 359.). Neun Monde nach dem Besuche des Afen gebiert Edda den häßlichen Thral („Knecht“; aber vermuthlich kleinere Leute, wie z. B. die Lappen), mit welchem dann die nicht minder häßliche Dirne Thyr (d. h. serva) zum Knechtesstande verurtheilte Kinder zeugt. Die Namen des zweiten Ehepaars, von welchem die Bauern ihren Ursprung herleiten, sind Afi (avus) und Amma, deren Sohn Karl (vgl. unser Kerk) und dessen Verlobte Snör heißt, während die letzten Eheleute (etwa weil sie den krönenden Abschluß bildend, dem sonstigen Streben des Abels zuwider, — zu jüngst kommen) einfach nur als Vater und Mutter bezeichnet werden.

Sind wir durch Zergliederung derartiger mythischer Vorstellungen bei sog. heidnischen Völkern, welche fest ins Auge zu fassen und keinerlei Rücksicht hindernd in den Weg trat, nunmehr genugsam vorbereitet, auch mehrere jüdische Erzählungen des Alten Testaments mit prüfendem kritischen Blick und anzusehen und für das zu nehmen, was sie sind, statt dessen, wofür sie vorurtheilsvolle theologische Beschränktheit aller Analogie und inneren Glaubhaftigkeit zuwider fort und fort auszugeben nicht müde wird? — Wir wollen Eingang's sichtlich einen Theologen selber, nämlich den von uns viel- genannten Bischof Isidor, reden lassen. Im VII. Buche seines, für die Zeit der Abfassung gar nicht unrühmlichen encyclopädischen Werkes ist das 6. Kap. überschrieben: De nominibus quae quodam praesagio nomen acceperunt. Namen, mit prophetischer Voraussicht ihren Trägern verliehen? Ja, so steht da; — es sind dies nicht meine Worte. Es wird p. 232 Nr. 1. ausdrücklich und in gar nicht mißzuverstehender Weise behauptet: Plerique priorum (der ersten Menschen) ex propriis causis originem nominum habent. Quibus ita propheticè!!! induta sunt vocabula, ut aut futuris, aut praecedentibus causis eorum convenient. In quibus tamen manente spirituali sacramento, nunc tantum ad literam intellectum historiae perssequimur. Und etwa gegen willkürliche je nach verschiedenen Gesichtspunkten vorgenommene Namensumänderungen (wie Sarai und Sara Nr. 29.; Abram und Abraham VII. 7, 2.) erhobene Zweifel sogleich von vorn herein niederzuschlagen, kommt in Nr. 3 ein brauchbares Hausmittelchen in Anwendung: Quod autem unum nomen Hebraicum *aliter atque aliter* interpretatur, hoc secundum accentuum et literarum evenit diversitatem, ut in variis significationibus nomina commutentur. Wir haben es demnach solcher Ansicht zufolge mit ganz eigentlich providentiellen Eigennamen zu thun, die also in gleich gewisser Weise, als gäbe man die Namen erst nachträglich und in Gemäßheit mit dem an einer so oder so benannten Person ganz eigentlich erprobten Thun (ex post und ex eventu), im vollsten Sinne des Wortes mehr

als omen im nomen enthalten müßten. Ich meine: Erfüllung einer von Gott (nicht bloß von Menschen) dem Namensträger zum Voraus*) angewiesenen Lebensaufgabe nachmals durch die That an ihm selbst. Nun, heißt das etwas anderes, als die Namen solcher Art (für Individuen gewöhnlichen Schlags meist ganz ungeschichtlich) und ihre Träger sind ungeschichtliche, nur zur Bezeichnung gewisser Wirklichkeiten (z. B. Völker) und Ideen mittelst Personification dienende Gedankenbilder? Gewiß, wer nicht, durch die Inspirations-Theorie sich deckend, die Genesis von vorn herein jeder geschichtlichen Kritik entzieht, wird kaum anders können als dies als nothwendige Consequenz davon einräumen. Propheatische, d. h. dem Kinde Gutes verheißende, Namen, werden von Vätern ihren Kindern häufig genug auf den Lebensweg mitgegeben; aber der Erfolg ist damit nicht zugleich verbürgt. Wo aber in mythischen Erzählungen Namen, oder nun vollends ganze Namenreihen, so angethan sind, daß sie nur gewissermaßen der sprachlich zusammengebrängte Einheitspunkt und das punctum saliens sind für das, was man von ihnen erzählt, — da wird in den seltensten Fällen noch von realen Persönlichkeiten die Rede sein dürfen, sondern nur von idealen oder ideal gewordenen. Um aber zum Verständniß solcher Mythen zu gelangen, wäre, ist unschwer einzusehen, zuvor eine gründliche Untersuchung einschlägiger Namen (und wir haben früherhin davon Beispiele geliefert) von Mythen, sei es nun nach ihrem wirklichen ethnologischen Werthe oder je nach der mythischen Anwendung und Deutung, die man von ihnen machte.

Als auf eine weitere Ausführung des vielfach von den Völkern beobachteten Verfahrens, in von mir so genannten Ethnologischen Legenden sich zu ergehen und darin oft das Unglaubliche zu leisten, darf ich hier wohl auf meinen desfallsigen Aufsatz verweisen im Philologus Suppl.-Bd. II. S. 253 fgg. Meint man, die Juden seien frei geblieben von jener dem gesammten Alterthum eignen Anschauungsweise, sie allein eine Ausnahme bildend? Das wäre (crede mihi experto) eitel Thorheit, zumal wenn man ihre vielen nachmaligen talmudischen Phantastereien dabei in Erwägung ziehen will. Es ist wahr, der in seiner vollen Klarheit und in seiner majestätischen Erhabenheit zuerst auf Erden dem Judenthum offenbar wordene Gedanke des Monotheismus, übrigens gewiß „kein ursprünglicher, angeborener Besitz des semitischen Stam-

*) Herder, Obr. Poesie II. 46.: „Also können das nicht Namen sein, die jeder derselben im Leben führte; denn alle, die ihren Kindern Namen gaben, waren doch nicht Propheten über ihr ganzes Leben. Wüßte etwa Eva Abels Schicksal voraus, da sie ihn Abel [„Trauer“] nannte?“ Anders die Sache aufzufassen, wie in diesen Worten Herder that, wäre baarer Unverstand.

mes“ (Steinthal in seiner Ztschr. II. 156.), mußte natürlich in demselben Maße als der Jehova-Dienst sich befestigte und die Alleinherrschaft gewann, die Vielgötterei und deren Ausfluß (z. B. die Sage vom Simson als eines — schon im Namen — einstmaligen Sonnengottes, Steinth. a. a. D. S. 129—178.) je mehr und mehr zum Erlöschen bringen, so viele, wennauch verworfene, Spuren von einem früheren Zustande noch zurückblieben. Darum begegnen wir über allen Zweifel erhaben im A. T. von Anfang an unendlich mehr geläuterten Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen als in den meist so verworrenen und vielfarbig aussehenden Theorien, welche hierüber sich andere Völker allmählig gebildet haben. Allein neben den durch die Einfachheit und tiefe Gottinnigkeit großartigsten Conceptionen der Phantasie, welche die Bewunderung aller Zeiten bleiben werden, drängen sich uns — gemäß einer anderen hervorragenden Eigenschaft des Hebräers — namentlich in der Erzählung von den ersten Menschen bis zur Völker- und Sprachenbildung — unverkennbar viele Züge raffinirter Verstandesschärfe und die spitzfindigsten Witze auf, welche, mit demselben menschlichen Maße gemessen, wie man Menschenwerke zu messen pflegt, sich um keine Linie über den Werth letzterer erheben.

Sieht man unter solcherlei, der Dogmatik vielleicht fernliegenden, ja unbequemen und widerwärtigen Gesichtspunkten z. B. die Geschlechtsfolgen der Genesis an: so wird man unschwer gewahr, wie die in ihr enthaltenen Stammregister der jüdischen und außerjüdischen Menschheit, in der dem Alterthum überhaupt, jedoch vorzugsweise dem Semitischen Volksstamme eignen Liebhaberei, welcher sogar für die edleren Werke Stammtafeln fortführt, begründet, doch zu einem großen Theile eben so lang als leer sind. Als Namen thatenloser Personen, dafern diese nicht zuweilen später eines in den Jehovismus nicht mehr sich schicken wollenden mythischen Gehaltes entleert und, so zu sprechen entseelt worden, wenigstens für uns Spätlebende leer und unbrauchbar; Namen von zwanzig oder mehr — wich never were, nor no man ever saw. Ja mitunter augenscheinlich nur zu dem Ende aufgezeichnet, um in einer sonst zu mageren und zusammenhanglosen Geschichte, nicht immer gleich den sog. *particulae expletivae* auch nur als Mörtel, vielmehr oft bloß als Lückenausfüllende Masse zu dienen. Denn ich müßte den Satz, welchen Herder (Werke zur Rel. und Theol. II. S. 41.) dem Euthyphron in den Mund legt: „Und bemerken Sie, eben die Dürftigkeit der Nachrichten in diesem Zeitraum bürgt für ihre Wahrheit“, in sein gerades Gegentheil verkehren. Aber die ethnologisch „bedeutenden“ Namen, wie Erdmann (Adam); Trauernder (Abel) u. s. w. S. 46. lasse ich mir ganz wohl gefallen. Es gefällt sich hiezu überdem, weil die Ge-

schichte unserer Erde, welche geologisch nach Hunderttausenden von Jahren rechnet, auch nur für die Zeit, seit wann Menschen auf ihr wandeln, trotz aller in der Genesis aufgewendeten Mühe viel zu kurz geräth, ein chronologisches Interesse, und damit in wahrscheinlichem Zusammenhange grundsätzliche Uebertreibung von Zahlen in den Lebensaltern der Patriarchen z. B. Kap. 5., welche sonst allerdings auch durch die dem goldenen Zeitalter angehörende Lebensdauer mit motivirt wird. So konnte von den fünf Menschengeschlechtern bei Hesiod das zweite noch hundert Jahre als Kind in dem Weibergemach bei der Mutter verbringen. (W. u. L. 130.). Und auch zufolge Esanang Esensen S. 5. hatte der Mensch Anfangs, als eine Tegri (himmlische) = Verwandlung, ein nicht zu berechnendes Alter, das aber nachmals herabsank (S. 9.). Vgl. schon Jacobs Klage, wenn er in einem Alter von 130 Jahren seine Lebenszeit gering und schlecht nennt. Auch Genes. S. 130. Ausg. 1. Memnon als Makrobier Philol. Suppl. = Bd. II. S. 327. Tausendjährige Hyperboräer, Muir, Sanskr. Texts Part II. p. 237. Bedeuten nun auch vielleicht derlei hohe Ziffern im A. L. nicht, wie in den mythologischen Systemen mehrerer Völker, astronomische Perioden (Vgl. A. Weber: Vedische Angaben über Zeittheilung und hohe Zahlen DMZ. XV. 132. fgg.): so findet doch auch dort häufig Zusammenziehen ganzer sonst geschichtlich, örtlich und volklich auseinandergebreiteter Massen in einzelne Persönlichkeiten statt. Es bedeuten dann solche Individuen nicht sowohl historische Personen von Fleisch und Blut, vielmehr als Collectiv = Begriffe — Zeiträume; Länder, Völker, Volksgeschichten u. s. w.; und man hat dann zwischen den genealogisch verbundenen Individuen dieser Art gewisse, oft in der Wirklichkeit begründete Causalneze zu suchen, nur daß die geschäftige Einbildungskraft sie in prosopopoietischer Form ansieht, wie ja auch in der Sprache jenseit des natürlichen Geschlechts das bloß grammatische auf idealer Sexual = Unterscheidung beruht. Wenn z. B. die Lenne Lenape, ein Nordamerikanisches Volk, von ihrem „Großvater“ sprechen, so ist damit ein gentilitärisches Verhältniß zu demjenigen älteren Indianerstamme gemeint, von welchem sie nachmals abgetrennt worden. In solcher Weise wird dann von Adam bis Noah und zunächst nach diesem zweiten (nunmehr volklichen) Adam die Menschheit noch gleichwie Eine Familie vorgestellt und die Geschichte der Menschheit als Familien = Geschichte behandelt. Es ist das aber, wie von uns sogleich zu Anfange unseres Aufsatzes bemerkt worden, die übliche Form der Sagenbildung, Völkermassen nach dem greifbareren Muster von Familien zu sondern oder verwandtschaftlich so zu verbinden, daß mit jeder Gruppe, nachdem sie zu einer uranfänglichen Spitze vereinfacht worden, ganz wie mit Einzel = Individuen

verfahren wird. Und geben davon Noah und die Noachiden so gut ein schlecht hin unwiderlegliches Zeugniß, als bei den Griechen das nur mehr ausschließlich national gehaltene Beispiel vom Hellen (in Wahrheit Gesamtnamen des griechischen Volkes) mit seiner, zunächst auch, wie beim Noah, als Dreiheit (Dorus; Kuthos, als Ausgestoßener *), so scheint es, mit den Repräsentanten zweier nächstverwandter Völkerstämme Achais und Ion; zuletzt Akaos) sich darstellenden Nachkommenschaft. Wie aber Noah gleichsam die Erneuerung einer verberbt gewordenen Ur-Menschheit, die in der großen Fluth umkam, vorstellt: so ein Gleiches zwar nicht unmittelbar Hellen, wohl aber — eine Sprosse weiter — sein Vater, der Fluthmann Deukalion, unter dessen Gemalin Pyrrha, d. h. die Kothie, wahrscheinlich die Erde eben so gemeint wird (doch vgl. meinen Aufsatz: Etym. Legenden bei den Alten, im Philologus Suppl. = Bd. II. Nr. 9. S. 284. fgg.), als die Hebräische Bezeichnung der letzteren adamah etymologisch „die rothe“ (terra rubea Jsid. p. 232.) besagt, natürlich in einem andern Sinne, als in Westfalen „rothe Erde“ der dem Behmgerichte unterworfenen Bezirk hieß. So bemerkt Joseph. Ant. I. 2., Adam sei so genannt, weil er από τῆς πυρρός τῆς πυρράδιος ἔγενετο. Die Erde roth nach irgend einer Beschaffenheit des Bodens (rother Sand?) oder weil gebrannte Ziegel roth sind? Kaum doch, wohl „die schöne“, weil in mehreren Sprachen, z. B. in den Slawischen, die rothe Farbe, wegen ihrer größeren Lebhaftigkeit, zum Ausdruck für „schön“ dient?

Eine solche Erklärung der Namen in der noachischen Geschlechtstafel erleidet gegenwärtig auch wohl keinen ernstlichen Widerspruch mehr. Würde sich dieser ja auch sogleich als underechtig, nein unvernünftig, tief unter alle Kritik stellen, selbst wenn man nichts weiter berücksichtigen wollte, als den schlagenden Umstand, daß sich unter jenen dort verzeichneten Namen Plural-, ja Dualformen befinden, welche deren Schreiber selber nicht kann sich als Benennungen einheitlicher Personen gewöhnlicher Art gedacht haben. Das Nomen proprium bezeichnet im Gegensatz zu den Appellativen als Gattungsnamen nur Einzelwesen, Gegenstände der Anschauung. Wie könnte nun ein Proprium anders als unter besonderen eigenenthümlichen Umständen in mehrheitlicher Form erscheinen? Z. B. Athenae als quadrubium; und Zweibrücken sowie bei Wien Zwischenbrücken, als die Erklärung in sich selbst tragend.

*) Zu E-w94w mit Wechsel zwischen ω und ον, wie z. B. οὐρανὸν ὠρεῖται; οὐκ, ὠλον u. s. w. In Betreff des Wortes Lappe, was man auch als gona expulsa o Fennonica hatte denken wollen, that ich doch Gastera (Meine Schriften S. 49.) aus mehreren Gründen Einspruch und leidet vielmehr Hma. Lappi (Lappland) von Lapp. loap (Ende, Schluß), als am äußersten Nordrande gelegen.

Wenn ferner die Italiener eine Anzahl von Personennamen mit dem Plural-Ausgange -i besitzen: so sind dieselben, z. B. *Amici*, wie unser Familienname Freund, nur elliptisch und portitiv: (Einer) von der „Freund“ geheißenen Familie, zu verstehen gleich Lorenzo de' Medici (ex gente Medicorum). S. meine Familienn. S. 560. Auch will ich nicht in Abrede stellen, daß, wie z. B. Sulla, obwohl Fem., von dem männlichen Inhaber „seiner kleinen Wade“ gesagt, und „deliciae meae“ ein puer angeredet werden konnte: auch sonstige Möglichkeiten für Personennamen in Pluralform bleiben. Ja es giebt deren im Hebr. (s. Döhrsen, Hebr. Gramm. S. 610, z. B. Ephraim, *hina fructificatio*, mit dem Gen. 41, 52. dafür angegebenen Grunde,) wirklich. Allein das ändert nichts an der allein richtigen Vorstellung, die mehrheitlichen Namen in der noachischen Stammtafel sind noch unwiderleglicher Repräsentanten von Völkern und Ländern, als die im Singular; nämlich ja geradezu — die Namen der letzteren selbst. Was würde man dazu sagen, wenn uns *Kiritz*, Citienses, so unbesehen als Name einer Einzelperson zugemuthet würde, welche außer der Einbildung vereinst auf Erden wirklich und wahrhaftig gelebt und gewandelt hätte? Könnte sich aber Jemand alles Ernstes dennoch dergleichen einreden, von dem müßte ich behaupten, er ist unfähig, den Sinn und wahren Werth alter Stammsagen zu begreifen. Nun, Kittim bezeichnet die Einwohner von Kitton auf Cypren (Tuch, Genesis S. 214. Ausg. 1.), trotzdem daß der Name unter den Söhnen Javans (d. h. der Jonier, Griechen) figurirt. Und daß dem so sei, hat die Theologie selbst seit lange bewiesen. Isid. IX. 2. Nr. 36: Cethim, a quo Cithii, id est Cyprii, a quibus hodieque urbs Cithium (daß th wohl nur dem Hebr. zu Liebe) nominatur, was Alles, nur nicht die verkehrte Fassung in ein a quo und a quibus, seine volle Richtigkeit hat. — Ober, wenn unter den Söhnen Cham's, des dritten, mit seiner Nachkommenschaft den Süden bewohnenden Noachiden (d. i. Kopt. KHME, XHMI, der einheimische Name Aegyptens. Champollion Gramm. Egypt. T. I. p. 152., woher auch die Alchemie, als ars Aegyptiaca, wo nicht als „Schwarzkunst“, ihren Namen führt), außer Kusch (Aethiopien) u. s. w., sich namentlich auch der Dual Mizraim (die beiden Aegypten, meine Klassen S. 68.) befindet: wer mit gesunden Sinnen könnte verwegen genug sein, unter jenem Namen der überführenden Sprachgestalt zum Hohn eine reale Einzelperson mit Gewalt zu suchen? Siehe die sehr gründliche Arbeit: Ueber die Namen Aegyptens bei den Semiten und Griechen, von S. Reinisch. Wien 1850. „Schwarz“ ist die Bedeutung von KHME, auf Hieroglyphen kam, und sei es nun als Farbe des fruchtbaren Bodens oder der dunkelfarbigen Einwohner.

ner*); und besaß deshalb — charakteristisch genug — im Tempel des Ermanthus zu Psophis unter allen übrigen Flüssen, deren Silber aus weißem Marmor gefertigt waren, der Nil allein ein aus schwarzem Stein. Paus. 8, 24, 6. Mehr unter Anschluß an das Hebräische übersetzt Isidor VII. 6, 17. Cham mit calidus und bezieht es auf Aegypten als heißes Land, und fügt die nützliche Notiz hinzu: Inde et Aegyptus usque hodie Aegyptorum lingua kam dicitur. Vgl. Tuch zu Gen. Kap. 10. S. 203. Ausg. 1. Meine „Doppelung“ S. 146. Ihr Land nannten die Aegyptier (sagt Brugsch, Hist. de l'Egypte 1859. T. I.) Chemi, das schwarze, im Gegensatz von Phönicien, dem rothen (dessa), jedes nach der Bodenfarbe [wirklich?] benannt. Vgl. Deutsch-morgent. Ztschr. 13, 405. Siehe insbesondere noch Schwarze Kopt. Gramm. S. 2. 223. Eine merkwürdige Parallele zu dem Cham bietet die Edda in ihrem Surtr (der Schwarzbraune, von der Blut Gebräunte; verwandt mit svartr, schwarz. Grimm's Myth. S. 768 fgg.), welcher der südlichen Flammentwelt hütet, Träger des leuchtenden Schwerts. Vgl. Gylfaginning 4: Vorher aber [nämlich vor dem nebligen Nifheim des Nordens] war im Süden eine Welt, Múspel geheissen: die ist hell und heiß, so daß sie flammt und brennt und allen unzugänglich ist, die da nicht heimisch sind und keine Wohnung da haben. Surtur ist er geheissen, der an der Gränze dieses Landes sitzt und es beschützt“ u. s. w. — Mizraim würde man, wo nicht nach der Lage zu beiden Seiten des Flusses: „linkes und rechtes Nilufer“ benannt, am einleuchtendsten nach Ober- und Unterägypten dual gefaßt glauben. Vgl. Aeg. To B Les deux mondes, c'est-à-dire la haute et la basse Egypte (Champollion Gramm. E.g. p. 98); jenes gekennzeichnet durch eine Art Lilie oder eine weiße Krone; letzteres durch die in Unterägypten wachsende Papyrusstaude oder eine rothe Krone. Siehe jedoch die von Keinitz S. 11. erhobenen Einwendungen, welcher Mizraim als, bloß durch spätere Punctuation zum Dual Mizrajim umgestaltete Urform im Plur. ansehen möchte,

*) Damit im Gegensatz dann wohl Adam als „der Rother“ oder, wie wir sprechen würden, der Weiße? Eine passende Parallele hierzu böte die Angabe Barth's Entdeckungen und Reisen Bd. I. 345. über die Farbe der in Bornu herrschenden Dynastie. „Diese berberische Abstammung der Esäfua wird noch von mehr als Einer Seite her bekräftigt. So nennt das Hausa-Volk noch jetzt jeden Bornu- oder Kanori-Mann Berbertsche und die Nation selbst heißt Berbere. Ferner wird in unserem Chroniken-Auszug [s. Blau Deutsch-morgent. Ztschr. VI., S. 310. 324. Anm. 14.] ausdrücklich erwähnt, daß vor der Zeit Seelmaa's, des Sohnes Biforu's (gegen 1194. n. Chr.), die Könige von Bornu, den Arabern gleich, eine rothe Hautfarbe gehabt haben, indem Seelmaa (asillim oder vielmehr tsillim heißt „schwarz“) der erste schwarze König in Bornu war.“ — Ita replebo atritate, atrior multo ut siet Quam Aegyptii. Plaut. Poen. 5, 5, 11.

mit eigentlich gentilem Werthe, wie unser Preußen, Sachsen u. s. w. dem sprachlichen Ursprunge nach eig. Plurale sind und zwar in elliptisch gebrauchtem Dativ (in Borussia, Saxonibus). — Sehr ähnlich werden bei Massudi nach der Fluth eine ziemlich systematische „Reihe landschaftlicher Persönlichkeiten“, wie v. Gutschmid, Beitr. zur Gesch. des alten Orients S. 35. sie bezeichnet, als Aegyptische Könige aufgestellt. Bössir (Busiris). Missra Eponymus von Missr, dem Namen für Aegypten bei den Semiten. Qobt (Koptos in Oberägypten, dafern nicht Kopte gemeint ist, s. Schwartze a. a. D. S. 3.). Aschmân (der einheimische Name für Groß-Hermupolis in Mitteläg.). Atrib und Sai Athribis, Sai in Unterägypten.

Es liegt nicht in meinem Plane, die mosaïschen Genealogieen hier ausführlich zu besprechen, und ist das ohnehin in manchem Betracht zur Genüge schon von Anderen geschehen. So z. B. wo Manche es nicht suchen möchten in Selig Cassel's Magharitschen Alterth. S. 220 fg. Beilage II. Homer und Nagog in Bibel und Josephus. Doch liegt mir daran, ausdrücklich einige Punkte hervorzuheben, die mir zum Verständnisse von derlei, unverständbare Geschichte ersetzenden Speculationen (denn das sind sie) von besonderer Wichtigkeit scheinen. Nach dem Mosaischen System hebt das nach der Sintfluth neu beginnende Völkerleben mit einer Dreieit, Noah's sog. Söhnen, an, die, gleich den Klimaten des Ptolemäus, um Vieles eher geographische, auf Homochorie gegründete als ethnographische Begriffe sind, indem, weit gefehlt daß je unter sie immer wirklich sprachverwandte, homophyle Völker gebracht würden (wozu ja ohnehin erst die Linguistik müßte die Wege gebahnt haben), in dieser Rücksicht vielerlei offenerer Irrthum mit unterläuft, und in der That immer nur eine Scheidung in Norden (Japhet), Mitte (Sem), gls. das Midgard der Edda, und Süden (Cham, als plaga torrida) leidlich durch sie festgehalten wird. Mit Japhet (latitudo Isid.; nach Böhmer, Thora S. 154. jedoch eig. von יָפֶֿתֿ) auch Genesis S. 202. Ausg. I. mag wirklich der Gr. Ἰαπετός (i lg.), welches noch nicht aus dem Griech. hat erklärt werden können, um so leichter eins sein, als dieser „Vater des mühselbeladenen menschlichen Geschlechts“ ist, und er z. B. mit der Asia und mit der Libya (also mit zwei Welttheilen) Söhne wie Prometheus, Epimetheus, Atlas, Menoitios (ausharrend, μένω, in den Geschichten, οἶτος) gezeugt haben soll. Mit der „Weite“ in jenem Namen wird aber auf die ungeheure Ländermasse angespielt, welche dem Semiten als unbekanntes Gebiet allerdings in Norden und Osten lag. Den Namen eines „Ruhmbollen“, Sem (d. i. nomen Isid., gloria) vgl. Männer des Namens Gen. 6, 4., behielt sich der neuerdings „semitisch“ genannte Sprachstamm um

so entschiedener selbst vor, als dazu das „Volk Gottes“ gehörte. Vgl. Grünbaum, DMZ. XVI. S. 407. Wiederholt sich doch bei den Slawen häufig das Streben, diesen ihren Namen als gloriosi aufzufassen, was trotz der unzweifelhaften, nur ferneren Verwandtschaft des Namens mit slawa (Ruhm) kaum zu rechtfertigen ist. S. Schaffarit, Alterth. II. 42 fg. Cassel Maghar. Alterth. S. 225. will: aus Scham, Syrien. Doch vor Allem, was bedeutet der Vater von jenen Dreien Noah? Sonderbare Frage das, fürwahr, hätten wir es mit einer Figur aus der Geschichte und nicht mit einer Nebenfigur zu thun. Was sagt aber unser Gewährsmann, dem wir schon häufig folgten, Isidor? Er sagt VII. 6, 15.: *Noe requies interpretatur, pro eo quod sub illo omnia retro opera quieverunt post diluuium. Unde et pater ejus vocans nomen ejus Noe dixit: Iste requiescere nos faciet ab omnibus operibus nostris.* Zufolge Luch zu Gen. 5, 29. ist zwar die vom Ergänzer dem Lamed in den Mund gelegte Hoffnung, daß mit Noah eine neue, für die Welt, auf der Gottes Fluch lastet, bessere Periode anheben werde, etymologisch verunglückt. „Wie sein Name sagt, verschaffte Gott durch ihn der Erde Ruhe wider die Thranen“, meint noch irrig Herder Chr. Poessie I. 226. „Trösterich“ übersetzt Kaulen S. 72. Allein Noach heißt wirklich: quies, und ließe sich in diesem Betracht etwa mit *Ἠσυχίος*, *Tranquillus*, v. *Stillfried* vergleichen. Kann man nun aber darüber einen Augenblick in Zweifel sein, daß mit einem Namen so bedeutungsvoller Art in unserem Zusammenhange die Beschwichtigung des elementaren Aufruhrs nach den Schrecken der großen Fluth — und zwar selbst eig. mittelst eines Nom. abstr. — sinnvoll ausgedrückt werde? Schwerlich, der den Menschen im Weine ein *ἡμενός* verschaffte. Böhmer, Thora S. 140. *Ἠδάτος ὄνομα αὐτοῦ* Aristides T. I. p. 477. bezeichnet freilich s. v. a. unser: *geseht, gemäßig, ruhig (sédatus)*. Doch vgl. auch: *Sedatis fluctibus, ventis*. Cic. Invent. 2, 51, 154.

Allein die Namen der mit Noah einschließlich die wegen Wiederkehr bei mehreren Völkern kaum zufällige Zahl von zehn (Luch S. 124. Ausg. 1.) ausmachenden vorsintfluthigen Urbäter: Adam, Seth, Enosch, Kënan, Mahalalel, Jared, Henoch, Methuselah und Lamed, Noahs Vater, sind aller Wahrscheinlichkeit nach nicht minder mit einer gewissen Absichtlichkeit des Sinnes gewählt worden, um damit Situationen zu bezeichnen, die man in der Urgeschichte der Menschheit suchte; und mag auch hiebei die in der Mythologie überhaupt, insbesondere aber bei dem hebräischen Volke an unzähligen Beispielen von Eigennamen des A. T. sich bewährende Deuteluft ihr Spiel getrieben haben, welches zuweilen so weit geht, aus ursprünglich Einem Namen je nach veränderten Umständen gleichsam mehrere zu machen von verschie-

benem etymologischen Gepräge und Werthe, die (an sich widerständig und unmöglich) doch gleiche Berechtigung haben sollen. Als ob der, gewöhnlich für Lebenszeit und darüber hinaus (anders freilich bei den Chinesen. Endlicher Chines. Gramm. S. 183.) einer Person gegebene Name sich nur wie weiches Wachs in bald diese bald jene Form drehen lassen dürfte?!

In den Namen des ersten Aelternpaares schimmert bei der verschiedenen Auslegung, die man ihnen auch gegeben hat, doch ihr Grundgedanke unverhüllt genug durch. Adam*), bemerkt Isid. p. 232, sicut beatus Hieronymus tradidit, *homo sive terrenus* (das wäre also nicht sowohl ein Erdgeborener, *terrigena* von den ersten Menschen Lucr. 5, 1410; 1426., *terrestris*, als vielmehr noch biblischem Sprachgebrauch, und, was Gen. 2, 7. ausdrücklich annimmt, ein Staubgeborener), sive *terra rubea* (b. i. *adamah*) interpretatur. Ex terra enim facta est caro, et humus hominis faciendi materies fuit, wie Prometheus den Menschen aus Thon, *πηλός*, bildete. Adam (der Mensch) und *adamah* (die Erde, ethm. »die rothe«, s. schon oben) stehen in einem unlängbaren Zusammenhange, und kann durchaus nicht zweifelhaft sein, daß, wie Genes. 2, 7. deutlich genug verräth, Adam und Ewa zusammen, als durch den eingeblasenen Odem (Ewa, b. i. *anima*) belebter Erdenkloß (Adam) den ersten Menschen, und mittelst dessen Menschen überhaupt, vorstellen sollen. Für mich ist nur eine Schwierigkeit die, ob sich eine Herleitung von adam aus dem längeren fem. *adamah* grammatisch rechtfertigen lasse, was z. B. von der üblichen des Lat. *homo* aus *humus* Isid. p. 349. trotz *hóm-anus* (st. *hóm-n*) beim Mangel einer glaubhaften Analogie nicht entfernt wahrscheinlich ist. (Et. Forsch. II. 925.). Ich theile daher Tuch's Meinung (zu Gen. 2, 7.), es müsse adam neben *adamah* (was seinerseits nicht etwa umgekehrt: »Menschen = Wohnsitze«) unmittelbar aus der Wurzel hergeleitet werden, und kann wenigstens der Mensch-kaukasischer Race wegen seines Incarnats mit Recht »der Rothe« heißen. Dabei verdient denn auch Beachtung, daß zufolge Champollion Gramm. Eg. p. 7. in den Hieroglyphen die Erde (ich errathe freilich schwer, aus welchem Grunde) roth gemalt wurde (vgl. ob. *Phrrha*), was auch von dem Fleische der Männer (gegenüber dem gelb dargestellten der Weiber),

*) Ich darf aber wohl als zugestanden voraussetzen, es werde bei Nicht-Ungarn die folgende von einem patriotischen Ungarn herrührende Meinung wenig Anhang finden. Der hätte nämlich herausgebracht, die allgemeine Ursprache müsse wohl — Ungarisch gewesen sein, indem sich Adam so herrlich aus Ung. *atyám* (unglücklicher Weise freilich bloß: *pater meus*, und nicht *nostr* = *mi atyánk*) und noch herrlicher Ewa aus *evé* (sie aß es; auch nur Pers. 3. ohne allen Geschlechts-Unterschied) erkläre.

wennschon (s. Brugsch) nicht von allen außerägyptischen, gilt. — Eva, Heba bezeichnet unstreitig s. v. a. der spät vorkommende Frauennamen *Zwī*, welcher aber vermuthlich als Kosewort (o mein süßes Leben! dgl.); nur daß sich allerdings noch fragen läßt, ob man bei dem Namen der ersten Menschenmutter im Besonderen causatib „eine Lebensspenderin“ vor Augen gehabt habe. Auch zu 3, 20. Isidor macht uns, außer dem Richtigen, auch noch ein Geschenk mit anderen Zugaben, die, obschon gut gemeint und erbauulich, vor dem Ernst der Wissenschaft nur lächerlich erscheinen. Nämlich Eva interpretatur vita (ganz recht!), sive calamitas (unstreitig aus $\eta\eta$ herausgebeutet), sive Vae vitae, quia origo fuit nascendi calamitas: et Vae, quia per praevagationem causa extitit moriendi. A cadendo enim nomen sumpsit calamitas. Es soll demnach Eva an das Lat. vae und vita abgeschmackter Weise zugleich erinnern. Ueberdem ist trotz des häufigen Eintausches von l für d im Latein Entstehen von calamitas aus cadere (soll nun damit hier in Besonderen der Sünden-Fall gemeint sein?) nichts weniger als gewiß. Vgl. incolumis. Vermehrte aber jemand, Heba etwa gar als aus dem schaffenden göttlichen Urgeist (dem Ruach) voralter durch Verwandlung von η in θ umgedeutet und in etymologischer Verbindung mit Jahveh (Jehovah) zu betrachten: so käme dem das vergleichsweise späte Aufkommen des Gottesnamens Jehovah an Stelle der früheren, der Gottheitigkeit widersprechendem Pluralform Elohim wenigstens nicht bestätigend entgegen.

Seth*) interpretatur resurrectione, eo quod post fratris interfectionem natus sit, quasi resurrectionem fratris ex mortuis resuscitaret. Idem et positio, quia posuit eum Deus pro Abel. Die erste jener beiden Deutungen bei Isidor ist als eine spätere christliche ohne alle Wahrheit: allein die zweite, welche die Bibel selbst annimmt (Gen. 4, 25.) von schät (posuit), als „Ersatz“, suppositivus, an Stelle des frevelhaften Cain und der Kainiten, hat, wenn sie anders sprachlich nicht anzufechten ist, seinen guten Grund darin, daß mit Seths Sohne die wahre Verehrung Gottes als Jehovah beginnend gedacht wird. S. Auch zur Stelle, und über die Erlaubniß, den Namen Gottes (Jahveh) auszusprechen Grünbaum. DMZ. XVI. S. 394 fgg. Ich glaube nun aber auch zu verstehen, warum dem Seth in der Reihe, gleichwie durch Wiebergeburt, ein neuer — gottesfürchtiger — Mensch (Enosch) folgt, welcher die gute Reihe von Adamiten fortsetzt neben der misgachteten der Nachkommen Kains. Enos juxta propriae linguae

*) Das Zusammenfallen mit $\Sigma\eta\varsigma$, einer der ägyptischen Benennungen des bösen Typhen, kann wohl nur auf Zufall beruhen. — Doch vgl. Cassel, Magyar. Alterth. S. 253. über Seths Wissenschaft.

varietatem homo vel vir dicitur. Et congrue hoc vocabulum habuit. De eo enim scriptum est: *Tunc initium invocandi fuit nomen Domini*, licet plerique Hebraeorum arbitrentur, quod nunc primum in nomine Domini, et in similitudine ejus fabricata sunt idola. Von Götzenberehrung und Bilderdienst jedoch, was am Schlusse angegeben wird, ist offenbar nicht die Rede. Es lehrt aber der mit Obigem gleiche Gedanke in dem, wie ich glaube, nicht ohne solchen Zweck ausgewählten Namen Mahalalool (laus Dei; mit Hallelujah, ungefähr s. v. a. Te deum laudamus, gleichstämmig) wieder, welchen der Enkel von Enosch trägt. Wenn aber dem Enosch (d. h. als Appell. Mensch, Mann) ein Kenan eben so, wie Kain dem Adam (d. h. ebenfalls Mensch), zum Sohne gegeben wird: so müßte man blind sein, um nicht zu erkennen, wie das erste Paar bloß mutatis nominibus — ein reiner Abklatsch sei vom zweitgenannten, um so mehr als anerkannter Raassen »die Genealogie der Kainiten mit der Cap. 5. folgenden Sethitischen den genauesten Parallelismus enthält«. Luch S. 114. Ausg. 1. Daher denn auch dieselben paronomastischen Auslegungen sowohl bei Kenan wie bei Kain. Cainam (Cainan p. 177.) lamentatio, vel possessio eorum: sicut enim Cain possessio, ita derivatum nomen, quod est Cainan, facit possessio eorum. Worauf diese ethnologisch unbegründeten Anspielungen beruhen, bedarf nach Luch's Auseinandersetzung nur des einfachen Hinweises auf ihn zu 4, 2. Was Kaulen Sprachverwirrung S. 72 mit »Kain etwa Wunnibald« sagen will, gestehe ich nicht zu wissen. Dieser Ab. Name Förstem. Namenb. I. 1358. bedeutet etwa: wer mit Lust (Wonne) kühn ist, was auf Kain weder seinem Namen noch seinem Charakter nach paßt. Isidor hat ferner: Aboluctus interpretatur, quo nomine praefigurabatur occidendus. Idem et vanitas quia cito solutus est atque subtractus. Die erste Deutung beruht auf Herleitung des Namens, von ebel ohne h, d. i. *névdos*, wodurch man einen *Πενδύς* erhielt, der seinerseits die Trauer der Natur, im Süden: zur Zeit der Abgestorbenheit im sengenden Hochsommer, weiter nördlich: im Winter bezeichnen soll. S. Kuhn Ztschr. IX. 418. Nach der Lesung Hebel, für Abel, bedeutet der Name Hauch, mit Bezug auf das rasch hingefschwundene Leben (vanitas). Dürfte man im Kain eine wirkliche Umdeutung aus einem »Besitz, Erwerb« bezeichnenden Worte, vgl. *Κησας, Κησιφών* (durch Besitz leuchtend; doch anders Kap. 4, 2: *Ἐκτησίμην ἀνδρωπον διὰ τοῦ Θεοῦ*. Sept.), und hierin Kains Beschäftigung mit Ackerbau (also auf festem »Grundbesitze«) ausgesprochen suchen: was wäre dann natürlicher, als auch in Abels Namen eine Andeutung der Viehzucht, welche er trieb, und nomadischer Lebensart? Nun kommt aber ein von ebel, nur in der Punctuation abweichendes abel, Gradplatz, vor,

das mehrere Ortsnamen bilden hilft (Dishausen, Gramm. S. 613.) und deshalb gar wohl sich beanspruchen ließe. Vgl. Böhmer, Thora S. 298. Von dem 'Iräd (vorn mit Ain, und daher in der Sept. *Taidad* mit γ, allein auch das erste δ st. r, wobei Vertauschung der im Hebr. sich sehr ähnlichen Charaktere statt gefunden haben muß) wird angenommen, daß er mit Jered (*Iared*) sich bede, was auch an sich glaubhaft genug ist. Doch weiß ich so wenig für die eine als die andere Lesung ein genügendes Ethmon, und wage ich mich nur schüchtern mit dem Einfall heraus, ob man etwa aus 'Iräd (getwagt „Städter“, als sei d müßig, Böhmer, Thora S. 311. unter Hinblick nach 'aröd (onager), einen „Wilden“ herausdeuten dürfe, zu welchem dann sein Sohn Henoch („der Erfahrene, Gelehrte“) Luch S. 135. 315. Böhmer Thora S. 136. 311. (ihm zufolge daraus Haik, welchen die Armenier zu ihrem Stammvater machen) den Fortschritt in der Besitzung anzeigen würde. Doch macht IV, 18. gerade umgekehrt den 'Iräd zum Sohne Henochs. Es dürfte uns dann aber auch nicht Wunder nehmen, wenn ein Mann wie Henoch, als Gott besonders wohlgefällig nach der mit den Tagen des Jahres gleichsummigen Lebenszeit von 365 Jahren entrückt wird; also ohne in gewöhnlicher Weise Todes zu sterben. Henoch soll „Erfinder aller Künste und Wissenschaften sein, namentlich wird die Himmelskunde auf ihn zurückgeführt“ u. s. w. (s. Luch), woraus erhellet, daß man ihm Aemter zuertheilt gleichwie etwa im Hellenenthum dem *δαίδαλος* (zu *δαίδαλλω*), *Παλαμῆδης* (aus *παλάμη* und *μηδος*, mit der Hand geschieht) u. s. w. zustanden. Demgemäße hätte er im gegenwärtigen Register ungefähr dieselbe Rolle übernommen, als die, welche in dem früheren Kap. 4. unter Lamechs Söhne Zabal, Zupal und Thubalkain vertheilt ist, trotzdem daß sein Name ('dedicatio' Isidor) auch schon im Chanoch, als Gründer einer unbekanntenen und daher vielleicht nur mythischen Stadt, vorweggenommen worden. — Matusalam, welcher nun folgt, soll zufolge Isidor nach keineswegs einleuchtender Ethnologie „mortuus“ bedeuten, indem er nicht, wie einige geglaubt hätten, mit seinem Vater entrückt und so der Sintfluth entgangen, sondern in ihr (in eodem cataclysmo; warum nicht: vorher?) umgekommen sei. Die Erklärung wäre begrifflich — wenigstens in der angegebenen Weise — um nichts mehr zu rechtfertigen, als dem gemeinten Ethmon (*mêt*, tobt, von *mâl* sterben) nach. Vgl. Dishausen Gramm. S. 623. Böhmer Thora S. 134. über Methuschael und Mechusael (hinten mit el, Gott), sowie Methuschelach, dessen Ausgang mit dem Schelach, Arphachads Sohne, Kap. 10, 24. sich vermuthlich nur scheinbar berührt. Den ächten Sinn des Namens vermag ich leider nicht zu errathen, und geht es mir mit La-

noch*) um nichts besser. Nach Isidor bedeutete es percutiens; und meint der Bischof, die Tödtung, deren sich Lamech, ohne jedoch einen Namen zu nennen, gegen seine Weiber, vermuthlich nur in den Besitz von Waffen gesetzt, berühmt, beziehe sich auf Cain, was um so seltsamer wäre, als dies gerade in derjenigen Urkunde erzählt wird, worin Lamech nicht Sethit, sondern Cainit ist. Obwieses paßte schlecht, daß der von Lamech Erschlagene ein junger Mann gewesen sein soll, wie seinem Abstammeling Lamech gegenüber Cain doch unmöglich heißen könnte. Und was wäre denn für den behaupteten Sinn des Namens die geeignete Wurzel? Doch nicht etwa macha Percussit; complosit manu, oder Ar. lamad (percussore), woraus man Hebr. malmâd (stimulus) leitet? Ueberhaupt begriffe ich für Lamech den Namen eines Tödtlers, den man als erstes Beispiel der Blutrache erklärt, enger als den eines Tödtlers von dem ersten Tödtler auf Erden Cain, höchstens in dessen Eigenschaft als Vaters vom Noah, insofern damit gesagt sein sollte, die erste Schicht der Menschheit sei wegen ihrer Verberbtheit wieder vom Erdboden vertilgt mittelst der Fluth. Nach einer zweiten Tradition aber hatte Lamech, wie auch sonst nicht immer die Monogamie beobachtet worden, zwei Frauen: 'Ada und Zillah, deren Namen, ersterer "Schmuck" (κομμά, vgl. nicht nur den späten Κοσμάς, sondern auch Κόσμος, ô, Philol. VI. 303.) bedeutet, letzterer (etwa nur der in heißen, baumlosen Gegenden noch lebhafter als bei uns gefühlten Lieblichkeit des Schattens wegen?) — Schatten. Im Sskr. wird K'hâyâ (śauâ) in gar nicht zu verkennender Absicht zur Gemahlin des Sonnengottes gemacht. Der Hebräer hat aber als Egn. auch noch B-zal-el, buchst. in umbra (protectione) Dei Dshauten Gramm. S. 613. vgl. „unter dem Schatten des Kaisers“ DMZ. XVI. 271., sowie Hazleponi, Frauename I. Chron. 4, 3. b. i. Gieb Schatten, der du auf mich blickst. Dsh. S. 618. Ob aber jene beiderseitigen Namen einander entgegengesetzt sein und auf je die verschiedene Beschäftigung ihrer Kinder, nämlich Komadenleben mit den ihm verschwoiferten musikalischen Künsten, dort und

*) Böhmer, Thora S. 137. hält damit für eins den „Αιγυλιος des Sansaniathon bei Philo Byblius (Guseb. Praep. ev. 1, 10.), bei welchem er mit dem Sephäst identificirt wird. Lamech ist also hier mit seinem Sohne Ehubalkain in eins genommen“. Wiebergabe eines l, zumal eines monallirten, vermittelt di hätte nichts Befremdendes, zumal auch den Indischen Flußnamen Yamuna Ptolemäus unter Hinblick nach dia Grischisch zu Αιγυονίνα (also di = Tot) umformt. DMZ. XIII. 402. Ich kann jedoch wenigstens daher kein rechtes Vertrauen fassen zu der von Böhmer gebilligten Herleitung Ewalds Gesch. 1, 357., welcher gemäß Lamech für 𐤋𐤓𐤏 stehen soll, aber nicht im Sinn von ergreifen, berauben, sondern in dem von theilen. Man lese: Λαμ. oder Λαμ.

auf Metallbearbeitung hier irgendwie anspielen sollen: vermöchte ich eben so schwer unbedingt zu verneinen als zu bejahen. Schönheit zeichnet eben nicht den ruffigen Hephaistos der Griechen aus, obschon er Aphroditens Gemahl ist, vielleicht weil den Gebilden des Handwerks auch nicht ein angenehmes Aeußere und der Reiz der Schönheit („Schmuck“?) als Zugabe fehlen darf. Allein „Schatten“ soll kaum irgendwelchen Tadel werfen auf das Handwerk gegenüber dem sonst ungebundeneren Hirtenleben; und löblicher Hoffnung auf wirkliche, nicht bloß figürliche Kühle unterm schirmenden Laubbache — *sub tegmine fagi* — würde ja doch umgekehrt viel eher der Schattenbedürftige Hirt sich überlassen. Ohne Annahme eines Stellenaustausches geradezu zwischen Aba und Zillah sähe ich daher keine rechte Möglichkeit zu einem Bezuge dieser, auch an sich ja nicht unschicklichen Frauennamen auf das Geschäft ihrer Söhne. Den Namen Thubal-Kain*) hat man vormalß fälschlich mit Vulcanus in Beziehung gebracht, das schon A. W. v. Schlegel richtig mit Sskr. *ġvalakā* Flamme (als Masc. ist *G'valana* der Gott des Feuers *Agnis*, d. i. Lat. *ignis*) — unter Verlust des Anlautes und mit Suff. wie in *Diana*, *montanus* u. s. w. — verband. Allein es ist wahrscheinlich eine hybride Zusammenstellung von *Kain*, d. i. hier *Schmid*, mit Pers. *tābal*, *tāpal* *Aes 2. Scobs aeris, argenti etc. vel, quod verius est, ramenta aeris, ferri etc., quae e metallis calefactis et malleo pulsatis decidunt.* Vullers, *Lex. Pers.* T. 1. p. 476. Doch könnte der *Χάλυβες* als Erzarbeiter wegen vielleicht auch an *Thubal* und *Mesched* (*Μόσχοι καὶ Τίσαρνοι*) gedacht werden. Bei *Isidor* p. 285: *Tubal, a quo Iberi, qui et Hispani, licet quidam ex eo et Italos suspicentur, beruht auf der fehlgegriffenen Vertauschung der Hispanischen Iberer mit denen im Kaukasus.* Vgl. *Hesperia* bald *Hispanien*, bald *Italien*. — Ist *Na'e ma s. v. a. Liebllichkeit?* *Böhmer*, *Thora* S. 138. sieht in dieser Schwester des *Thubal-Kain* ein Gegenbild zur *Aphrobite* neben *Hephaistos*, d. h. einer Verbindung von Schönheit mit dem Handwerk, wie ich mir das Verhältniß vorstelle. Bis auf *Noah* haben wir es, wie bereits hervorgehoben worden, mit der Mehrung des Menschengeschlechts,

*) Von Zerlegung des *Thubal-Kain* nach abweichender Form der Sage in zwei Brüder *Τρυβλιος* (*Kain*) und *Γήμος Αὐτοχθων*, weil *ἡ γῆ* die Erde heißt, s. *Böhmer*, *Thora* S. 137, 311. Hierzu bemerke ich: nicht nur ward *Callimachus* von den Athenern *propter elegantiam et subtilitatem artis marmoreae Catatechnos* zubenannt (*Vitr.* IV. 1. vgl. *Philolegus Suppl.* = *Wb.* II. Heft 3. S. 354.), sondern ich habe auch eben da S. 295. mehrere Griechische Künstlernamen besprochen, von denen so mythischem Charakter, als der *Thubal-Kain*s. *Κόρυθος*, Erfinder der Helme (*κόρυθος*), war nach *Ptol. Heph.* bei *Phot.* 147, b, 34. ein Iberer, d. i. schwerlich Spanter, sondern, wie die durch *Eisenarbeiten* berühmten *Χάλυβες*, am *Pontus*.

jedoch so zu thun, daß von Zerfahrenheit in Völker noch nicht die Rede ist. Der Faden der Geschichte spinnt sich einfach nur an Genealogien fort, welche durch die sog. Erzväter sich fortsetzen, die, indem einer in ungenannt belassenen „Söhnen und Töchtern“ bestehenden Nachkommenschaft von ihnen im monotonsten Einzelnen Erwähnung zu thun nie unterlassen wird, natürlich immer nur die Erstgeborenen vorzustellen haben. Mit Noah beginnt ein außerordentlicher Wendepunkt, indem zunächst von ihm ab es sich um Völker-Representanten handelt, obschon die Sprachverschiedenheit als wesentlichstes Unterscheidungszeichen der Völker und mit diesen coexistirend trotzdem erst eben so gewaltsamer als widernatürlicher Weise durch ein erst viel später eintretend gedachtes Wunder nachgeholt wird. Es wird jetzt zu unserem Zwecke nöthig sein, an dieser Stelle unsere Aufmerksamkeit noch auf einige Punkte der mosaïschen Völkertafel zu richten, welche geeignet sind uns über das oft mit der Wahrheit nicht in sonderlichem Einklange stehende Verfahren Aufschluß zu geben, das bei deren Anfertigung beobachtet worden. Wie schon früher angedeutet ist, weicht die ganze Anlage darauf ab, aus der allgemeinen Weite der Menschheit zuletzt und ausschließlich zu Betrachtung gleichsam des planvollsten Mittelpunktes zu gelangen, welche Sem's Stamm, und innerhalb dessen Israel, das bevorzugte „Volk Gottes“, einnimmt. Das kann Niemanden befremden, welcher da weiß, daß sich mehr als ein Volk darauf gestützt hat, die Mitte der Erde (S. madhyadoga) zu bewohnen, wie denn selbst Jerusalem auf einer im Mittelalter gefertigten Charte diesen Ehrenplatz erhält. Deshalb wird Japhet, obschon noch immer mit Achtung angesehen, doch schon viel gleichgültiger behandelt als der meistgeliebte Sem, und vollends auf dem dritten von Noah's Söhnen, ohnedies dem jüngsten 9, 24., lastet sogar ein Fluch. Die Veranlassung dazu klingt freilich sehr naiv. Palästina vereinigt in sich die selten zusammen treffenden Bedingungen, sowohl Trauben als Datteln hervorbringen zu können (Schleiden, die Pflanze S. 324.) und ist außerdem zur Cultur von Cerealien fähig. Wohl von seiner späteren Heimath auf die Natur derjenigen seiner Vorfahren zurückschließend dachte sich nun der Hebräer Noah nicht bloß als Ackerbauer, sondern zudem als Winzer, und soll ihm der Weinbau, weil dessen nirgends vorher Erwähnung geschieht, unstreitig damit als seine Erfindung zugesprochen werden, sodaß er in diesem Betracht mit dem Itarios der Griechen verglichen werden könnte, dem indeß die Sache noch übler gerieth als Noah (s. z. B. Jacobi, myth. WB.). Bei dem Fluche aber, den Noah ausstößt, ist es, wie schon aus dem Satze „Cham, Kanaans Vater“ Gen. 9, 22. sowie aus 25., wo mit Uebergehung des Vaters auf den Sohn, Kanaan, übergesprungen wird, klärlieh herborgeht, nicht so

wohl auf alle Chamiten, als ganz im Besonderen auf den Kanaan gemünzt. Kap. 26: „Und sprach weiter: Gelobet sei Gott, der Herr des Sem [noch etwas allgemeiner gehalten, als sonst: „der Gott Israels“, d. h. Gott, als jüdischer Nationalgott] und Kanaan sei sein Knecht. Gott breite Japhet aus [mit etymologischer Erklärung oder wenigstens spielender Deutung des Namens], und lasse ihn [diesen Volksstamm] wohnen in den Hüften des Sem [gar gütig und gastfreundlich], und Kanaan sei [auch!] sein Knecht, — von welcher Erlaubniß denn auch Amerikanische Sklavenhalter unter Berufung auf die Bibel in scheinheiligster Weise gar ungenirten Gebrauch gemacht haben. Bitterkeit der Sklavenhalter gegen die humanitären Bestrebungen der Abolitionisten läßt sich ganz vorzüglich erkennen z. B. aus J. H. van Evrie's Buche: *Negroes and Negro Slavery: the first an Inferior Race, the latter its normal Condition.* Vgl. auch John Campbell: *Negro-Mania; being an Examination of the falsely assumed Equality of the various Races of Men; demonstrated by the Investigations of Champollion etc.* (der volle Titel bei Trübner Bibliogr. Guide p. 171). Da haben wir: der Neger als Chamit ist zur Sklaverei — geboren. Und der Kanaanit ist das auch, sowie dem Indischen Guda nicht minder eingeschärft wird, zum Dienste der übrigen Rassen (als deren *däsa*, Diener) da zu sein (meine Rassen S. 67.). Kanaan war von den aus Osten herangezogenen Hebräern nach keinem anderen Rechtstitel als dem des Faustrechtes erobert worden. Jedoch fand man für gut (wie das in derlei Dingen üblich) die Einnahme des Landes damit zu rechtfertigen, als sei dieses Abraham von Gott kraft eines Vertrages (also anthropopathisch genug) verliehen. Selbst das aber genügte nicht. Kanaans eingeborne und rechtmäßige Bewohner, die Kanaaniter, mußten als aus früherer Zeit her schon schuld beladen dargestellt; ja, da so unzweifelhaft semitischen Stammes als ihre Unterbrüder, die Hebräer, und von vorn herein, nicht etwa in Folge allmäligen Sprachenumtausches ein dem Hebräischen nahverwandtes Idiom redend (was selbst Raulen Sprachverwirrung S. 235. nicht zu läugnen wagt) — wider alle ethnologische Wahrheit! aus dem ehrenvollen Geschlechterregister der Semiten gestrichen und zu einem von Chams Söhnen*) degrabirt werden,

*) Es mag nicht ganz ohne Grund sein, wenn die Kanaaniter von Israel der Unzucht beschuldigt werden. Bödmer, *Thora* S. 153. Einiges jedoch darf wohl auf Grund von Parteilichkeit gerechter Weise in Abrechnung kommen. Man vgl. hiemit z. B. in Petermann, *Mittheilungen, Ergänzungsheft Nr. 8: Behm über die Lebu.* „Die Sittlichkeit der Lebu-Frauen soll auf ziemlich niedriger Stufe stehen; nach der Aussage der Araber wäre die Ehe in Bora unbekannt; sogar Brüder und Schwestern lebten zusammen. Man darf aber den Bräutigam der Araber über

unter welchen er dann auch gar erst die vierte und letzte Stelle einnimmt: Kusch (Aethiopien; schon mit der semitischen Sprachform dieses Namens, oder mit Negersprachen?), Mizraim (Aegypten; im Koptischen sich als selbständig erweisend, obschon mit Hinneigung dieses Idioms zu dem Semitischen Sprachkreise), Phui (vgl. Putig) neben Kusiya auf einer Darius-Inscription Deutsch-Morgenl. *Zeits.* 11, 134.), Kanaan, d. h. Niederland (und nicht, wie Isid. *Orig.* 6, 19. abgeschmackter Weise angiebt: motus eorum). *S.* *Leh.* S. 189. 244. fg. Ausg. 1.), worunter auch vor Allem Phönicien mit einbegriffen ist. Vgl. auch Herder *Ebr. Poesie Gespräch IX.* zu Anfang.

Wir verlassen jetzt die Völkertafel, in welcher unter den übrigen Anordnungen und Vertheilungen noch mehrere vorkommen, die mit der Linguistik sich schwerlich vertragen. Statt dessen möge ein Hell aus dem Schooße des Semitismus selbst für ein paar Augenblicke unsere Aufmerksamkeit fesseln. Wie steht es mit den Ismaeliten, wozu vor allen Dingen die Araber gehören, im Vergleich zum Hebräischen Volke? Vom Ismael wird des Namens Grund *Genes.* 16, 11. und 20. angegeben, wonach *Isid.* VII. p. 235. *R.* 32.: Ismahel interpretatur auditio Dei (als den Vätern auf ihr Flehen gewährt, *Desiderius*, "Agaros): sic enim scriptum est: *Et vocavit nomen ejus Ismahel*, quia exaudivit eum *Deus*. Simeon bedeutete zufolge p. 240. das nämliche, unter Bezug auf *Genes.* 29, 33. Und p. 284: Ismael filius Abraham, a quo Ismaelitae, qui nunc corrupto nomine Saraceni, quasi a Sara, et Agareni ab Agar, doch ein verwunderliches Quasi. Und zu dessen Milderung hilft wenig die Angabe *IX.* 2: Saraceni dicti vel quia ex Sara genitos se praedicent, vel, sicut gentiles ajunt, quod ex Syrorum sunt origine quasi Syrigenae (natürlich falsch trotz Trojugenae u. aa.). Hi peramplam habitant solitudinem. Ipsi sunt et Ismaelitae, ut liber Geneseos docet, quod sint ex Ismaele. Ipsi Cedar a filio Ismaelis. Ipsi Agareni ab Agar, qui, ut diximus, perverso nomine Saraceni vocantur, quia ex Sara se genitos gloriantur. Diese angebliche Verhöhnung der Saracenen wegen ihres Ursprunges ist einfach ein Phantasiestück, indem der Name nichts besagt als Orientalen, Arab. *scharki* von *scherk*, *Kurd.* *sciark* (oriente), woher von Ham-

den Charakter der Tebu kein großes Gewicht beilegen (!), da sie dieselben als untergeordnete Klasse äußerst verachten, sie nicht von Gott geschaffen, sondern von Ungefähr entstanden glauben, und sie möglichst zu erniedrigen suchen, um ihre eigenen Grausamkeiten gegen sie zu entschuldigen." Das klingt Alles fast genau so, als wenn man die Israeliten von den ihnen verhassten und auf alle Weise unterdrückten Kanaanitern sprechen hörte! Ja um so mehr, als die Tebu, auf die sie Sklavensgaben gemacht werden, häufig Sklavendienste verrichten mußten.

mer, Wiener Jahrb. Bb. LXIV. S. 48. auch den Namen des Windes Scirocco (s. Diez EW.) mit Recht leitet. Sollte es gestattet sein, den Namen eines Troers aus dem Semitischen herzuleiten, so würde sich Ἀσάραχος, Sohn des Troß und der Kallirrhoe (Schönströmerin), Tochter des Flügogottes Stamandros, schicklich als „der östliche“ erklären. In dem Vorschlage hätte man den Artikel, sei es nun Hebr. ha- unter Fortlassen der Aspiration oder Arab. al- nach üblicher Assimilation zu suchen. Eben so bedeutet ja auch Kadmus aller Wahrscheinlichkeit nach: Osten (Hebr. kedem). Ein As's'arqi ben Alqat'ami in Benseh Dr. u. Dec. I. 691. Der neueren Sprachforschung ist es trotz des Widerspruches von Kaulen, Sprachverwirrung S. 73. gegen Steinthal's Behauptung, „das Arabische stelle die alterthümlichste Gestaltung des Semitischen dar“, nicht mehr so zweifelhaft, wie ungeachtet seiner so unendlich älteren Denkmale das Hebräische, „was die Alterthümlichkeit des gesammten Gepräges der Sprache nach ihren Lauten und nach der Gestaltung ihrer Wörter anlangt, darin vom Arabischen, wie es bis zur ersten Zeit des Islams hin gesprochen wurde, entschieden übertriffen wird“ (Dshhausen Hebr. Gramm. S. 2.), ja sich „bereits mannichfach entartet“ S. 7. darstellt, mag man nun diesen Umstand der „Heiligkeit“ der Hebräischen Sprache Eintrag thugend glauben oder nicht. In wie fern das Arabische, wie Ewald (Abh. II. 60. 78.) mit Bezug auf Dshhausen behauptet, gegenüber dem Aramäischen und Hebräischen wirklich einen „Fortschritt“ in seinem Baue verrathe, nicht etwa bei Einzelheiten, sondern im Ganzen: wird nach erst abzuwartenden Darlegungen des ersten Gelehrten zu erwägen sein. Mittlerweile glaube ich mit gutem Fuge bei dem Urtheile eines anderen urtheilfähigen Semitologen stehen bleiben zu dürfen. Nämlich Rüdiger's, welcher, in der Einl. zu der Gesenius'schen Grammatik sehr bestimmt, gleichwie Dshhausen, sich dahin erklärt: „So sind auf Semitischem Gebiete die aramäischen Dialekte am meisten und frühesten verfallen; demnächst das Hebräisch-Canaanitische; am längsten bewahrte [also errang, wenigstens der großen Masse nach, nicht erst] das Arabische die natürliche Fülle seiner Formen, da es bei den abgeschlossenen Stämmen der Wüste ungestörter in seinem vollständig ausgeprägten [!] Organismus beharren konnte, bis durch die Umwälzung des Muhammedanismus auch hier stärkerer Verfall eintrat, so daß es nun erst um so viel später ungefähr die Stufe erreichte, auf welcher wie das Hebräische schon in den Zeiten des A. T.'s treffen“ u. s. w. Vgl. indess auch Th. Köldere, in Benseh, Dr. u. Dec. I. S. 756. Konnte nun das Judenthum selbst nicht umhin, den Ismaeliten vor den Israeliten einen, außer durch damals vielleicht noch gefühlte größere Alterthümlichkeit der Sprache, auch durch größere Nähe an der Ur-

heimath Abrahams vor seiner Auswanderung wohlbegründeten Vorrang höheren Alters, wie ungern immer, einzugesehen: so mußte dieser dem Nebenbuhler doch wieder andererseits auf alle Weise verlämmert und, so viel wie möglich, zu nichts heruntergebracht werden; und solche Mißachtung spricht sich denn selbst in Bezeichnung der Zigeuner als Ismaeliten (meine Fig. I. 61.), Saracenen, auch wohl Hagarener, wie nicht minder als Philister, Kanaaniter, Amoriter u. s. w. (Grellmann Zigeuner Kap. 3.) aus, trotzdem daß ihre Sprache sie als Auswanderer aus dem nördlichen Indien verräth. Aus diesem Grunde, und offenbar zu dem Ende, um demächst mittelst Isaacs das Hebräische Volk als wichtigstes Volk vor allen Völkern in reinster Vollblütigkeit und überhaupt in ungetrübtestem Lichte erscheinen zu lassen, geht zwar der Ahnherr der Ismaeliten seinem Bruder Isaac an Alter voraus, ist aber nur dessen Stiefbruder und mit einer dienenden Magd erzeugt, die überdem als Aegypterin nicht einmal Semitischen, sondern des wenig ehrenvollen Chamitischen Stammes ist, zu welchem die Aegypter gehören, denen die Juden — in vielerlei Rücksicht — nicht allzu grün sind. Mit solch illegitimer Abkunft wird dann auch den Arabern die Reinheit des Geblütes in volklicher Rücksicht bestritten, was, gedächte man auch etwa dabei einiger Verührungspunkte des Koptischen mit dem Semitischen überhaupt, umgekehrt rücksichtlich der von Aegyptischen Elementen freien Arabischen Sprache aller Wahrscheinlichkeit ermangelt. Sonst kennt Apollod. 2, 1, 5. *Apollia* als eine Gemalin des Aegyptos, und finden sich bei den Griechen auch anderweitige mythische Vermittelungen zwischen Asien und Afrika. Aegyptos nämlich war ein Sohn des Delos (also jener Babylonischen Gottheit) und Enkel des Poseidon und der Libya (also das Libysche Land in Afrika), Bruder des Danaos, welcher *Aethiops* (mithin Aethiopien) zur Gemalin hatte, und nach Euripides auch des Kepheus, Königs der Aethiopen, und des Phineus. S. z. B. Jacobi, Mythol. WB. Uebrigens meint Benloew, Rech. sur l'Orig. des Noms de nombre p. 88., indem er Entstehen des Namens Araber aus dem Hebr. Eber läugnet: Nous pensons que le mot Arab, Ereb se rattache fort bien à une racine hébraïque signifiant: être stéril, désert, (vgl. Böhmcr, Thora S. 320.); et nous persistons dans l'opinion que la grande majorité des Sémites n'ont jamais quitté leur patrie primordiale. Or, cette patrie, pour nous, c'est l'Arabie. Nun, das Letztere als wahr angenommen, erklärte sich, warum dem Ismael ein höheres Alter eingeräumt werden mußte. — Die anfängliche Unfruchtbarkeit der Sarah, welche auch bei Rebecca, der Mutter von einem Zwillingsvolke, und bei Rahel sich wiederholt, und ihre Beschimpfung (von der es scheint, sie solle weniger den Anfangs spärlichen Wachsthum von Abrahams Ansiedelung aus-

brüden, als auf Gottes wunderbare Dazwischenkunft in erwartungs-
voller Würde vorbereiten) schlägt endlich zum persönlichen Triumphe
für sie gegen die niedere Plage um, und sie verfolgt ihren Sieg,
welcher auch für ihren (ausschließlicheren) Stamm einer ist, mit
Nachdruck. Abraham zögert, den Ismael, der doch auch sein, ob-
schon nicht seines rechtmäßigen Weibes Sohn ist, zu verstoßen, in-
dem ihm ein solcher Act (mit psychologischer Wahrheit geschildert)
als eine Ungerechtigkeit widersteht. Doch endlich weicht seine Un-
schlüssigkeit vor Gottes allerhöchstem Geheiß, durch dessen gehorsame
Beobachtung auch manches Andere im A. T., was sonst leicht mor-
ralisch bedenklich scheinen möchte, gleichwie aus Unrecht in vor-
wurfsfreies Recht verwandelt, ja zu einem verdienstlichen Thun er-
hoben sich ausnimmt. Ismael aber wird (und zwar nach göttli-
cher Bestimmung, wie stiefmütterlich) in die Wüste verstoßen, wo-
rin ja der Araber wunderbarer Weise ganz eigentlich ein ihm ge-
nehmtes Element findet. Fast verschmachtet er zwar darin; und
nur Gottes wunderthätiger Beistand erhält ihn am Leben, worauf
den Umständen nach kaum zu rechnen schien. Dann wird aber von
ihm, wie in prophetischer Voraussicht ausgesagt: „Es wird ein
wilder Mensch, seine Hand wider jedermann“ (vgl. Grünbaum
DRZ. XVI. 413.), womit durch einen nachträglichen Schluß nach
dem Erfolge und aus dem Erfolge der thatsächlich kriegerische
Charakter der Araber gegenüber ihren friedlicheren Brüdern in Pa-
lästina gewissermaßen auf seinen Grund zurückgeführt wird. Vgl.
die wahrheitgemäße Stelle L. 20: „Und wohnte (Ismael) in der
Wüste, und ward ein guter Schütze“, d. h. Jäger und Krieger.
Auch indeß, daß Ismael als arger Spötter bezeichnet wird (nach
Böhmer, Thora S. 209. freilich nur, weil er seinen jüngeren Bru-
der als einen Richterbberechtigten verlacht habe), scheint mir
ein, einer Eigenthümlichkeit jenes Volkes, das er mythisch vertritt,
abgeborgter Zug. Mithin etwa so, wie ein Volk sich über das
andere lustig macht, als z. B. der Engländer über die Paddles
(Iren, nach ihrem Schutzheiligen Patrick) mit ihrem „Blarney“
(scherzhafte, dummes Zeug, Unsinn); der Franzose über die Gas-
cogner u. s. w. Die Araber sind große Satiriker. Vgl. z. B.
in der Hamäsa nach Rückerts Uebersetzung „Schmähgedichte“
Nr. 587—666. und „Weiberschmähungen“ Nr. 845—861.
neben Heldenliedern Nr. 1—254 u. s. w. Vermuthlich zahlte
Ismael die ihm von den Hebräern angethane Unbill und Ver-
letzung des Rufes reichlich mit Spott heim. Indem die Ismaeliten
als von dem Hebräischen Mutterstamme abgezweigt und durch
letzteren vertrieben vorgestellt werden, geht damit die Benennung
von Ismaels Mutter, Hagar, d. i. zufolge Luch zu 16, 1.
„Flucht“ (Isidor anders, nämlich advena, vel conversa), auf
trefflichste zusammen, und darf als Parallele davon an Nod als ein

Und auch der „Flucht“ (refugium, Asyl) und Verbannung für Cain im Osten Gen. 4, 16. erinnert werden. Etwa *Πύξιον* Pol. 5, 45, 8. von *πύξις*? Also eine ähnliche Vorstellung, wie zufolge Justin die Parther Scytharum exsules fuere. Hoc etiam ipsorum vocabulo manifestatur, nam Scythico sermone Parthi exsules fuere. Hagarim (Hagarener), was die Juden aus Hungari verdreheten, würde ganz auf richtige Weise „Flüchtige“ übersetzt werden müssen. Selig Cassel, Magyarische Alterth. S. 193. — Noch von einer dritten Seite aber (vielleicht nach einer besonderen Tradition) soll die Natur des Ostlandes, insonderheit Arabiens auf dem Wege der Genealogie hervorgehoben werden. Abrahams zweite Kebsle nämlich heißt Cethura Gen. 25, 1 fg. Ein Name, der zufolge Isid. 235. thymiana, also suffimentum, bedeutet, was auch Tuch Genes. S. 411. als richtig anerkennt. Ist nun gleich einzuräumen, daß ein solcher Name, von einer Frau als historischer Wirklichkeit gebraucht, an sich keinen Anstoß erregte: so muß man in dem gegebenen Zusammenhange gleichwohl ihn als mit der Absicht gewählt betrachten, um Arabien als Heimathland des Weihrauchs (thus) und mancher sonstiger Wohlgerüche dadurch zu kennzeichnen. Vgl. Arabica resina. Plaut. Mil. gl. 2, 5, 2: Ut (Dianae) Arabico fumificem odore amoene. Oder Arabice olet, i. e. ex odoribus Arabicis. Fest. Sodann Isidor B. XVII. im 8. Kap. De arboribus aromaticis, wo es heißt: Aromata sunt quaeque fragrantis odoris, quae India vel Arabia mittit, und wo thus, myrrha, storax als arbores Arabiae, bdellium Indiae et Arabiae genannt und beschrieben werden. Thus allem a tundendo dictum, was eben so falsch als die Herleitung des Volknamens Tusci aus thus, *Τύρος*. Hoc et libanum (Hebr. l'bonah, a candore) vocatum a monte Arabiae, ubi Sabaei sunt. Nam mons eorum Libanus dicitur, ubi thura colliguntur. Die letztere Ethmologie ist falsch, indem der *Λιβανος* (verm. seiner Schneegipfel wegen, „der weiße“, wie Montblanc, Sskr. Dhavalagiri) im südlichen Syrien liegt. Vgl. aber Sabaei turifera; Sabaeum tus, S. odor, S. myrrha u. s. w. Auch IX. 2, 49. nach lächerlicher Herleitung des orientalischen Namens: Sabaei dicti *ἀπό τοῦ σέβασθαι*, quod est supplicare et venerari, quia divinitatem per ipsorum thura veneramus. Ipsi sunt et Arabes, qui in montibus Arabiae sunt, qui vocantur Libanus et Antilibanus (in Arabien? nein!), ubi thura colliguntur. Ja, unter Nr. 50. werden auch die Syrer mit hineingezogen: Syri ab Assurim vocati perhibentur, qui fuit nepos Abraham ex Cethura. Quos autem veteres Assyrios, nunc nos (d. h. durch irrige Vermengung) vocamus Syros, a parte totum appellantes. Sonst siehe über die Herleitung der Syrer von Nahor, Abrahams Bruder, um seitliche Verwandtschaft derselben mit den Hebräern an-

zuzeigen, Gen. 22, 21. mit Tuch dazu. Wenn Laban, Nahor's Sohn, welcher Gen. 31, 20. und 24. vgl. 25, 20. der Syrer heißt, wahrscheinlich einen „Weiß“ bezeichnenden Namen führt: so möchte man fast vermuthen, es sei dabei ein Volksunterschied gemeint, dem von *Λευκοστροφοί* ähnlich, wie die Kappadokier am Bonius hießen. Weißt doch umgekehrt der Name sowohl der Edomiten als der Phoiniken auf rothe Farbe zurück. Vgl. schwarze Ugre und weiße Ugre (Chazaren) Selig Cassel, Magharische Alterth. S. 334. Auch Casdei, qui nunc Chaldaei vocantur, a Caseth filio Nachor fratris Abrahae cognominati sunt.

Noch schimpflicher und ehrenrühriger als mit dem Ursprunge der Ismaeliten sieht es mit dem der Moabiter und Ammoniter aus, von welchen, auf ethmologische Deutung sich stützend, jüdischer Rationalhaß das Geschichtchen ausgeheckt hat, als seien sie von Loth, jedoch ihm selber unbewußt, blutschänderischer Weise mit seinen eigenen Töchtern erzeugt. S. Tuch zu Gen. Kap. 19, 30—38. Vgl. bei Jsid. p. 234: Moab ex patre, et totum nominis etymologiam habet. Conceptit enim eum primogenita filia de patre. Ein seltsamer Volksname das; allein Moab kann nicht, wie die Erzählung verlangt, für me-âb stehen. Infolge Böhmers, Thora S. 205. vielmehr st. „מֵאב, Wasser des Vaters, d. h. väterlicher Same“. Eben so: Ammon, cujus causa nomen redditur filius populi mei, sic derivatur, ut ex parte sensus nominis, ex parte ipse sit sermo. Ammi enim, a quo dicti sunt Ammonitaei, vocatur populus meus. Ich weiß nicht, wie Jsidor seine Erklärung des Namens Loth, als declinans, ethmologisch rechtfertigen will. Sonst würde ich sie, nicht wie er, auf Loth's Verhältniß zu den Edomitern beziehen: Factis enim Sodomorum non consensit, sed eorum illicita carnis incendia declinavit, sondern auf dessen Trennung von seinem Bruder Abraham 13, 9 fgg.

Ich bin so frei, auch noch mit einer lehrreichen Parallele aus Afrika aufzutreten, welche Barth, Reisen und Entdeckungen. Im Auszuge Bd. I. 265. uns mittheilt. „Als ältester Sitz des Haussa-Volkes im Sudan wird allgemein die Stadt Biram bezeichnet. Dieselbe liegt zwischen Kano und Chadedja, nahe bei letzterem, und wird jetzt gewöhnlich Garu-n-ghabbes genannt. Bauu, der Enkel dieser personificirten Stadt — so erzählt die mythische Genealogie des Haussa-Volkes — und Sohn Karbagari's (Personification der Eroberung Birams) war der Vater der ebenfalls personificirten sechs anderen Haussa-Staaten. Die Bedeutung des Namens Bauu ist nicht völlig sicher, aber wahrscheinlich ist es, daß er die ehemalige Sklaverei der Nation andeutet, da ein ähnliches Wort, baua, auf Haussa „Sclave“ heißt. Wichtig aber

für den historischen Standpunkt und das oben Gesagte [daß das eigentliche Haussa-Element in der Haussa-Nation nicht alt-einheimisch war, sondern erst in verhältnismäßig später Zeit in das Land einwanderte] bestätigend ist die Angabe, daß die Mutter der Kinder Bauu's dem Stamme der Deggara angehörte, einem jetzt sehr kleinen, heruntergekommenen Berber-Stamme, der im Norden von Munio sesshaft ist. Daura, Gober, Kano, Rano (die beiden letzteren werden [etwa dem bloßen Reime zu Liebe?] als Zwillinge aufgeführt), Katsena und Segseg (ebenfalls ein Zwillingpaar) sind jene Kinder und bilden mit Biram die wohlbekanntesten ursprünglichen 7 Haussa-Staaten, die Haussa bokuu, d. h. die sieben Haussa. Dagegen werden die sieben anderen Provinzen oder Länder, in welchen die Haussa-Sprache im Verlaufe der Zeit in größerer oder beschränkterer Ausdehnung neben der ursprünglichen Sprache der Eingebornen die Landessprache, scherzweise bansa bokuu — die unehelichen Sieben [weil gls. in Mischehe erzeugt] — genannt. Es sind dies die Landschaften Sanfara, Kebbi, Nupe oder Nyffi, Guari, Yauri, Yoruba oder Yariba und das Land, welches die Haussaua Kororofa nennen, das aber bei den Eingebornen Mitschi heißt."

Arfaxat wird von Isidor p. 234. sanans depopulationem (mithin aus Hebr. rafa, sanare, curare, und s'at, depopulatio) gebeutet oder vielmehr — grammatisch — mißdeutet, während sonst das Land, welches er vertreten soll, wahrscheinlich Ἀρφαξαίτις (das Suffix -ίτις vielleicht auch nur durch Bergreichung), allerdings den Ausgangspunkt des Hebräischen Volkes bezeichnen soll. S. auch zu Kap. 10. S. 256. und 11. S. 280. Schwierlich der Strythe Arpoxais, woran Scheuchzer DMZ. XVI. 492. erinnert. Die Namenreihe Schelach, Eber, Pheleg besteht aus bloßen Personificationen, deren das erste dimissio, das letzte divisio, und das mittlere zufolge Isidor transitiv bezeichneten, was um so bemerkenswerther, dafern es grammatisch wirklich Komm. abstr. wären und nicht einmal, nach concreter Fassung, Komm. ag. Phaleg bemerkt Isidor, divisio, cui pater proptera nomen imposuit, quia tunc natus est, quando per linguas terra divisa est. Vgl. Genes. X. 25. Sept.: καὶ τῷ Ἐβρῶ ἐγεννήθησαν δύο υἱοὶ ὄνομα τῷ ἐνὶ, Φαλέγ, ὅτι ἐν ταῖς ἡμέραις αὐτοῦ διεμερίσθη ἡ γῆ, καὶ ὄνομα τῷ ἀδελφῷ αὐτοῦ, Ἰεκτάν. Schelach bezeichnet hienach den „Ausbruch“ der nachmaligen Hebräer unter Abraham von Nordosten nach Palästina, wie Ἀγέται angeblich vom Ausbruche der Argo Her. 7, 193. Philol. Suppl. Bd. II. S. 281. und Ὀροσίτις vielleicht nur von dem der Hellenen S. 298.; Heber aber (zum Gentilnamen: Hebräer verwandelt) den „Uebergang“ derselben über den Euphrat, während zuletzt mit Pheleg eine „Trennung“ mehre-

rer Völker von einander doch wohl als in Folge der Babylonischen Sprachverwirrung vollzogen zur Anschauung gebracht wird. Trotzdem aber, daß dieser Personification als Bruder Joktan, d. h. der Ahnherr der arabischen Joktaniten, beigegeben wird: scheint sich mir die mit dem Namen Sheleg belegte Vertheilung von Völkern weiter als auf ein Land, und auf eine bloß mundartliche Geschiedenheit der Sprachen einzig innerhalb des Semitismus erstrecken zu sollen, — über die ganze Erde. Uebrigens wohl möglich, daß man bei diesem Abstractum ein wirklich historisches Ereigniß vor Augen hatte. Nämlich im Jahr 2234. wurde die Aegyptische Dynastie gestürzt durch die Babylonische Dynastie des Berossos, und obiges Jahr, als auch dasjenige der Geburt Shelegs bezeichnet, fällt, wie Böhmcr: das erste Buch der Thora S. 307. vgl. 159. erinnert, „zusammen mit jenem großen Dynastieentwessel in dem Lande, in welchem die vorabrahamischen Semiten lebten.“ Eine Verbindung der Pelasger als angeblich expulsés damit, wie Eckstein, Peoples Sémit. p. 56. sie behauptet, halte ich für wenig glaubhaft. Eine Stadt Mahors in Mesopotamien 24, 11. Terach Vater Abrams, wenn zufolge Luch S. 281. mora, bezeichnete dann wohl den schließlich mit Abrams Einzug in das Land Kanaan erfolgenden „Stillstand“ der Wanderung. Noch sei auch als in gewissem Betracht einschlägig erwähnt: Phares divisio eo quod *diviserit* membranulam secundarum divisoris. Id est Phares sortitus est nomen. Unde et Pharisaei, qui se quasi justos a populo separabant (also sich zu ihm „exclusiv“ verhielten), divisi appellabantur. Letztere als „Getrennte, Ausgeschiedene“ Alois Müller, Phariseer und Sabbucder S. 23. So j. B. Tertull. Praescr. 45: Praetermitto Pharisaeos, qui additamenta quaedam legi astruendo a Judaeis divulsi sunt; unde etiam hoc accipere ipsum, quod habent, nomen digni fuerunt.

Die Genesis wird nicht müde, in ethnologisirenden Namensbeutungen ihren Witz zu üben, und liefert dabon der vorgebliche Namenswechsel Genes. 17, 5. mit Luch dazu von Abraham d. i. Vater (ab) vieler Völker (raham; etwa mit Anspielung auf rabah Multus, copiosus fuit) statt des früheren Abram (pater altitudinis?) Döbhausen Gramm. S. 620., sowie von „Sarah, Fürstin, als Stammutter eines Volkes, aus dem Könige hervorgehen sollen“ st. Sarai einen neuen glänzenden Beweis. Isid. p. 239. erklärt Abram als pater videns populum, Abraham aber unter Ergänzung von gentium: pater multarum gentium. Ferner p. 234: Sarai interpretatur *princeps mea*, eo quod esset unius tantum domus materfamilias [zundchst bloß glf. in Abrams Mund als dessen Gattin]. Postea causa nominis immutata ablata de sine i litera (als Possessiv = Suffix) dicitur Sara, id est *princeps*. Omnium quippe gentium futura princeps erat (glf. eine

zweite Eva, nur im engeren Umfange Stammutter aller Jüdischen und nächstverwandten Volksschaften), sicut et Dominus pollicinus fuerat ad Abraham: *Dabo tibi ex Sara filium, et benedicam ei, et erit in gentes, sed et reges populorum erunt ex eo.* Gen. 17, 16. Vgl. noch Böhmcr, Thora S. 197. — Ueber Isaac ist bekannt genug, wie er von dem zweifelvollen Laufen seines Vaters und seiner Mutter den Namen davon getragen habe, und gehört dieser zu der, im Hebr. nicht ungewöhnlichen Namenbildung im Imperf., unter Ergänzung verschiedener Subj., wie Gott, der Träger des Namens selbst, Döshausen Gramm. S. 617. Vgl. S. 503. und Gen. 17, 17, 18, 12, 21, 6. Ein Sohn als noch unerhoffter Spätling, und wie hier in rechtmäßiger Ehe geboren, gäbe den besten Anlaß, die Freude der Aeltern zu sein. Allein, sollte, vom sagenhaften Gewande entblößt, dies die wahre Meinung des Namens Isaac sein: so müßte er, wäre zu vermuthen, entweder, auf den Vater (denn die Form ist nicht feminal) bezogen, sagen wollen: „er hat gelacht“ (herzliche Freude empfunden über den ihm geschenkten Sohn), oder, wenn Isaac selbst als Subject gedacht wäre, das risit*) in ein causatives (kaum jedoch mit der Sprache in Einklang): „er erregte Freude“ (durch seine Geburt) umschlagen. Von dem späteren Mannsnamen Γελάσιος hege ich den Verdacht, nur dem Hebr. Isaac nachgebildet zu sein, und der Parasitennamen Γελάσιμος Plaut. Stich. paßt als passivisch: „lächerlich, belächelnswerth“ vollends nicht hieher. — In der rührenden Erzählung, wie Abraham sich nicht weigert, Isaac, sein Liebstes, dem wieder darzubringen, durch dessen Güte er jenen Sohn erst im hohen Alter und noch wider alles Verhoffen gewann, sollte natürlich ein Gemälde geliefert werden unbedingtster Ergebung in Gottes Willen. In jedem Opfer liegt eine Entfagung, Trennung von etwas, was und mehr oder minder werth ist. Allein sein Begriff schlägt leicht in die Vorstellung um, als trügen die Götter, denen man Opfer darbringt, in menschlicher Gier Verlangen nach dem Dargebrachten. Selbst je zuweilen nach Menschenblut lechzend wollten sie durch Schlachten von Menschen befriedigt sein, und bei manchen Völkern hielt es sehr schwer, bis die feinere Sitte obsiege, daß sich die beleidigten oder erst zu gewinnenden Götter, anstatt Menschen, sich Thier- oder sonstige mildere Opfer gefallen ließen. Wie für Isaac zuletzt ein Bod genügte: so statt der Iphigenia eine — Hindein Jacobi Myth. WB. S. 681.

Im weiteren Verlaufe der Geschichte wird sorglich darauf ge-

*) Oder prophetisch gedacht: ridabit? — Die Nachricht, daß Jorastet gleich nach seiner Geburt gelacht habe, Plin. H. N. VII. 16. (vgl. Spiegel Avesta II. Einl. S. VIII.), hat einen ganz andern Sinn, indem dieser Jng ihn mit als Wunderkind bezeichnen helfen soll.

sehen, daß der eigentlich Hebräische Stamm durch keinerlei Miß-
 beirathen verunreinigt werde. Es z. B. leidet Abraham nicht,
 daß Isaac ein Weib nehme aus dem verachteten Stamme der Ka-
 naaniter, sondern er muß sich Rebecca aus Mesopotamien holen,
 der fernern Urheimath der Hebräer. Ferner, wie dem Ismael als
 Stammvater der Araber der Ruhm der Erstgeburt dadurch vergällt
 wird, daß er nicht in legitimer Ehe geboren ist: so hat der schon
 im Leibe ihrer Mutter beginnende Zant zwischen Esau und Ja-
 cob den Verlauf, daß Isaac's Erstgebornem Esau (d. h. der
 Rauhaartige, Hirtius Tuch zu Gen. 25, 19 — 24, während Isidor
 p. 235. die Ethnologie von dessen drei Namen mit einander ver-
 mengt) durch den Zweiten, dessen Name dem Charakter seines Dohf-
 feus-artigen Trägers getreu, „der Listige“ bedeutet, und deshalb
 schädlich sich späterhin in Israel („Gotteskämpfer“, Kämpfer für
 Gott) verwandelt (Tuch zu Gen. 32, 28.), das Erstgeburtsrecht
 in Folge seiner Gefräßigkeit vor dem Munde weg eskamotirt wur-
 de. Isidor VII., 7, 5: *Iacob supplantator* (eig. Weinsteller)
interpretatur, sive quod in ortu suo plantam („Ferse“ Luther)
nascentis fratris apprehenderit, sive quod postea fratrem arte
deceperit. Unde et Esau dixit: Iuste vocatum est nomen
ejus Jacob, supplantavit enim me ecce secundo 27,
 36. Esau wird zwar, vermuthlich weil er Jäger (nicht, wie Ja-
 cob, Hirt) ist, als roh und ungeschlacht geschildert, erweist sich
 jedoch dabei als ein so ehrlicher und gutmüthiger Geselle, daß er
 später seinem Bruder trotz der von ihm erlittenen Uebervorthellung
 doch wieder mit so versöhnlicher Herzlichkeit entgegenkommt, wo-
 durch man geneigt wird, ihn im Grunde dem schlauen und hinter-
 listigen Jakob vorzuziehen, der etwas zu viel von dem minder Löb-
 lichen am Rationalcharakter der Juden zeigt. Daß durch jene, gleich-
 sam schon von Kindesbeinen an beginnende Bekämpfung zweier
 trotzdem menächmisch verbundenen Brudervölker, der Edomiter
 (oder Idumäer), welchen Namen ich nicht mit der, erst durch Grie-
 chischen Mißverstand aus einem erythraischen Meere, so bedünkt
 mich, zu einer *Ἐρυθρὰ θάλασσα* verdrehten Benennung in Ein-
 klang zu bringen wage (Deutsch = morgenl. Ztschr. 13, 406.), und
 auf der anderen Seite der Juden prophetisch voraus verkündet
 sei, sagt B. 23. in R. 25. mit den unzweideutigsten Worten selbst.
 Wenn auch zufällig, so ist es doch ein merkwürdiges Zusammen-
 treffen, daß die Jüdische Sage verschiedene Barbarenstämme des
 Landes zwar von einem Zwerge, indeß auch „feuerroth“ von
 Farbe, abstammen läßt.

Wir haben nun wohl schon übergenuß Beispiele gehäuft, um
 daraus zu ersehen, wie es mit den überlieferten Völkergenealo-
 gien beschlagen ist. Uns wird daher jetzt erlaubt sein, zu einem
 Gegenstande überzugehen, welcher mit dem Zerfallen der Menschheit

in verwandte und nicht verwandte Völker aufs innigste verbundet ist, zu der sprachlichen Geschiedenheit, durch welches Unterscheidungs-Zeichen eben erst die gegenseitige Absonderung der Völker am vernehmlichsten und einschneidendsten sich äußert und geltend macht.

Es war noch eine Zeit voll naiven Kinderglaubens, wo man in Betreff des Ursprungs der Sprache überhaupt, welche ohne Weiteres als eine von vorn herein einheitliche — die sog. *lingua primaeva* — vorausgesetzt wurde, sowie anderseits rücksichtlich der Gründe von der Zersahrenheit menschlicher Rede (thatsächlich unleugbar) in eine unglaubliche Menge von Sprachen durch einfachen Anschluß an Bibelstellen, wie Gen. Kap. 2. V. 19. und Kap. 11., sich vollkommen befriedigt und sein Gemüth zu keinerlei kritischer Sceptis, d. h. schon dem Wortsinne nach: klaräugigem, Unterscheidung des Wahren vom Falschen verlangendem Sehen, aufgeregt fühlte. Der Standpunkt solch paradiesischer Unschuld und Unwissenheit ist längst vorüber. Für den Sprachforscher hängt nicht noch hing je an dem Baume der Erkenntniß eine Frucht schon ausgereift und so angethan, daß nur die schüttelnde oder pflückende Hand vonnöthigen, um mühelos zu deren durstlöschendem Genuße zu gelangen. Ohne anderen frevelhaften Vortwiz als die in die allgemeine Menschennatur tief eingepflanzte Neugier nach dem Wie und dem Warum der Dinge sieht er, der Sprachforscher, gleichwohl auf Jahrhunderte hinaus zum selbstervählten Jbar, doch schweißauspressenden Behauen und Wälzen seines (hoffentlich nicht sisyphischen) Steines für den großen Gesammbau menschlicher Wissenschaft sich verurtheilt. Wißt ihr, was diese Aufgabe sagen will? Ihr erinnert euch von der Schule her, nicht — oder irre ich mich? — ohne einigen Schrecken, der zu erträglichem Erlernen (keineswegs etwa schon völligem Auslernen) von zwei, drei Sprachen, oder meinetwegen auch von ein paar mehr, über die eine, wie spielend euch angeflogenen Muttersprache, aufgewendeten unsäglichen Mühe und Zeit? Nun, die Summe auch nur der noch gegenwärtig auf dem Erdboden als lebend vorhandenen Sprachen ist, da uns über manche noch gar keine, über andere keine einigermaßen ausreichende Kunde zugegangen, noch durchaus nicht mit annähernder Sicherheit gezogen worden. Indeß es genügt zu gegenwärtigem Zwecke, die von Adrian Balbi in seinem linguistischen Atlas bei Namen aufgeführte und leiblich geordnete Zahl von 860 selbständigen (toten und lebenden) Sprachen (nicht etwa bloß untergeordneten Mundarten) zu nennen als ungeheuerlichen Vortwurf, welcher der Sprachforschung zu allmätiger Bewältigung wartet. Bis jetzt die annäherungsweise zuverlässigste, obgleich nichts weniger als unantastbare Ziffer, die aufgestellt wurde (Diez: Ungleichheit der Rassen S. 231 ff. vgl. mit S. 244.), und nun

noch in welchem Zwiespalt mit den angeblichen 72 (zweilen nur 70) Idiomen, die man aus der Zahl der 69 Noachiden mit Einschluß von den 3 Söhnen Noahs (Sem, Cham und Japhet) von Alters her erkügelt hat! R. B. zufolge dem Liebe vom heil. Anno (bei Schilter p. 9. mit dessen Anm. zu B. 164. Grimm, Urspr. der Spr. S. 14.) stört Gott, wie weiland Zeus das, Pelion auf Ossa thürmende Titanen-Geschlecht, die „Giganten“ an dem unter Nimrod himmelanstrebenden Thurmbau:

Du her mit siner gewalt In zungin sibenzog
Gedeilti si so manigvalt, *So steit is in der werlti noch.*

Also zur Zeit des Verfassers vom Annoliede (Anfang des 12. Jahrh. Gerbinus Gesch. I. 175. f.) hätte es, so wollte man, wie unmittelbar nach der babylonischen Sprachverwirrung, noch die gleiche Zahl von Sprachen, nämlich 70, auf der Erde gegeben? Auf der ganzen Erde? Mit Verlaub, nein; ja dreimal nein. Es gab damals so wenig als heute 70, sage nur siebenzig, Sprachen selbst nur im alten orbis terrarum, wie viel mehr vollends nicht auf unserem ganzen Planeten! nehme man überdies den Begriff „Sprache“ so weit oder eng als man will. Doch wir wollen unserem Autor seinen Ausspruch als — poetische Lizenz mit Freuden zugeben. Würde er aber damit Ernst machen wollen: so müßte er Antwort geben auf unsere Frage, woher jenes befremdliche Wissen stamme? Besaß derselbe, sein Zeitalter, was doch sonst nicht ob zu großer Helle gepriesen werden kann, um sieben bis acht Jahrhunderte überholend oder vielmehr ihm weit vorausfliegend etwa eine so gewiegte linguistische Kennerschaft, um zu leisten, was die heutige Sprachkunde bis jetzt nicht vermocht hat, nämlich: die volle ungeschmälerte Gesamtheit der Sprachen in eine wahrhafte Zahl zusammenfassen zu können, die doch niemand erst in zwischen von 70 auf 860 angewachsen glauben wird? Und wäre das überdem für ihn ohne ein wunderbares Traumgesicht möglich gewesen mit Bezug auf diejenigen Idiome, welche in derzeit doch gewiß schon vorhandenen, obschon noch lange danach unentdeckt gebliebenen Theilen der Erde allem Vermuthen nach, mindestens zum großen Theile, bereits dem Munde redender Menschen und eben durch sie geschiedener Völker entströmten? Ich würde fürchten müssen, allen Ernstes lächerlich zu werden, wollte ich ernstlich mich gürten zu Widerlegung einer solchen Versicherung, welche den Bestand aller Erdsprachen von Nimrod bis in das Mittelalter hinein mit 70 erschöpft setzt. Gebe sich dergleichen Einbildungen hin, wer da mag. Ich habe ja oben bereits den Grund zu jener abseiten der Wirklichkeit schlechtthin willkürlichen Berechnung angegeben. Leuchtet doch genugsam von selbst ein, wie uns mit Rennung einer bloßen Zahl von Sprachen, vorläufig einmal

berer Wichtigkeit eingeräumt, blitzwenig gebient wäre, im Fall man sie nicht, in Einklang mit dem wahrhaftigen Thatbestande, einzeln namhaft zu machen und uns bis auf die letzte Nummer an den Fingern herzuzählen vermöchte.

Doch, ungläublich, aber wahr, — sogar bis zu dieser schwindelnden Höhe von, soll ich sagen, seltenem Wissensumfange oder tiefen Divinationskraft in unerklärlichster Weise gelangt, hat ein mir nicht näher bekannter Wer richtig seine vollen 72 Namen von Sprachen zusammengebracht, von denen ein gut Theil für uns übrige arme Sterbliche, indem Annahme absichtlicher Verhüllung mittelst Geheimschrift nur ein sehr zweifelhafter Ausweg bliebe, völlig in der Luft schwebt. In einem Zittauer Codex von Isidors Origines nämlich, der, 1527. geschrieben, möglicher Weise von einem darin erwähnten Obislaus, dem Namen zufolge vermuthlich Slatwischer Abkunft, herrührt (ed. Isidori in Lindemanni: Corpus Gramm. Lat. p. IX.), befindet sich a. a. D. S. 638. abgedruckt ein Kap. De linguis septuaginta duabus, das offenbar zu Isidor IX. 2. die ergänzende Erläuterung abzugeben bestimmt ist. Der Bischof von Sevilla begnügt sich daselbst mit der gewöhnlichen traditionellen Angabe (s. auch J. B. Epiphanius bei Reland, Diss. de Vet. ling. Pers. p. 136.): Gentes autem, a quibus divisa est terra, LXXIII: quindecim de Japhet, triginta et una de Cham, viginti septem de Sem, quae fiunt per septuaginta tres vel potius, ut ratio (verm. so wenig die Rechnung als die Vermuthung) declarat, septuaginta duae, totidemque linguae [d. h. wie für die beiden erstgenannten Stämme bei weitem zu wenig, so hier für den semitischen zu viel — Sprachen!], quae per terras esse coeperunt, quaeque crescendo provincias et insulas impleverunt, nur daß er sie mit einer vergleichsweise nüchternen Durchführung ins Einzelne begleitet; und legt sogar p. 286. Nr. 38. das veränstliche Geständniß ab, wie auch die Gelehrtesten nicht mehr aller Völker Ursprünge ausfindig zu machen vermöchten. Was bringt uns aber der Zittauer Codex? Ich halte es nicht für überflüssig, das ganze Kapitel voll Namen herzusetzen, und zu besserer Uebersicht die mir völlig räthselhaften unter ihnen durch cursiven Druck hervorzuheben. Sonderbar genug: aber für das Mittelalter im Abendlande die wichtigste von allen Sprachen, gerade das Latein — fehlt! Und ferner, welch ein Getwirr von Sprachen durch einander, selten mit einer Spur von Ordnung je nach ihrer verwandtschaftlichen Stellung! Also Hebraea, gleichwie dux gregis, voran. Unstreitig, weil diese laut eines zweiten Kap. in der Handschrift über die (sechs, mit den menschlichen Altersstufen verglichenen) Weltalter in der secunda a Noe (aetas) erfunden worden [wie eine Uhr!]: quae in [verm. in qua] lingua est inventa, id est hebraea. A pueritia namque incipit homo loqui

nosse, post infantiam, quae fari non potest. Wohlgerührt: Prima aetas ab Adam usque ad Noe, continens generationes decem, annos vero IDCLVI., quae tota periit diluivio, sicuti infantiam mergere solet oblivio, und soll demgemäß — wider Bibel und wider Vernunft — sprachlos und stumm geblieben sein gleich dem lieben Vieh. Weiter: Assyria, Chaldaea (die bisherigen 3, wenigstens wahrscheinlich auch die Sprache Assyriens, als semitisch), Persica (Indogermanisch), *MariZ* (sic), *EllemaZic*, Arabica (wiederum Sem.). Scitica (soll Scythica, Sprache der Sthythen, sein, von welcher, ein paar durch die Arien uns aufbewahrte Felsen und vielleicht einige neuerdings dahin gebeitete Inschriften abgerechnet, wir so gut wie nichts wissen). *Peresica*. *Chaldic* (kaum doch das schon dagewesene Chaldaea). *Kevia* (zuverlässig nicht das uns erst durch W. v. Humboldt bekannter gewordene Kavi auf Java). *Geresstavia* (Gergesei?). Samaria, Aethiopia (beide Sem.). Alan. Etwa Abkürzung von Alanica, vgl. Alani Isid. p. 292., mit welchen J. Klaproth die Osteten vereinigt? Amazonia. Nun, der Sage nach, müßten die Amazonen als Sthythinnen (sonst kennt das Mahabharata gleichfalls ein Weiberreich: strirājya Lassen, Ztschr. f. R. d. Morgenl. II. S. 26.) auch Sthythisch gesprochen haben, was schon oben da gewesen. *Thelec*. *Mascuth*. *Oshc*. Gewiß nicht Osca trotz des Usci p. 291. 88. Threc. (p. 290. Wahrsch. lingua Threcica, d. i. Thracica. Capitol. Max. sec. 2.). *Lepegia*. *Apahamuth*. *Epeperich*. Graecia (Indog.). *Viric*. Armenia (Indogerm.). Alle-vanc. (Nicht ungläublich, schon wegen der Nachbarschaft mit dem folgenden nachlässig mit u, v st. in verschrieben: Allemannica.) Francia (Germanisch als Sprache der Franken, oder schon Französisch?). Britannia (Falls nicht Englisch gemeint ist, Keltisch nach Weise der Sprache noch in Wales). Aquitania (In ältester Zeit iberisch, d. h. von demselben Stamme als das heutige Baskische; später Gallisch; im N. Probenzalisch?). Hispania Baskisch; oder weern Castilisch oder Spanisch überhaupt gemeint ist, als romanisches Idi-om). Scotia. Gaelisch als Keltensprache in den Hochlanden Schottlands, woneben aber in der Ebene eine eigenthümliche germanische Mundart besteht. Es ist aber auch die Möglichkeit zu berücksichtigen, daß Scoti in frühester Zeit von den Iren gebraucht ward und nicht von den heutigen Schotten. Iridor hat neben den Britones (fälschlich von brutus abgeleitet); Scoti propria lingua nomen habent a picto corpore (soll das auf die Picti zielen?), eo quod aculeis ferreis cum atramento variarum figurarum stigmate annotentur. Es folgt: *Becmac*. Ruscia Russisch? Zu bedenken wäre, daß dieser Name erst durch die Waräger, und zwar als ein nicht in den Slavischen Sprachen heimischer in Aufnahme kam. Bulgaria. Wenn das jetzige Bulgarisch, zum Sla-

kenstamme gehörig; sonst nicht. Hungaria. Das Magharische
 stellt sich zum Finnischen Sprachstamme. *Ciporia* (kaum doch
 Cyria?). India. Dieß große Land steckt voll von Sprachen. So
 gibt es, ungerechnet mehrere Barbarensprachen, schon allein 5 von
 den Sanskritischen grundverschiedene Dravidia- oder Dekhanspra-
 chen. Numedia. Vermuthlich die Ahnin des weithin über Nord-
 Afrika verbreiteten Berberstammes. Sclavia. Slaven mit vielerlei
 Unterabtheilungen. Vgl. Cassel, Maghar. Alterth. S. 324. und
 das Citat: „Nach Ebn-el-Kulli, sagt D'Ohsson p. 288., waren
 Roum (Römer; d. h. Oströmer, Romäer oder Neugriechen, Ita-
 liener), Saclab (Slaven, DC. *Σκλάβος*, mit Einschub von *x*,
 wie in unserm, daraus entstandenen Slav, Frz. esclave, Ital.
schiaivo, jedoch (Engl. slave), Ermen (eher Armenier, als Germa-
 nen trotz Herminones, dessen h Tacitus wohl durch falschen
 Simblik nach Hermes ansetzte, u. s. w. Grimm Myth. S. 208.
 sq.) und Fremd j (arabische Aussprache für Franke als Westeuro-
 päer) Söhne von Litta, Sohn Keloukhim, Sohn Japheth, Sohn
 Noah“. Keluthim weiß ich nirgendß unterzubringen. Auch würde
 ich Litta nicht mit Lithauern oder Letten in Verbindung setzen.
 Wäre es verschrieben: so ließe sich erinnern an Uuandali, huni
 (Hunnen), et citta aut uuandoli. Wess. Siehe Graff IV. 960.
 Citta ist mir jedoch um nichts klarer, als Litta, und wozu die Wie-
 derholung der Vandalen? — Auf Sclavia folgt dann in dem Ver-
 zeichnisse: Saxoniam (Germ.). *Artmoni* (schwerlich Armorica, wo
 noch jetzt das Bas-Breton als Abzweigung des Kymrischen).
Pacrationi (wunderbar genug, falls damit die Dynastie der
 Bagrationen in Georgien gemeint wäre). *Carterioni*. Also
 drei, wie noch späterhin mehrere, mit ähnlichem Namens-Ausgange.
Ysmahelitae. Ismaeliten, das wären also die bereits genannten
 Araber, dafern nicht, wie anscheinend zuweilen sonst, darunter Zi-
 geuner verstanden werden. Parthia (und etwa als deren Idiom
 das Pehlevi?). *Sevorchia*. Galathia (die Sprache der Gala-
 ter war ein keltisches Idiom) Sid. p. 285. 289. Wasconia (vgl.
wascono-lant in Graffs Diutiska, d. i. Land der Wästen in den
 Pyrenäen). *Briechia*. Pamphilia (Pamphylia.) *Philippia*,
Hurbachia (ubinam gentium?!). Chanaanac (Kanaan, s. Isid.
 p. 284. 285.) und Sydonia (von Sidon p. 287. und also Phöni-
 tisch, was, als zum Semitischen Stamme gehörig, demnach gleich
 vorn seinen richtigen Platz gefunden hätte). *Sadahia*. Mace-
 donia (vgl. Sturzii diss. de lingua Mac.). *Acritonia*. (Kaum
chortonicum. auh walcho lant, d. h. wälsches Land, wie derglei-
 chen das vorausgehende Gallia glossirt worden, Graff Diut. II. S.
 579. aus Glossen vor 814. Chr., was, dafern nicht die Stadt
 Cortona gemeint wird, an den Irischen Namen der Picten Cruith-
 neach anlingt. Außerdem hat Graff Equitania *wascono*

lant s. vorhin; und *Vacea, uuascun*, deren ersteres mit *Vacca oppidum juxta Pyrenaeum, a quo sunt cognominati Vaccaei etc.* zusammenhängen mag). *Chretia* (auf der Insel Kreta?). *Epiphania*. Und was hat das Fest der Erscheinung Christi, oder, wie Isidor es erklärt, der Stern bei Christi Geburt, mit den Sprachen zu thun? Wenn es noch das Pfingstfest wäre! Tharsia, verm. die Et. Forsch. II. 84. 2. erwähnte *lingua Tarsica*, allem Vermuthen nach ihren Namen der Hauptstadt von Cilicien Tarsus verdankend, was Josephus zufolge Isid. p. 286. mit dem biblischen Tharsis, indeß schwerlich der Wahrheit gemäß, in Einklang bringen will. *Ponpopolia*. Abasia (etwa die Abasfen im Kaukasus?). *Samsuthia*. *Artanuncia*. *Partavia* (kaumi Batavi). Mesopotomia (Mesopotamia; doch wohl nur semitische Völker, wo nicht auch iranische). *Tharonia*. *Disponia*. *Pacrevantia*. *Vaspurgantia*. *Nesepia*. — Wie, wenn wir diese letzte 72. Nummer mit kleiner Abänderung in Nesapia umzuändern uns erlaubten? Es würde damit für die ganze Weisheit ein recht anmuthig ominöser Schluß gewonnen. Nämlich: Land der nesapii, d. h. nicht Allzuweiser, wozhin zu verweisen wir kaum vermeiden könnten, wer in gleich abenteuerlicher Weise auf die mosaische Geschlechtsstafel Noahs ein haltbares linguistisches System der Völker zu erbauen gedächte.

Siebenzig und zweiundsiebenzig waren, wie Ungleichh. der Rassen S. 244. (vgl. auch Kaulen, Sprachverwirrung S. 228. Grünbaum DMZ. XVI. 395. nebst Dante's Hebräisch als *lingua della grazia* voraus vor der *lingua della confusione*) durch vielerlei Belege erhärtet worden, — heilige Zahlen. Jenes als Steigerung der selbst heiligen Sieben: 7 Planeten, 7 Wochentage, 7 Winde in Indien Ztschr. der DMG. V., 113., 7 Jüdische Rischis und 7 Zoroastrische Amshaspends; die sieben Weisen Griechenlands; de VII sacramentis Mon. Catech. p. 79. Thes. Schilteri T. I.; auch *prophetiae genera septem sunt*. Isid. VII. p. 244.; *septem artes*; und allerhand Siebensachen bis zur bösen Sieben herunter! Das zweite aber erklärt sich als 12×6 durch Multiplication der gleichfalls in vielen Verhältnissen wiederkehrenden Zwölfszahl mit seiner Hälfte. Vgl. z. B. das (etwa der Zahl der Monate nachgebildete) Göttersystem der Griechen zu zwölf und 12 Asen (Simrod, Edda S. 381.); der Amphiktionenbund von 12 (ursprünglich meist thessalischen) Völkerschaften (s. Jacobi, myth. WB. S. 87. Sobann — der 12 Apostel nicht zu erwähnen — zerfällt das Hebräische Volk nach Jacob's 12 Söhnen Gen. 49, 28. in 12 Stämme. Aber eben so hat Ismael 25., 16., hat Rahor (s. Luch zur Gen. S. 395. 1.) nicht weniger als 12 Söhne. Ich will mich an gegenwärtigem Orte darauf beschränken, nach aus A. Weber, Kassatira S. 299., ein Beispiel nachzuholen,

Hienach beherrschten voralterß China 71 weise Männer (70 mit 1 als Zugabe drauf), und man erkennt nicht unwahrscheinlich „die Vorstellung der Jüdischen Manvantara, die, von je einem Manu beherrscht, aus 71 Zeitaltern der Götter bestanden“. Erregt das nicht den gerechten Verdacht, bei der, gleich dem Schiffs-katalog in der Mas erst nachträglichen Abfassung und Einschaltung der mosaischen Völkertafel (durch den sog. Ergnzer) habe man die Zahl der Stammväter von Völkern nicht ohne eine gewisse Abschulichkeit auf 70, oder daherum, festgesetzt? Ober ist man so thuricht zu glauben, in Aegypten oder Palästina sei zu Moses Zeiten (meinetwegen auch ein Jahrtausend nachher) der Horizont von Vubern, Völkern und Sprachen schon in derselben Ausdehnung (wahin z. B. Amerika und Polynesien nicht ausgeschlossen) dem geistigen Auge faßbar gewesen, wie gegenwärtig uns? Wer nicht zu der Offenbarung im Allgemeinen auch viele, zum Theil für uns (selbst für den rüchtigsten Ausleger) so gut wie völlig taube und inhaltleere Namen solcher vermeintlicher Stammväter als gleichfalls offenbart, allein darum doch unaufknackbare Nüsse mit in den Kauf nehmen will: kann sich unmöglich dazu verstehen. Fürwahr, jene Siebenzig Sprachen in so enger Fassung sind nichts als eitel — Schall und Wind.

Von Mezzofanti, dem großen Sprachkünstler, berichtet sein Biograph Russell, *The life of Cardinal Mezzofanti* p. 470. (vgl. *Ethn. Forsch.* II. 84. Ausg. 2.), er sei der, nach dem sonstigen Maß menschlicher Fassungskrafte allerdings ungeheuerlichen Summe von 72, populär, wo nicht wissenschaftlich, als solche geschiedenen Sprachen, wennauch nicht in dem nämlichen Grade, mächtig gewesen. Ich mache gegen jene Summe keinerlei Einsendung, wie seltsam dabei der Zufall gespielt hat. Wenn aber a. a. D. p. 7. erwähnt wird: Mordechai (one of the great heroes of Falmudic legend) was acquainted with 70 languages, so kenne ich meine Leute zu gut, um nicht aufs allerbestimmteste behaupten zu dürfen: im Sinne der jüdischen Sage war Mordechai ein Vanglotzist, und mit allen Sprachen des Erdbodens — ohne irgendwelche Ausnahme — bekant. Ja, ich meinerseits wüßte auch nicht einmal die Vögelssprache ausnehmen, welche je nach verschiedener Erzählung aus bald diesem bald jenem Versetzen der Mensch nun leidet wieder ganz — verlernt hat. Koelle, *African Native Literature* theilt uns p. 143. eine Erzählung mit, welcher zufolge ein afrikanischer „Knecht Gottes“ im Besitze, die Sprache der Vögel zu verstehen, sich befand, allein diesen durch Schwachhaftigkeit gegen seine Frau, die ihm ewartig das Geheimniß ablockte, schmählich verscherzte. Auch Adam verstand laut einer alten Sage die Sprache der Thiere. Kaulen, *Sprachverw.* S. 100. — Wenn es aber bei Russell weiter heißt: Ibn Haukal and Masudi mention 72

languages which are spoken at Derbent. Strabo [XI.: cap. 4.] speaks of 26 in the Eastern Caucasus alone. See the Tribes of the Caucasus p. 14, also p. 32.: — so ist jene Zahl 72 auch nicht buchstäblich zu verstehen; sondern (man denke nur an die Sage von der Entstehungsweise der Septuaginta) eine herkömmliche, etwa wie das sexcenti der Römer. Mithridates percalluit (verstand sehr gut und fertig) 25 linguas zufolge Gellius XIV., 17., jedoch nur 22 nach dem Zeugniß von Plinius, Naturgesch. VII., 24. XXV., 2., während letzterer VI. 5. von einer Koldjischen Handelsstadt berichtet, wo allein dereinst 300 (dreihundert!) Sprachen (zum Theil wohl nur Mundarten von Sprachen) geredet worden. S. meine Rassen S. 238.

Wer nun auf Einhaltung der biblischen Linguistik dringt: der müßte auch die Richtigkeit jener durch und durch falschen Zahl von 72 Sprachen ohne alle Ausrede anerkennen und sie uns, wie man sich neuerdings freilich aus zwar erklärlichen Gründen zu thun hätte (s. B. Kaulen, Sprachverwirrung S. 228.), von der ersten bis zur letzten vorrechnen.

Ich denke, meine Leser sind schon lange ungeduldig und haben genug an dem, was in Bezug auf vollkommene und sprachliche Verhältnisse falsche Auslegung (und die haben auch schon Kirchenväter geübt trotz den spitzfindigsten Talmudisten) aus der Bibel gemacht hat. Ich werde gleichwohl sie, meine Leser, (wenn sie anders still halten wollen), noch nicht ihrer eignen freien Mühe zurückgeben können, indem, wenngleich das Voraufgeschickte für jeden Unbefangenen hinreichend erscheinen möchte, den status causae so ziemlich in dem nöthigen Umfange zu erkennen, und damit den Proceß als für die Wissenschaft längst gewonnen aufzuzeigen, ganz neuerdings wieder ein bisher von uns dahinten gelassener Gegner, der theologische Buchstaben-Glaube, sein Haupt wider die Linguistik erhebt, und darauf pocht, mit seinen anspruchsvollen Einwendungen auch noch seinerseits gehört zu werden.

Nicht seit gestern ist es, daß, fogut wie die Zahl 70 oder 72 als vermeintliche Gesamtsomme von Erdsprachen ist bis zu gänzlichem Vergessen (mit Recht) aufgegeben, auch die, ohnehin schwerlich Moses selbst angehörenden Vorstellungsweisen von Entstehung dem Vorgeben nach einer Ursprache, wofür insgemein (vgl. noch Kaulen, Sprachverw. S. 73.) die Hebräische gehalten wird, und von der sog. Sprachverwirrung — und wäre es nur der ganz unvermittelt hereingezogenen Dazwischenkunft Gottes halber — als in der That nichts erklärend und gewiß nicht von weitem zu dem wahren Grunde der Erscheinung hinabreichend von der fortgeschrittenen und ihrer eignen Macht und Würde bewußt gewordenen Wissenschaft haben müssen abgelehnt werden; und wohl dürfte diese sich demnach berechtigt halten, fortan dergleichen gleich

wie ausgetretene Kinderschuhe in der literarischen Kumpelkammer zu belassen.

Doch nein, zu früh, so zeigt sich, hat in gedachter Richtung die Sprachwissenschaft unachtsamem Schlummer sich ergeben. Denn siehe! Anno 61. in unserem 19. Jahrhunderte ist zu Blair, ein Buch erschienen folgenden Titels: „Die Sprachverwirrung zu Babel. Linguistisch = Theologische Untersuchungen über Gen. XI. 1—9. von Franz Kaulen, Rep. der Theol. zu Bonn“; und geht dasselbe von keinem geringeren Vornehmen aus, als „geschichtliche Wahrheit“ wie „innere Richtigkeit des mosaischen Berichtes“ rücksichtlich der genannten Punkte — in schroffem Gegensatz zu der Linguistik neuen Stils — aufrecht zu erhalten, ja letztere selbst der „Offenbarung“ gegenüber bestenfalls in Irrthum, wo nicht vielleicht gar, gleich jenen Erbauern des Belusthums, in sündlicher Vermessenheit befangen hinzustellen. Ja S. 232. wird versichert: es „bleibe das Verständniß der mosaischen Tafel die höchste Aufgabe der Linguistik, und mit ihrer Lösung werde die Sprachwissenschaft dem Glauben gegenüber diejenige Stellung einnehmen, die ihr allein gebührt“. Da haben wir: die Linguistik muß in den Dienst der Theologie treten, um als stets gehorsame ancilla sacrosanctae Theologiae für sich in Form von Almosen einige Brosamen zu empfangen, welche von der reichen Dame Tische fallen. Sonst wehe ihr, der profanen, der unheiligen! — Nun, man könnte vielleicht meinen, das ganze Buch als einen zu spät nachhinkenden Anachronismus ohne Weiteres in Stilltschweigen begraben und wieder zu den Todten legen zu dürfen. Allein man thäte damit sowohl dem Buche, welches, obschon nach meiner Ueberzeugung im Endergebniß des Zieles vollkommen verfehrend, doch unterweges mannichfach anregt und des Lehrreichen nicht wenig bietet, als dessen in sprachlichem Wissen wohlbeuwendeten und schreibgewandten Verfasser großes Unrecht, das sich über kurz oder lang an unserer Wissenschaft selbst rächen müßte. Man würde das Schweigen unsererseits gar leicht als ein unfreiwilliges Geständniß auslegen, als fühlten wir uns widerlegt durch Gründe, welche nach theologischer Phraseologie so heißen mögen, auf der Waagschale ächter Wissenschaft aber dafür viel zu leicht wiegen. Wir haben es hier nämlich, wennschon zum Theil mit ziemlich verlegener Waare, doch mit solchem neuen Ausputz derselben zu thun, daß dieser ihr zuweilen den blendenden Schein gänzlicher Reueheit verleiht; und, trotzdem daß vom „Glauben“)“ aus kraft

*) S. S. 69: „Die heil. Schrift bedarf zu ihrer Glaubwürdigkeit nicht eines wissenschaftlichen Beweises für das in ihr Enthaltene, [verstanden?] sondern empfängt dieselbe aus der göttlichen Wahrheit, der sie entspringen ist. Die Wissenschaft kann der göttlichen Offenbarung gegenüber entweder nur nachweisen, daß die gegen den Offenbarungsinhalt erhobenen

seiner selbstgesetzten Nachvollkommenheit die Linguistik unter dessen herrliche Dekrete zu unbedingter und jedes Vertheidigungsmittels von vornherein beraubter Unterwerfung zu beugen das klarste Recht vorläge, begiebt sich der Glaube dennoch für kurze Zeit dieses unveräußerlichen Rechtes und läßt sich rücksichtlich der mehrberührten Streitpunkte vielmehr sogar gnädigst herab, mit der Wissenschaft sich in dieselbe Arena zu stellen und (wo es möglich wäre) Wissenschaft mit Wissenschaft, d. h. mit ihren eigenen Waffen, zu schlagen. Das giebt also einen, weil gleichwaffigen, auch ehrlichen Kampf, der uns Sprachforschern angeboten wird; und mit Vergnügen bin ich, schon weil oft in dem Buche, obzwar stets in anständigster Weise, doch als Haupt-Mitschuldiger, vielleicht gar Räbelsführer einer verlorenen Nothe, genannt, einer von denen, welche den hingeworfenen Handschuh aufnehmen. Der vormalige Abt zu Göttingen David Julius Pott hat eine, seiner Zeit nicht unwichtige Schrift verfaßt: „Moses und David, keine Geologen, über Gen. 1. und Ps. 104.“ Berlin 1799. Soll ich, sein Namensvetter und, weil mit ihm Kettelrede, ein kleines Hannöberisches Nest, als Geburtsort theilend, im engsten Sinne von ihm ein Landsmann, obwohl kein, wenigstens kein naher Verwandter, mir die nicht sehr erquickliche, obwohl nicht allzu schwere Rolle in die Hand drücken lassen, ein Buch zu schreiben: „Moses kein Philolog, kein Linguist?“ Hätte freilich Gott selber dem Moses die Feder geführt: dann wäre es arge Blasphemie, mit Gott, etwa wie der einst Jacob, ringen zu wollen, sondern allein gerathen, von vornherein als Besiegter seine Hände zum Binden emporzustrecken. Ich antworte aber, mit durchgängiger Richtigkeit der mosaïschen Geschlechtsstafel von Noah und den Noachiden sowie der babylonischen Sprachverwirrung sieht es etwas mißlich aus. Ob besser als mit der Seetüchtigkeit von Noahs Arche, übrigens, dies nebenbei zu bemerken, zufolge Kaulen S. 8. „dem Vorbilde der Kirche“? Man muß nämlich wissen: „Deren gänzliche Unbrauchbarkeit für nautische Zwecke erwies sich zu Anfange des 17. Jahrhunderts, als ein holländischer Mennonit Fahrzeuge nach den Verhältnissen der Arche zu fertigen den Versuch machte“. Auch zu Gen. Kap. 6, 15. Ich zweifle, ob wir Linguisten glücklicher fahren würden mit derlei Archen, die in unserem Bereiche nach Herrn Kaulens Risse zu bauen wir uns etwa begeben lassen möchten.

Es ist bereits im Obigen an vielen Punkten des ersten Buches Moses, allerdings einer der bewunderungswürdigsten Concep-

Zweifel unzulässig sind, oder diesen Inhalt durch Herbeiziehung der gefundenen Resultate erläutern“. — Freilich, freilich — Angesichts eines als göttlich-erwiesenen Offenbarungsinhaltes müßte der Mensch mit seinem Stückwerk von Wissen verkümmern. Allein, daß der mosaïsche Bericht solcher Art sei, ist eine *petitio principii*.

nionen des A. T. sowie des menschlichen Geistes überhaupt, nachgewiesen, wie es mit der geschichtlichen Wahrheit ihrer ersten Erzählungen beschaffen sei. Man hat, oder vielmehr die Theologie, wie hier besser statt des oft mit eben so großem Unrecht als *Pathos* von ihr als *Vogelscheuche* vorgeschobenen „religiösen Glaubens“ gesagt würde, die Theologie hat Unrecht, in der *Genesis* für *Factum* und *Geschichte* zu nehmen, was, den etwaigen Redactor ursprünglich verschiedener Urkunden (s. *Böhmer, Thora*) ausgenommen, in seiner Herzensunschuld sich ganz offen und unbefangen selbst nur für dichterische *Speculation* giebt, und, anders verstanden, d. h. mißverstanden, eine *Verfindigung* nöthig macht an allen Gesetzen gesunder *Hermeneutik* und Alles zu einem wahrheitswidrigen *Zerrbilde* verunstaltet. Doch, wie Hr. *Kaulen*, den wir zu widerlegen haben, mit Bezug auf die von ihm besprochenen Gegenstände den *Gedankengang der Genesis* verfolgt: so werde auch ich dies zuvor in Kürze versuchen müssen, um damit zu enden, daß die von *Kaulen* neu herborgezogene *Ethnologie* von *Babel*, als bedeute es auf *Hebräisch* „*Verwirrung*“ und lege durch sich Zeugniß ab von der *Wahrheit* der daran geknüpften *Erzählung*, eine *ethnologische Legende* sei ohne innern Kern, wie eine große *Schaar* anderer in der *Genesis*, deren wir bereits früher gedachten.

Es ist mehr als begreiflich: das *Knotten*durchschlungene *Räthsel* von *Entstehung* der *Welt* (menschlich zu reden) und vom *Beginne* der *Menschheit* und *Völker* hat denkende Männer aller Zeiten, auch der ältesten, sowie unter den verschiedensten *Erdgürteln*, zur *Lösung* gereizt und, so zu sagen, um daran ihre *Denkraft* zu erproben, herausgefordert. Die *Beantwortung* derartiger *inhaltschwerer Fragen*: *Kosmogonie* (einschließlich gar *Hesiodische Theogonien*) sowie *Anthropo-* und (im *Uebergange* von der *Einheit* zur allmählig *anwachsenden Vielheit*) das untrennbar verbundene *Paar* der *Ethno-* und *Glossogonie* (*ἄλλη δ' ἄλλων γλώσσα πολυπερέων ἀνθρώπων* II. 2, 804.), — wie sie immer *ausfalle* und in welcher *Form* sie ans *Licht* trete, sei es als *phantastieboll-mythischer*, als *gefühlig religiös-ethischer*, als *verstandesmäßig naturwissenschaftlicher* oder endlich als *vernünftig philosophischer Ausspruch*, — bleibt immer ein *Act* der *Speculation*, oder (auch das sei willig Jedem *eingerräumt*, der das zu hören vorzieht) *innerer Eingebung* und *Divination*. Man greift zuerst ein *Nächstes* oder viele *Nächste* als *bewegende Ursachen* und *Kräfte* in der *Natur* (*Polytheismus*) auf, wird aber unfehlbar später früher *gewahr*, nicht *verharren* zu können bei solcher in sich *mehrspältigen Vielheit*, sondern fort und fort *einübereinander* weg *zurückgreifen* zu müssen an der *Kette* der *Ursachen*, um nach vielen *mißlungenen* und *abenteuerlichen Erklärungsversuchen* zuletzt bei der *geläuterten Ansicht* von einer *alleinigen Grund-*

ursache, vom ersten Beweger und Lenker aller Dinge anzulangen. Monotheismus —: nicht, was die Sache auf den Kopf stellen heißt, als wäre letzterer das Urfängliche, und Zweigötterei erst der sinnlose Abfall von jener allein berechtigten Idee. Vgl. J. B. Steinthal, in seiner Ztschr. f. Völkerpsychologie II. 172: „Es bestanden, wie schon bemerkt, sehr lange monotheistische und heidnische Vorstellungen im Volksbewußtsein der Israeliten neben einander; jene als die jüngeren, diese als die älteren, aber so, daß die ersteren dennoch die beherrschenden waren, sich immer mehr verstärkten, aufklärten und immer mehr in den hellsten Vordergrund des Bewußtseins traten, während die letzteren an Umfang und Heiligkeit immer mehr verloren. Hiemit verlor aber das Volk das richtige Bewußtsein von seiner heidnischen*) Vergangenheit, das Verständniß seiner alten Zustände und Erfahrungen“. Das ist nun in Wahrheit die geschichtliche Folge, die Theologie sage dawider, was sie will. Und damit fallen denn, es sei schon hier zum Voraus bemerkt, sogleich mehrere der Stützen hinfort, womit Kaulen sein künstliches System mühsam zu halten strebt. —

Doch ich fahre fort in leichter Skizzirung einiger Gedanken = Gänge, welche die Menschheit zur Orientirung über die Welt und über sich selbst durchgemacht hat. Der Inder wie Grieche weiß von einem Weltei (brahmā'n'd'a, Brahma = Ei), das in zwei Hälften getheilt mit der einen den gleich einer Eierschale gewölbten Himmel über, mit der anderen die Erde unter uns bildet; — ein Gedanke, der gar nicht so weit abliegt, um so mehr wenn man sich entsinnt, wie noch heute in der Naturwissenschaft der höchstens durch die generatio aequivoca zweifelhaft gewordene Satz gilt: Omno vivum ex ovo! und demnach auf die Welt, selbst oft als Ein großer Organismus, als *Œov*, vorgestellt, auch in solchem Betracht Anwendung erlitt. S. Kellgren, *Mythus de ovo mundano*, sowie über die Chalbäische Thalath (eig. die das Ei Gebärende) Welcker *Götterl.* I. 195. und — des Eies der Leba zu geschweigen — die verwandte Vorstellung, wonach den Yoruba in Afrika (s. Crowther, *Voc. ed.* 2.: *Odua*) Himmel und Erde zweien Calabassen gleichen, die mit der Deffnung übereinander liegen. S. auch Bowen, *Gramm. and Dict. of the Yoruba lang.* p. 60: O-du-a, O-du-du-a n. Heaven and earth; the goddess, Nature: Odudua, igba nlá med'zi á de ÿ s'i Heaven and earth, two large calabashes shut not to be opened. In dem finnischen Epos Kalevala „schafft Wäinämöinen auf seinen

*) Vgl. das Erlöschen des Heidenthums vor dem Christenthum in Deutschland; auch in dem beklagenswerthen Sinne, daß sich nur sehr spärliche und zerstückte Kunde von jenem auf uns vererbte. Vgl. *Sturrod, Uda* S. 355.

Zerfahren Inseln, Landzungen, Buchten, Tiefen u. s. w. Plötzlich kam aus Turjaland ein Adler, baute sein Nest auf dem Knie Wäinämöinen's und legte einige Eier. W. fühlte seine Knie warm werden; er bewegt sich; die Eier fallen ins Meer. Aus ihnen schafft er Sonne und Mond, Erde und Sterne". Castrén, Kleine Schriften S. 23. Allein aus Volksmund S. 25: „Im Anbeginn der Zeiten soll es nur Wasser und einen Adler gegeben haben, nebst Wäinämöinen, der auf dem Meer umhergetrieben wurde. [Also das Meer bestand schon.] Der Adler fliegt nach Osten und Westen, indem er vergebens eine Stelle für sein Nest sucht, gewahrt endlich Wäinämöinen, baut sein Nest auf seinem Knie und legt einige Eier ins Nest. Aus diesen schuf nach Einigen Wäinämöinen, nach Andern der Adler selbst das Weltall“.

Das Chaos schiebt die Frage nach der Urschöpfung, indem sie sich an das Ex nihilo nil sit anklammert, nur um ein Stücklein weiter hinaus, ohne sie zu lösen; und sieht sich dadurch die Leichter, mag sie auch noch die Nacht oder die im Eros, Posithos und Polemos dgl. verpersönlichten Anziehungs- und Abstoßungs-Kräfte als Zwischenpotenzen in ihr Interesse ziehen, um keinen Schritt vorwärts gebracht, im Fall sie nicht etwa Ewigkeit der (wennschon Anfangs ungestalten, aber doch immer als absolut formlos undenkbaren) Materie behauptet. — Wiederrum hat sich anderswo eine davon grundverschiedene Ansicht Bahn gebrochen, die nämlich, geradezu alle Materie geschickt zur Seite zu schieben. Sie, die Materie oder Hyle, heißt es, ist ein bloßer, wesentlicher (idealistischer) Schein, eine mimetische Täuschung (māya). Nur das (eigenschaftlose) Brahma ist allein, in Allem, durch es Alles, oder vielmehr es selbst Alles (Pantheismus). Vgl. Müller, Beitr. zur Indischen Philosophie VI. 7: „Fakt man Alles zusammen, sagt Madhusūdāna, so giebt es nur drei verschiedene Wege zum Ziele! Der erste ist die Annahme eines Anfangs; der zweite die Annahme einer Entwicklung; der dritte die Annahme einer Täuschung. Die erste Annahme gehört den Logikern und den Atmānsakas. Nach ihnen beginnen die vierfachen elementarischen Atome, vom Doppelatom an bis zum Brahma-Ei hinauf; die Welt und das (als Ursache, kāraṇa) Nichtseiende wird wirklich (kārya) durch die Thätigkeit eines Schöpfers. Die zweite ist die Ansicht der Sāṅkhya- und Yoga-Patanjala-Systeme. Nach ihnen entwickelt sich der Urgrund, der in sich die drei Eigenschaften von Licht, Dunkel und Finsterniß [Trübes als vermittelndes Dritte?] trägt, in bestimmter Reihenfolge zur weltlichen Existenz. Das Wirkliche ist bereits zuvor in feinerer Form; aber es wird offenbart erst durch die Thätigkeit seiner eigenen Ursache. Die dritte Ansicht ist die der Brahma-Wissenden. Nach ihnen stellt sich das Brahma, vermöge seiner eignen Māhā getäuscht, in Weltgestalt vor“. — Soll ich

noch anderer Auffassungen gedenken, mit denen man erst recht nicht vom Flecke kommt, wie z. B. der skandinavischen Mythie mit ihrem Riesen Omir (eig. schon die unendliche Welt selbst), aus dessen Gebeinen und Gliedmaßen alle einzelnen Hauptparthien in ihr werden und entstehen?

„Aus Omirs Fleisch ward die Erde geschaffen,
Aus dem Schweize die See,
Aus dem Gebein die Berge, aus dem Haar die Bäume,
Aus der Hirnschale der Himmel.
Aus den Augenbrauen schufen gütige Asen
Midgard den Menschensohnen;
Aber aus seinem Hirn sind alle hartgemuthen
Wolken erschaffen worden“.

Simrod, *Edda* S. 282. *Kómu*, coma, ist ja eine ganz gewöhnliche Uebertragung vom Haare auf das Laub der Bäume und Gewächse; und so lassen sich auch für das Flüssige und für das feste Gestein Vergleiche entleihen vom thierischen Körper. Nicht nur aber die Hirnschale (vgl. auch beim Ennius: *palata coeli* Et. Forsch. II. 310.) eignet sich ihrer Rundung und Festigkeit wegen und als das Obere vom Menschen passend zu einem Vergleiche mit der Wölbung des Himmels*), welche das Alterthum sich als eine feste Masse, firmamentum, vorstellte; es haben auch die Wolkenhaufen des Himmels gar nicht zu gesuchte Ähnlichkeit mit dem Inhalte des Schädels, mit dem gekräuselten Hirn. Und darf man überdem an die Pallas, als Wolken- und Gewittergöttin, erinnern, wie sie des Donnergottes Haupte entspringt.

Genug, Einfacher und schon deshalb großartig erhaben lautet der Eröffnungs-Satz zur Genesis und zur ganzen Bibel: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. „Wann?“ Nun im

*) So würden zufolge Roth „Atmen, der Vater des Uranos“ in *Kuhn* *Ztschr.* II. 44 fg. im Sskr. *a q m a n* die Bedeutungen sowohl „Amboss“ oder „Hammer“ als „Himmel“, durch die von „Fels, Stein“ vermittelt; und meint er, aus letzterer habe sich die des Himmelsgewölbes entwickelt. Vgl. *Pictet Orig.* Eur. I. 129, welcher Roth beipflichtet, und mehreren andern verwandte Wörter auf eine Wz. im Sinne von „scharf sein“ (vgl. Lat. *acies*) u. s. w. behandelt. Daher meines Bedünkens auch *q-11a* (Fels, Arsenik; a dant. a spike) durch Aphärese von a und Leineweges Lat. *silex*, dessen s nicht paßt. — Uebrigens widerspricht *Welter*, *Griech. Götterl.* I. 140 fg. 151. der Ansicht von Roth, als sei *Anwan*, Vater des Uranos eig. „Amboss“. [Etwas, worauf die Blitze des Himmels geschmiedet werden? Vgl. den Klypeus *Acmonides Or.* *Faust* 4, 288. Auch gab es einen indischen Daktylen, also gleichfalls Eisenarbeiter, *Anwan*. S. *Jacobi Myth. WB.*] Es hält nämlich *Welter* bei *Atmon* als Vater des Uranos fest an der Erklärung: „der im Umschwunge Unermüdblich“, so daß es gleichsamüßig wäre mit *Atémos*. Auch ich möchte diese Deutung nicht allzu ungeschicklich finden, wenn man die scheinbare Drehung des Himmels namentlich zur Nachtzeit beachten will.

Anfänge; dies und das zuerst. Böhmer, Thora S. 16. Die Erzählung von dem schöpferischen Acte Gottes giebt eine mehrfache Reihenfolge (das Abbild einer sieben-tägigen Woche als Dauer einer Mondphase). Allein das Wann bleibt unerörtert; unerörtert das, unsere Wißbegier peinigende und inhaltlose Vorher vor jenem Anfange, falls dieser Anfang nicht eben anfanglose Ewigkeit (im Zend-Avesta Zarvan akarana, d. h. unbegrenzte, *ānuos*, nicht: ursachlose, Zeit, s. Spiegel Deutsch-morgenl. Ztschr. V. 221. und Roth VI., 217. Spiegel, Avesta I. 271.) bedeuten soll; — sie reißt, gleich dem Epos, *mediam in rem*.

„Die Bluspä dagegen singt:

Einst war das Alter, da Umir lebte,
Da war nicht Sand nicht See, nicht salz'ge Wellen.
Nicht Erde fand sich noch Ueberhimmel:
Gähnender Abgrund und Gras nirgend.

Bis Börs Söhne die Välle [Weltkörper?] erbuben.
Sie die das mächtige Midgard schufen.“

Ohne viel müßigen metaphysischen Fragens nach Wie, Woraus und Warum, indeß auch ohne alle jene vielen abenteuerlichen Ausschmückungen und Verbrämungen, welche sonstigen Kosmogonien angeheftet zu sein pflegen, heißt es nur, aber eben dadurch alle anderen weit, weit hinter sich lassend, einzig groß: „Gott schuf,“ und zwar Er, der Eine, diese göttliche Persönlichkeit kraft ihres alleinigen, That unmittelbar dem Gedanken nachziehenden Machtgebots. —

Bekanntlich hat man sehr scharfsinnige Untersuchungen darüber angestellt, ob Adam einen Nabel gehabt, indem er nicht als Embryo durch einen Nabelstrang mit einem Mutterleibe verbunden gewesen. Eine Frage ähnlichen Schlages ist aufgeworfen, zu deren Erledigung ich nicht die geringste Fähigkeit in mir verspüren würde, hätte ich anders Lust mir den überwältigenden Eindruck des vielbewundernten und die uneingeschränkste Bewunderung verbietenden Wortes: „Es werde Licht!“ durch gemeinen Abertwitz verkümmern zu lassen. Nämlich die, welcher Sprache wohl dies Wort eigentlich angehört und wie dem Buchstaben nach gelautes habe. Denn, ward argumentirt, mit Adam entstand ja erst die Sprache. Es ist das nicht etwa von mir ausgedachter Hohn; der wäre sehr unzeitig. Nein, unter andrer herbei citirt Bischoff XI. p. 283. Lindem. bespricht außer mehreren anderen Problemen, von gleichem Schrot und Korn als da sind: die Sprache der Menschen nach dem Tode; oder das vielleicht noch wichtigere: die Sprache der Engel u. s. w., auch das vorhin genannte mit folgenden Worten: *Cujusmodi autem lingua locutus est Deus in principio mundi cum diceret: Fiat lux! invenire difficile est. Nondum*

enim erant linguae u. s. w. Auch ist man über das Sprechvermögen der Schlange im Paradiese betroffen gewesen, ob schon jedes Kind solcherlei poetische Lizenzen in einer Gellert'schen Fabel ohne Anstoß gelten läßt. Zusage Bahle (Art. Eva): *Quelquesuns nient que le serpent ait parlé à Eva, il se fit entendre, disent-ils, ou par son sifflement, ou par quelques signes; car en ce tems-là l'homme entendoit la voix de toutes les bêtes.* Leider eine, auch durch den Sündenfall dem Menschen abhanden gekommene Kunst. Was sollen wir aber dazu sagen, wenn ein Theolog unserer allerjüngsten Gegenwart, nämlich Kaulen z. B. S. 120., mit höchst unbefangener naiver Miene erklärt: „Ehe noch Eva geschaffen war, besaß Adam die Sprache schon in ihrer ganzen Urbildung; dieß bezeugen theils die Worte, die er beim ersten Anblick Eva's sprach, theils die Namengebung, die er den Thieren gegenüber vollzog“. Und dazu, nachdem versichert worden, daß der Mensch „vollkommen“ (hoffentlich doch nur: innerhalb seiner Art und höchstens, wie ein endliches Wesen es überhaupt sein kann, vollkommen, nicht — absolut vollkommen und mathematisch Gott gleich) geschaffen sei, S. 121.: „Soll nun Eva erst vom Manne Unterricht im Sprechen erhalten haben, oder wird sie nicht von Anfang an, wie im vollen Gebrauch der Vernunft, so auch im vollen Gebrauch der Sprache gewesen sein?“ u. s. w. Nun, ich brauche wohl nicht meinen Fachgenossen, den Sprachforschern, trotz der dringenden Mahnungen, welche Hr Kaulen hiezu an sie ergehen läßt, erst zu widerrathen, vorderhand mit derlei wissenstwerthen Dingen sich anders, als etwa einmal zur Kurzweil, abzumühen, indem sie zur Zeit noch der ernstesten und gebotensten Aufgaben eine zu schwere Menge vor sich haben, als daß ein solches desipere für sie schon in loco wäre.

Doch wie? Ist nicht in Gen. 2, 19—20., zusammengenommen mit 11, 1., bereits der ganze Inbegriff der menschlichen Sprache und ihr Wesen von Gott selbst durch Moses uns mit wissenschaftlicher Klarheit auseinandergesetzt? Si Kaulenio credimus, — ja, gewiß. Nehmen wir jedoch die erste Stelle, ohne unsrerseits etwas hineinzutragen: so wird von Adam mit Bezug auf die Sprache kein Jota mehr gemeldet, als: er habe allerlei „Thieren“ — und genannt werden nicht einmal alle Arten Thiere, außer den Thieren aber — nichts weiter, — fortan diesen verbleibende (Gatungs-) „Namen“ gegeben. Wer nun die Verse nach dem Buchstaben ausquetschen und nicht nach dem Geiste verstehen, und außerdem nicht als selbstverständlich verschwiegen hinzunehmen wollte, was die Sprache außer ein paar dürftigen Thierbenennungen zu ihren sonstigen Zwecken bedarf: der sähe sich zu dem unausweichbaren Geständnisse genöthigt, Adam sei bloß im Besitz von einem, aus nichts als ein paar Substantiven bestehenden Votabular

gewesen, und darüber hinaus habe seine Sprachkenntniß nicht gerichtet. Wir wollen nicht fragen, ob eine Sprache anders als im Wiedererzehr mindestens mit einer Familie, um nicht sogleich: Volk zu sagen, habe entstehen, also: ob je aus dem Kopfe eines Einzelnen kommen können. Aber, ist es möglich, aus ein paar solchen, über die Sprache des Urmenschen verloren hingeworfenen Worten eine ganze volle „Ursprache“, von der man träumt, zu construiren und deren Beschaffenheit uns haarklein vorzudemonstriren? Der Sprachwissenschaft ist das, meiner schwachen Einsicht nach, unmöglich; und doch hat das Unmögliche die Theologie in Hr. Kaulen's Person möglich gemacht. Von ihm erfahren wir zu unserer großen Verwunderung, Moses wußte, dem Plato oder Aristoteles, sowie nicht minder den Sprachvergleichern lange, lange feinführend voraus, was es mit den Grundbestandtheilen der Sprache auf sich hat. Unglaublich, und dennoch so: es wird das Alles, und mehr, aus den wenigen unschuldigen Worten herausgeklaubt, die Luther einseitiglich übersetzt: „Es hatte aber alle Welt einerlei Sprache und Sprache“. Denn, wird S. 12. 70. 207. uns verlehrt, das sâphâh des Urtextes (Lippe; und dann als Werkzeug des Sprechens, für das Gesprochene, für die Sprache, selbst, wie Junge, E. *longue*, γλώσσα, *lingua*) bezeichne die „grammatische Sprachform“*); d'barim nicht etwa nur Wörter, *vocabula*“ als lexikalen Bestandtheil der Sprache, nein, tiefer greifend, „die Sprachwurzeln“ als die stofflichen Elemente der menschlichen Rede. Mich wundert nur, warum dann nicht auch sämtliche *octo partes orationis* als in der ersten und einen Ursprache noch nicht nach verschiedenem Schema zugeschnitten von Moses namhaft gemacht werden. In der Ursprache gab es die noch nicht, wird man mir vielleicht einwenden. Wie konnte dann aber die Sprache Adams eine, wie Kaulen behauptet, „vollkommene“ heißen?

Doch wir gebieten uns bei diesem Gegenstande, auf den wir später zurückkommen, vorläufig Halt, um erst noch einiges Andere vorweg abzurufen. Wir springen aber in der Schöpfungsgeschichte

*) Röhmcr, *Thera* S. 159. nimmt, im Gegensatz der d'barim oder des Vorraths der Wörter, sâphâh für die „Ausprache derselben, also etwa das, wie die Mundart nennen. Eben so wie dies deutsche Wort dann auch andere Eigenthümlichkeiten außer denen der Ausprache mitbefaßt, ist nachher sâphâh hier in einem weiteren Sinne gebraucht, da es am Schluß, ohne Wiedererwähnung der d'barim, nur heißt, Gott habe die sâphâh der ganzen Erde gezeichnet, wobei sâphâh so dehnbar gefaßt ist, daß man dabei nichts hier wesentliches für den Begriff der menschlichen Sprache vermisst. Denn schwerlich meint der Erzähler (und das wäre allerdings abgeschmackt), daß die Worte ihrer Bedeutung und Anwendung nach in allen Sprachen dieselben geblieben seien“.

sogleich über zum Menschen. Der Mensch bezieht eigensüchtig genug in der ihm sichtbaren Welt Alles auf sich, gleichsam als ziele der Götter oder Gottes Thun fast lediglich auf sein enges Wohl und Wehe ab; und fühlt sich in solchem Glauben bekräftigt dadurch, weil er, als wunderbarstes (*deivótator*, wie Sophokles, ihn nennt) aller Creaturen, ja allerdings der Herrscher ist und zum herrschenden Mittelpunkt bestimmt ist von Jeglichem auf diesem seinem Wohnsitze, der, freilich inmitten unzähliger und erst spät geahnter großer Welten, nur einem winzigen Sandkorne gleicht, auf der von Gott ihm zubereiteten Bühne seiner Thaten, — Erde geheißten. Das Bewußtsein, in letzter Instanz nicht Schöpfer von sich selbst und von seines Gleichen zu sein, treibt ihn zum Nachdenken über den Ursprung seiner Gattung. Der Sohn knüpft sich durch Bande des Blutes an den Vater, mittelst dessen an Großvater, Urgroßvater und so von Stufe zu Stufe weiter aufwärts; und irgenbwo, fühlt man, giebt es einen Punkt, wo sich der letzte, oder vielmehr erste, Ring der Kette zeigen muß: — ein, mindestens ein (aber nicht nothwendig: nur Ein erstes Menschen-Paar (allerdings nach dem Naturgesetz ein geschlechtlich geschiedenes und für einander geschaffenes Paar), welches aber für gewöhnlich der Mythos nach der freilich wenig beglaubigten Theorie allmäliger Verschlechterung) durch Heroden oder Halbgotter*), also den Menschen noch mehr anverwandte Wesen, hindurch an die eigentlichen Götter bindet. Der Mensch jedoch ist nicht bloß ein vereinfachtes Abstractum, sondern er steht innerhalb vieler, ihn beeinflussenden Wirklichkeiten: Familie, Geschlecht, Volk, Stamm, örtliche, staatliche, religiöse Beziehungen u. s. w. Vorzugsweise aber die Sprache, dieses sein zweites Selbst, dessen er sich nur schwer entäußert und volltlich nie, ohne Schaden zu nehmen an seiner Seele, muß sich ungerufen zwischen Völker mitten hinein drängen, als mächtiges Binde- und Scheidemittel zugleich: dorthin, nach innen, fest zusammenhaltend und einend Volk: (d. h. aber im natürlichen, nicht etwa politischen Sinne, gerade auch Sprach-) Genossen und 2. (in gewissem Sinne, immer feindlich) mit unbenußbarster Ausschließlichkeit sie gegenüberstellend allen übrigen Völkern draußen von sich. Da wird nun in volltlicher Befangenheit vielleicht nur nach dem näheren Ursprunge, nach dem der Gens, des Volkes, des weiteren Volkstammes gefragt, indem man sich unbekümmert verhält gegen die ersten Stammältern aller Menschen und Völker insgesammt. Mehrere Völker Nordasiens kennen für sich keinen National-Namen. Der

*) Und solcher Zwischenwesen: Söhne Gottes (Enach), Misen, Aethiolen hat auch die semit vom Mythos verhältnismäßig freiere Religion der Juden nicht gänzlich zu entzählen vermocht. Böhmcr, *Thora* S. 121 fgg.

Name „Mensch“ deckt sich da, wohl kaum aus strafferer Eigenliebe dieser unter der Unbill des Klimas kümmerlich dahin lebenden Menschen, sondern wohl mehr aus, durch Verkehrtschwierigkeit auf zu weiten Räumen erzeugter Gleichgültigkeit gegen Volksunterschiede mit der Bezeichnung eines Individuums aus ihrem Volke. Ob schon man aber sonst dem particularistisch gesinnten Judenthum*) den gerechten Vorwurf machen kann, der eine Gott, welchen es verehrt, sei auf der anderen Seite doch wiederum zu einem ausschließlich ihm eigenen Nationalgotte an der Spitze seines theokratischen Staates neben oder vielleicht besser gesagt, als Obergott, über mehreren anderen (immerhin falschen) Göttern anderer Völker herabgezogen: so stellt es nichts desto weniger an die Spitze der gesammten Menschheit ein gemeinsames Utpaar. „Es machte aber Gott der Herr den Menschen aus einem Erdenkloß und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase“. „Auch im Bau des Menschen vereinen sich Himmel und Erde; aus dieser ist sein Leib, von jenem weht sein lebendiger Athem“ sind Worte Herbers, Ebr. Poesie, Werke 3. Rel. u. Theol. I. 60. Und: „Erde in Erde!“ S. 182. Ein Göttliches (est Deus in nobis) wohnt in der Doppelnatur des Menschen, dessen sterbliches Theil freilich den irdischen Elementen angehört und nach dem Tode wieder ganz anheim fällt. — Auch Prometheus (Vordenkler), der Jupiter entsprossene Titane, welcher das dem Menschen so wichtige Feuer vom Himmel stahl und viele Künste erfand, „bildete aus Erde oder aus Erde und Wasser den Menschen, entweder uranfänglich, Apollod. I, 7, l. Ov. Met. I. 81.: oder nach der denkbarsten Kluth befiehlt Zeus dem Prometheus und der Athene, Menschen aus Schlamm zu bilden, und den Winden, ihnen Athem einzuhauchen. Etym. M. S. Jacobi Myth. W. Finxit in ef-

*) Erdmann stellt in seiner zu Bremen 1862. gehaltenen Rede: „Das Nationalitätsprincip“ dem ausschließlichen und vermauertem Nationalitätsprincip des Judenthums das antinationale und völkervermischende Aemertum, von welchem dem internationalen Christenthum zunächst in der römischen Katholikentät und Allgemeinheit die Bahn gebrochen, gegenüber, und will dem Deutschtum Weibes, das Festhalten am Weltbürgertum, was über den Unterschieb der Nationalitäten hinausgeht, mit und außer dem nationalen Eigenweisen des Deutschen gestützt wissen. Derselbe aber S. 14.: „Auch wer nicht daraus daß Jehovas's Verhältnis zum Volke Israel als Ehe gedacht wird, und daß der triumphirenden Frage: wer ist wie zu unter den Göttern, Jehovah? die eben so selbe entspricht: wer ist wie du unter den Völkern, Israel? — ich sage wer daraus nicht folgert, daß der Jehovah der Juden nur der unsichtbare Souverain derselben, daß ihr Messias nur die geheime Welt Herrschaft, daß der Glaube Abrahams nur die Zuversicht gewesen sei mit der er hoffte in einem großen Volke fortzuleben, — wird wenigstens zugegeben müssen, daß alles dies in dem jüdischen Gottes- und Messiasgott mit liegt“ u. s. w.

figiem moderantium cuncta deorum. Or. M. I. 83.; also ganz wie: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde. Auch in Betreff der scintilla, quam pectori hominis ex luto facti applicuit u. s. w. A. W. Schlegel in einem Briefe an Schiller rücksichtlich seines Gedichtes Prometheus Hahn's Jhb. Bd. IX. S. 217. Der Staubgeborne muß aber wieder zu Staube werden. Ein Gedanke, der auch sonst uns begegnet, wie beim Xenophanes der Ausspruch: Πάντες γὰρ γαίης τε καὶ ὕδατος (aus Festem und Flüssigem) ἐκγεγόμεσθα. ἐκ γῆς γὰρ πάντα καὶ εἰς γῆν τελευτᾷ. Oder im Sskr. pancalvai gata. „zur Fünfheit (der Elemente) gegangen“ für „gestorben“. W. Müller DMZ. 6, 24. Und mag dahin auch zu rechnen sein, daß man den Namen der Indischen Windgottheiten, der Maruts, aus mr (mori) leitet und in ihnen Seelen Verstorbenen sucht. Vgl. die Ossianischen riders of the clouds.

Ueber einen Indischen Mythos, der den Namen des Gottes Indra (mit falscher Deutung: idam-dra, Es — d. i. numen divinum — scheid) mit der Seele des Menschen und seinen Sinnen, Bewegungsorganen und Denkvermögen (alles zusammengefaßt in dem Ausdrucke: indriya) in einen ursachlichen Zusammenhang bringt, siehe Colebrooke. Asiat. Res. VIII. 421. 425. Benfen, Indien S. 168. „Diese (aus dem bekörperten Geist, puruscha, hervorgegangenen) Gottheiten sanken, so geformt, in den weiten Ocean. Mit Hunger und Durst kamen sie zu Ihm (der Seele, atman) und sprachen: „Gieb uns eine Form, in welcher tausend wir Speise genießen mögen.“ Er bot ihnen mehrere Formen an, die ihnen mißfielen, endlich die menschliche, mit der sie zufrieden waren. „Ach schön gethan,“ riefen sie, „wundervoll.“ Er befahl ihnen ihre respectiven Plätze in ihr einzunehmen. Feuer, Sprache werdend, ging in den Mund; Luft, Athem werdend, ging in die Nasenlöcher; Sonne, Gesicht werdend, trat in die Augen; Raum ward Gehör und nahm die Ohren ein. Kräuter und Bäume wurden Haar und füllten die Haut; der Mond (Indisch auch z. B. indu geheißten) ward Geist und trat in die Brust; Tod ward Verschlungen und drang in den Nabel [weil der Mensch durch ihn seine erste Nahrung empfing?]; Wasser ward productiver Same und nahm das Zeugungsorgan ein. Er (die Weltseele, atman; vgl. unser: Athem, Odem) überlegte: Wie kann dieser Körper bestehen ohne mich? Er drang durch die Nath der Hirnschale (in diesen Körper, und nahm seinen Sitz im Hirn!).“

Im Hylfaginning 9. (Simrock Edda S. 282.) aber heißt es: „Als Vörs Söhne am Seestrande gingen, fanden sie zwei Bäume. Sie nahmen die Bäume und schufen Menschen daraus. Der Erste gab Geist und Leben; der andere Verstand und Bewegung; der dritte Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. Sie gaben ihnen auch Kleider und Namen [dies Beides auch schon?]:“

den Mann nannten sie Aët und die Frau Embla, und von ihnen kommt das Menschengeschlecht, welchem Midgard zur Wohnung verliehen ward.“ Aëtr bedeutet: Esche; und erinnert das lebhaft an die Eschegeborenen, *μεληγεναῖς*, beim Hesiod. Vielleicht schadet es nichts, auch noch aus Kind's Anthol. neugr. Volkslieder ein paar Verse aus dem „Der Garten des Charos“ (d. h. Charon, Tod) überschriebenen Gedichte hierher zu setzen:

„Denn Charos hat sich laut gerühmt zu bauen einen Garten:
Die Mädchen als Citronenbäum', die Knaben als Cypressen,
Und auch die kleinen Kinder als Basilikum in Töpfen,
Und selbst die Alten setzt er ein als Säune in dem Garten.“

Also, die Alten, mit viel Laune, — zu nichts mehr nutz als zu schützenden, allein vertrockneten Säunen! Wie aber versiel der Mythos darauf, Menschen aus Bäumen entstehen zu lassen, und umgekehrt Menschen häufig in Bäume zu verwandeln (s. Ausl. zu Dv. M. 8, 759.)? Das wird Jeden minder seltsam bedünken, wer sich überlegt, daß unter den Gewächsen der Baum, schon vermöge seiner in einem Stamm emporstrebenden geraden Richtung, am menschenähnlichsten sich darstellt und daher, wie ich in meinen Zählmeth. S. 234. darthue, unzählige Vergleiche seiner einzelnen Theile von menschlichen Gliedmaßen entleiht. Vgl. z. B. im Musthog ittohise (hair*) of tree) von ittah Baum, aber für Haar (etwa allein menschliches) wird nur iste angegeben. Wald heißt nach dem Altwisimal „den Göttern Haar des Berges“ Simrod Edda S. 84. Umgekehrt bei uns Leichdorn, d. h. Dorn (knotige Stelle) des Leibes; denn lih war ursprünglich nicht der todte Körper, wie jetzt bei uns Leiche und Leichnam. Als passend darf ich wohl auch Hn. v. Hammer's Bemerkung (Sitzungsber. der österr. Akad. Fünftes Heft 1849. S. 39.) hierher setzen: „Der große Gegensatz des Morgen- und Abendlandes bewährt sich auch in dem Bilde ihrer Geschlechtsabtheilung. Der Abendländer versinnlicht dieselbe durch einen Baum, dessen Wurzel der zuerst bekannte Gründer des Geschlechtes ist. Aus ihm erhebt sich der Stamm, der sich in Aeste verzweigt und seine Sprossen von allen Seiten in die Luft emporreibt. Die Terminologie des europäischen Genealogen kennt nur die vom Baum hergenommenen Benennungen der Wurzel, des Stammes, und der Aeste; und der Nebenweige ohne Zahlbeschränkung dieser Eintheilung; der Arabische Geschlechtskundige hingegen nimmt seine Bilder nicht vom Baume, sondern vom menschlichen Körper her; während jener von der Wurzel zum Giebel aufsteigt, beginnt dieser vom Scheitel des Kopfes herun-

*) Die Eingeborenen von Neu-England, lese ich im Ausl. 1862. Nr. 25. S. 592., verwenden das Engl. grass (Gras) unter Hinweisung auf den Kopf auch für Haar und unter Umständen Bart.

ter zu steigen und beschränkt die Stammabtheilungen auf die heilige Sieben“ u. s. w. Auch das Deutsche Alterthum (s. Grimm's Rechtsalterthümer), dies hier beiläufig zu erwähnen, faßt einen geschlechtlichen Complex unter dem Bilde eines gegliederten Einzelkörpers, als Körperschaft, auf. Doch, wie Herder Ebr. Poesie Werke I. 234. bemerkt, ist es auch „Isaias gewöhnlich; das Geschlecht mit einem Baum und ein Glied desselben mit einem Zweige zu vergleichen.“

Folgt in der Genesis die Erzählung vom Paradiese und von dessen Verluste. Zeiten wie Derter (Inseln der Seligen, das Goldland Eldorado u. s. w.), welche sich eine fruchtbare Einbildung paradiesisch vormalt, sind nichts Ungewöhnliches in dem mythischen Schatze der Völker, und es gesellen sich dazu noch mancherlei veränderte Vorstellungen, als z. B. die Wunscheshuh, Kamabuh, der Inder, welche (eig. die allen Geschöpfen das ihnen zuträglichste Futter bereitende Erde; anders Kuhn, Herabholung des Feuers S. 213.) ganze Heere zu nähren vermag, sammt Fortunatus Wunschhütlein, Fischendeckdich u. dgl. mehr. Die Sage von moralisch und physisch besseren (goldenen) Zeitaltern, welche den stufenweis sich verschlechternden vorangegangen wären, ist, weil in sich psychologisch leicht erklärlich, bei mehreren Völkern verbreitet. Nicht bloß bei den Griechen, sondern eben so schon bei den Indern, unter deren Yugas das gegenwärtige, das Kalihuga, das schlechteste ist von allen, als das der Sünde, wie ihm vorausging das des Zweifels (dvāparayuga). Lassen, Alterth. I. 500. Vgl. den Zweifel (d. i. Unglauben) als Werk des bösen Agra-mainyus, im ersten Fargard (Spiegel, Avesta I. 63.) Auch gedenke ich hier noch einmal der Abnahme an Lebensjahren, worüber sich bereits Jacob beklagt Gen. 47, 9. — Der schwachtende Tantalus ist, könnte man sagen, wie in anderer Beziehung der kühnstrebende, erfindsame und bis zu trotzigem Uebermuth sich vermessende Feuerdieb und Menschenbildner Prometheus, ein Abbild der Menschheit selbst; wie diese — voll nie gestillter Sehnsucht, ewig als ob vom Gefühle nimmersatten Hungers und Durstes gepeinigt. Drängt sich doch in der präsenten Wirklichkeit dem Menschen das Gefühl der Beengtheit und des Unbefriedigten auf. Faust! Was Wunder, daß er über die Schranken unmittelbarer Gegenwart drüben und hüben hinaus sein schönstes Leben hinter sich sucht oder vor sich: in Erinnerung schwelgend oder in die Zukunft sich hineinträumend. Bald ein rückgewendeter und jaghaft am Alten sich festklamern-der Reactionär, bald ein Neologe und rüstiger Fortschrittsmann. Weil aber dem Menschen von einem Dasein seiner Person vor der Geburt (obchon Plato, auch etwa die Lehre von der Seelentwanderung, ein solches ihm zuspricht) kein Bewußtsein beizubringen: da ist dem bejahrteren Menschen meist in liebevoller, ja nicht selten

sehnuchsvoller Rückschau Kindheit die schönste sorgenlose Zeit seines Lebens, während gerade umgekehrt das Kind, in feltamer Hast seinen Jahren vorgreifend, mit Entzücken denkt und spricht: „Wenn ich erst groß bin — u. s. w.“ Der Mensch ferner als geselliges Wesen und, sich gefallend in der Rolle eines laudator acti temporis, dehnt den engen Kreis seiner eignen persönlichen Vergangenheit in den seiner Vorfahren, seines Geschlechts, seines Stammes u. s. f. aus, bis seine Gedanken, wenn sie so weit reichen wollen — zum Anfange der gesammten Menschheit gelangen, und, was keine Ueberlieferung zu leisten vermag, aus der Fülle geschäftiger Phantasie — ohne große Sorge um geschichtliche Wahrheit — ergänzt wird. —

Vor uns liegt das grüne Land des Hoffens, die Zukunft; — aber, glücklich genug, wenn nur Schlimmes und Schlimmstes in ihr fern bleibt, *οὐκ ἔστιν ἀνευραγὸς αἰὼν*, wie viele auf sie angestellte Wechsel werden, ob auch noch so lange schon fällig, nie eingelöst; wie manche Knospe wird vom Wurme durchnagt, vom grausamen Sturme zerplückt, bevor sie aufbrach; und, ehe wir es denken und wünschen, fast immer, wie alt wir seien, für uns zu früh, stehen wir an der ultima rerum linea. An der letzten Linie — hier auf diesem Fleckchen Erde, wo wir stehen und wo vor uns schon viele Tausende standen! Aber nicht, daß damit der Faden unseres Ich völlig und nirgends wieder anknüpfbar abrisse, suchen wir jenseit der kurzen Spanne unseres (für Manche von nichts als Trauer erfüllten) Erdenlebens zu dessen Ersatz oder Ergänzung ein, dem Guten Gutes, dem Schlechten Schlechtes — je nach der Thaten Raas Jedem Lohn — verheißende, zweite Welt ohne Aufhören. Wie aber nicht grundlos gesagt worden, daß der sich selbst überlassene Mensch es ist, welcher sich seine Götter schafft: so zeigt sich oft, wie unter den Völkern jedes seinen besonderen Zuständen und Wünschen die Farben entnimmt zu Ausmalung seines Ideales von Himmel und Hölle. — Ueber eine Lehre von sieben Himmeln, darunter dem Burgatorium ähnelnd, als erster Haméstegen, d. h. der Ort, wo diejenigen sich aufhalten, deren gute und schlechte Thaten einander ganz gleich stehen, s. Spiegel Avesta I. 22. — Valhalla gewährt dem gefallenem Kämpen im Grunde nur die Fortsetzung seines irdischen Lebens voll kriegerischer Thaten mit obligatem Gesang und Methzehen. — Der arme Grönländer aber hätte bei seiner Befehung sich nicht allzusehr begeistert gefühlt für einen Christenhimmel, wäre ihm nicht auf seine ängstliche Anfrage, ob es denn da auch Seehunde gebe für sein Lebensbedürfnis, in einer Weise erwidert, die seinem kinderhaften Fassungs-Vermögen entgegenkam: ei freilich, es trimmelt und wimmelt darin von Seehunden bis zum Draustreten. — Soll ich noch Muhammeds Himmels erwähnen voll schöner Huris? —

Ich fahre fort. Durch viele Mythen, wie oft auch zunächst

Natur-Gesetz einander anfordern und darauf bezogen, geht sich allmählig — und im Grunde gleich vor dem Augenbilde an, wo man zu diesen Thieren nur oder — dem Menschen feindlich) handelnde Persönlichkeiten macht — durch Verneinung der Morale in eihöherer Form. Und namentlich nicht leicht bequemen wir sittlicher Vertheidigung, Selbstverleugung und fortwährender Auflehnung gegen die Götter, welche von gerechter Strafe ereilt wird. So trifft z. B. Arachne und Marsias wegen versuchten Wettstreits mit Athene die Weibern und mit Apollo dem unübertreffbaren Gotte des Gesanges, ein titanisches, aber wohlverdientes Geschick. Arachne (aranea) wird zur Spinne, dem gleichgearteten Thiere. Marsias verliert durch Spinnen die Haut, wie den Sirenen von den Klüften, nachdem sie diesen den Sieg gleichfalls im Gesange hatten überlassen müssen, die Federn jämmerlich ausgerupft wurden. — Nicht anders die auf ihre sanfteren (jedoch am sichersten wohl auf 12, Pfeiler, Griech. Myth. II. 3-2. 2. angedeuteten) blühenden Kinder zu stolze unglückliche Nymphe — Nymphe, welche für ihren, an der Göttermutter Leto mit nur Einem Sohne und mit nur Einer Tochter, allein mit was für welchen? Sonnen- und Mondgottheit) ausgelassenen Uebermuth fast zu grausam büßen mußte. An sich, so meine ich, das Jahr vorstellend sammt den durch Mondwechsel und Sonnenumschwung dahin fahrenden Monaten, woraus es besteht. — Oder andere ähnliche titanische Gedanken und Thaten, deren sich leicht jeder aus den Vorrathskammern seines Gedächtnisses hervorbringen wird, so viel er mag. — Schuld („der Nebel größtes“) bringt auch die Hesioidischen Zeitalter stufenweis immer tiefer herab.

Das Unterscheidende vom Verluſte des Paradieses (nach der biblischen Erzählung) aber von anderen Vorstellungen ähnlicher Art besteht zum Theil darin, daß dort bereits auf das erste Menschenpaar als Rückwirkung gegen die Gebote Gottes Verderben fällt. Von der mittelst des Eritis sicuti Deus als Köder verlockenden Schlange abgesehen, ist es ein Weib*), von welchem das erste Uergerniß der Welt ausgeht (vgl. Deukalion als Sohn des Prometheus, aber seine Frau Tochter des unbedachtſamen Epimetheus

*) Deshalb war denn auch ein Deutlicher galant genug, aus verschiedenen Gründen Adam die größere, und dem schwächeren Geschlechte nur eine geringere Schuld beizumessen. Un écrivain Allemand, erzählt Hayle v. Eve, a été infiniment plus favorable à la première de toutes les femmes; il croit que le péché d' Adam est plus grand que celui d' Eve, et que Dieu (auch recht menschenfreundlich) ne la chassa point du paradis; qu' il n'y eut qu' Adam qui fut châtié de cette peine. Sie habe nicht wesentlich ihren Fehltritt gethan, weil die Schlange ihr versprach, qu'elle n'avoit pas bien entendu la pensée de son mari (in Betreff des Gebotes Gottes), ou que son mari avoit été trompé par quelque faux bruit.

und der Pandora. Apollod. I. 7, 2. und darüber Philol. Suppl. Bd. II. Heft 3. S. 285.). Dies bezeugt mir: die Verführungsgeschichte der Genesiß hat einen Mann (sicherlich lägen sonst die Acten anders) zum Urheber; und könnte in diesem Betracht auch aus Lots Geschichte Kap. 30. beigebracht werden nicht nur die an seinem Weibe durch Verwandlung bestrafte Neugier, sondern der von seinen Töchtern dem Vater aufgenöthigte Incest in Folge vorausgegangener Trunkenmachung desselben. Oder Rebeccas Anstiftung ihres vorgezogenen Sohnes Jacob zum Betrüge Kap. 27, 6 fgg.; Sarafs (nicht Abrahams) anfängliche Unfruchtbarkeit u. dgl.

In Eden stehen zwei Bäume: ein Baum des Lebens mitten im Garten, und ein Baum des Erkenntniß Gutes und Böses. Von letzterem zu essen wird unseren ersten Stammältern verboten mit ausdrücklicher Androhung des Todes im Fall der Nicht-Nachachtung. Also verliert das Menschengeschlecht die, so mühte man aus dem Zusammenhange schließen, ihm Anfangs zugebacht Unsterblichkeit, ohne in den Genuß von den ambrosischen Früchten ewig andauernden Lebens zu gelangen, welchen kein Gebot ihm verwehrte, — durch eigne Schuld. Tod ist eine aus der Endlichkeit fließende Nothwendigkeit, und ohne Tod würde die Menschheit, nach ihrem jetzigen Bedürfniß, auf der Erde zuletzt keinen Raum mehr finden. Diese Ueberlegung machte man im frühen Alterthum wohl kaum. An die Thatsache des Sterbens sich haltend mochte man doch je zuweilen die Frage sich vorlegen: Warum nur sind wir zum Tode verdammt? Könnte es nicht anders sein und war es vorandthen, „des Daseins süße Gewohnheit“ uns dennoch über kurz oder lang abgewöhnen zu müssen? Darauf gab man sich dann mythische Antworten. Ich meine in dem Homerischen Hymnus auf die Demeter eine andere Fassung der Art entdeckt zu haben, und erklärte mich in Kuhn's Ztschr. VI. 344. hierüber so: „Wie Eva dem gesammten Menschengeschlecht das Paradies verwirkte: so hat Demophoön's (auch Vertreter's, so meine ich, der gesammten Menschheit) Mutter in unbedachter Zärtlichkeit unser Geschlecht um die ihm von Demeter gegönnte Unsterblichkeit gebracht.“ Die Göttin nämlich, selbst in frischer Trauer um die geliebte Tochter, welche der Beherrscher des Todtenreiches ihr entriß, wollte den Sohn ihres gastlichen Wirthes durch Feuer, wie Iphigis mit ihrem Sohne Achilleus that oder wie Herakles vor seiner Aufnahme in den Olympos noch lebend auf dem Meta den Scheiterhaufen bestieg, von allem Irdischen läutern. Das will bedeuten, vermurthe ich: den Menschen, welche als Erdensöhne ja auch alle gewissermaßen der Demeter Söhne sind, den Menschen insgesamt die Bitterkeit des Todes ersparen. S. a. a. D. S. 406. — „Die Männer, welche in diesem Umkreise des Dima wohnen, werden nicht als unsterblich gedacht. Nach den späteren Parfen leben

sie 200 Jahre, vgl. meine Paragraamm. S. 141. 147.)“ Spiegel, *Upesta* l. 74., während *Dina* zufolge S. 71. früher die Unsterblichkeit auf der Welt erhalten hätte. *S. Dama* ist Todestgott.

Der Baum der Erkenntniß aber ist nicht ein Baum der Erkenntniß und des Wissens schlechthin, von dessen Früchten viel, recht viel gekostet zu haben, kaum zum Vortwurfe gereicht; weit eher, davon nicht kosten zu wollen. Denn an einen faustähnlichen Ungeheuer des Wissens, welcher die Grenzen des für den Menschen Wißbaren gern durchbräche, oder, wie man je zuweilen gemeint hat, an ein übermenschliches Wissen von Allem, Gutem wie Bösem, ist hier, außer im Sinne der Schlange als arglistiger Verführerin, kein Gedanke trotz allen menschlichen Fährliches. Vielmehr ist ja ausgesprochener Maassen das Bewußtsein gemeint bestimmten Unterschiedes zwischen Gut und Böse. In seinen frühesten Lebensabschnitten drühen wir das Kind unschuldig, also auch schuldlos. Ohne Bewußtsein dessen, was man thut, giebt es allerdings keine Zurechnungs-Fähigkeit, keine Schuld; allein zugleich, bei solcher Unmittelbarkeit, bei jeglichem Mangel an Kampf und Selbstüberwindung, kein — Verdienst. Nun gehen aber die Kindjahre unseres Geschlechts, das Paradies, verloren durch Erbsünden des Bewußtseins; durch den Wahn in uns, das Bewußtsein. Das ist dem Wortsinne nach, eben so wie im Latein *conscientia*, — das Wissen mit, oder bei, sich selbst in Betracht zu begehender oder begangener Handlungen, guter wie pflichtwidriger. Der Mensch ist bestimmt zu sittlichem Kampfe. Wiedereerringen soll er das eingebüßte Paradies mit Hilfe der höheren Hand über ihm. — Wenn aber die bei manchen Völkern noch immer sorglos beibehaltene Naivität, von Adam und Eva unmittelbar nach dem Essen der verbotenen Frucht gewahrt, nicht etwa des Schutzes gegen klimatistische Unbill wegen, sondern aus dem Gefühle der Scham, was beim Kinde auch erst später erwacht, zur Bekleidung*) führt: so darf wohl, sollte ich meinen, mit Rücksicht auf den im Hebräischen üblichen Ausdruck: „sein Weib erkennen“ und unter Hinweisnahme von Kap. 3, B. 16., bei der ganzen Situation zunächst an das, vor Verweifen der (vermuthlich als aphrodisisch angesehenen) Naumfrucht, noch ungesamnte Gefühl der Geschlechtlichkeit und sensualen Erkenntniß gedacht sein. In wie fern nun aber wäre diese zur Fortpflanzung alles Lebendigen notwendige Bedingung als sündlich zu betrachten? An sich gewiß nicht. Wohl aber in der Rücksicht, daß alles vom Weibe Geborene auch wieder dem E-

*) Doch vgl. *Watz*, *Anthropologie* l. 357., wo er die bei verschiedenen Völkern nicht immer sich gleich bleibenden Vorstellungen von Schamhaftigkeit bespricht: „Schamhaftigkeit ist es ursprünglich wohl schwerlich gewesen, was den Menschen bestimmt hat, sich zu bekleiden“.

de verfallen ist; mit der Geburt also der Keim körperlichen und irdischen Vergehens, wenn auch nicht für die Gattung, doch für das Individuum unmittelbar zugleich gesetzt ist. Dies freilich physische Gesetz weiß sich der fromme Sinn nicht anders als in der Form von gerechter Strafe und Abbüßung einer Schuld vorstellig zu machen.

Auf das unbesorgte Spiel der Jugend folgt der Ernst mühseligen Lebens, und aus dem Dolce far niente des Paradieses wird der Mensch verjagt, fernerhin ungesättigt von den freiwilligen Gaben der Natur nummehr im Schweize des Angesichts sein Brot zu essen. Mit der Arbeit aber erzeugt sich Verschiedenartigkeit der Arbeit, erzeugen sich Stände und damit alsbald ein Widerstreit, der schon in der zweiten Generation zwischen den ungleich gearteten Brüdern Kain und Abel sogar in religiöser Hinsicht einen gewissen Zwiespalt aufdeckt und ans Licht bringt. Der erste Tod auf Erden ist ein Tödschlag, ein Brudermord; siebenmaliges Wehe über ihn. Im Grunde ist jeder unter Menschen vorkommende Mord (denn alle — nach der Meinung der Bibel — haben einen gemeinsamen Stammvater) ein Bruder-Mord. Mit Kains blutiger That aber wird gewissermaßen schon die aus Verschiedenheit der Temperamente und Interessen entspringende Möglichkeit zu Krieg vorbedeutet, und Trennung von Völkergruppen vermöge anderer und anderer Beschäftigung und Lebensart. „An des Friedens Stelle, wie Grimm zu Anfange seiner Geschichte so schön sagt, trat sodann Krieg und der Mensch brauchte statt Goldes Eisen, auf den Duft und Glanz der Vorzeit gefolgt ist farblosere Wirklichkeit, wie wir für alte Poesie der Prosa bedürfen“. Eines Goldalters, was jedoch mehr eigentlich und materieller genommen scheint, gedenkt auch Gylfaginning 14: „Demnächst verarbeiteten sie [die Götter] Erz, Gestein und Holz und eine so große Menge des Erzes, das Gold genannt wird, daß sie alles Hausgeräth von Gold hatten. Und diese Zeit heißt das Goldalter: es verschwand aber bei der Ankunft gewisser Frauen, die aus Jötunheim kamen“. Dazu Böluspa Str. 8. von den Asen:

„Sie warfen im Hofe heller mit Würfeln
Und kannten die Eier des Goldes noch nicht.“

Ferner heißt es in der Böluspa von der Zeit vor dem Weltuntergange, nachdem des Meuchelmords und des Meineids gedacht worden, Str. 46:

„Brüder befehden sich, und fällen einander,
Geschworfene sieht man die Spitze brechen.
Unerhörtes eräugnet sich, großer Thebruch.
Wellalter, Schwerialter, wo Schilde krachen,
Bindzeit, Wolfszeit, eh die Welt zerstört.
Der Eine achtet des Andern nicht mehr.“

Allein es kommt auch wieder eine Zeit (Böluspa B. 61.):

„Da werden unbefät die Aecker tragen,
Alles Dese schwindet, Balbur kehrt wieder.“

In Sanang Ssetsen, Geschichte der Ost-Mongolen, handelt der Erste Abschn. von der „Weltentstehung bis zum Tode des S'akiamuni und der Begründung des Buddhismus“ und wird S. 3. eine Geschichte der 3 (buddhistisch wichtigen) Völker: Enedked (auch mit H vorn; d. h. Hinduß, Inder), Tibet und Monghol versprochen. „Im ersten Anfange entstand, so will die buddhistische Kosmogonie, die von der brahmanischen wesentlich abweicht (J. J. Schmidt S. 302.), der äußere Behälter aus drei verschiedenen Stoffanhäufungen, nämlich aus der schaffenden „Luft“, aus dem wogenden „Wasser“, und aus der festen, bildenden „Erde“. [Also des vierten der Elemente wird hier noch nicht gedacht.] Als zuerst im Raume des Leeren [des Nichts] ein starker Wind [vgl. etwa den Ruach über den Wassern, im Hebr.] aus allen zehn [warum nicht 4, oder doch 8?] Gegenden zugleich blies, so entstand von dem Hinundherstoßen desselben eine bläuliche, Alles umfassende Lustanhäufung. [Atmosphäre, Himmel]. Die zweite oder die Wasseranhäufung hatte ihren Ursprung aus einer, durch die Bewegung der Luft angesammelten, großen Wolke Erdenin Tsoksa [d. h. auf Mong. Anhäufung des Erden und Vortrefflichen, mithin — ein segenvoller Schatz!] genannt, aus welcher sich ein ununterbrochener Regen ergoß, der das salzige Meer, auch das unermesslich = große Meer genannt, bildete. Solchergestalt entstand die Wassermasse“. Und die Wolke, — woher bekam die ihr Wasser? Schleiden die Pflanze S. 321. hilft uns vielleicht aus dieser Schwierigkeit. „Durch Abkühlung der anfangs feurig-flüssigen Erde — [das klingt freilich wieder anders] — bildete sich eine feste Rinde, auf welche ein Theil des Wasserdampfes, von der verminderten Erdwärme nicht mehr zurückgehalten, als Regen niederstürzt“ u. s. w. — „Die dritte oder die Erdbanhäufung sonderte sich in Altan - dschirüketu (Mong. goldherzig, d. h. goldhaltig) genannten Paramanu - Stäubchen (Atomen) auf der Wasserfläche ab, wie Rahm auf der Milch“. Daraus soll sich dann die mächtige Goldfläche gebildet haben, „aus deren Mitte sich der König der Berge, der majestätische Berg Ssumer („der gute Meru“) erhob, umgeben von sieben Goldbergen und sieben Binnenmeeren, desgleichen von vier großen und acht kleinen, in allem zwölf, Welttheilen [je nach den noch einmal getheilten 4 Weltgegenden?]“. —

„Danach entwickelte sich der innere Bestand des Weltalls auf folgende Weise: Einst fiel ein Tegri (Gottheit) des ersten Djan's (Sskr. dhjana, d. i. tiefe innere Selbstschauung), um in dem Reiche der Menschen wiedergeboren zu werden (durch Metempsychose). Durch dessen stufenweise fortschreitende Vermehrung entstanden der Reihe nach 1, die siebzehn Reiche der farbigen (sicht-

baren), 2, die vier Reiche der farblosen (unsichtbaren, gestaltlosen, allerhöchsten) Wesen und 3, die zwanzig Reiche der Amaramak-Welt (von der Uebergangsregion des ersten Dhyana an bis zu den Höllenregionen), mit einem Worte die 6 Arten der lebenden Wesen in den drei Welten“. Die sonstige Dreiwelt der Inder, das *Trilokya*, einfacher als Himmel, Erde und Untertwelt gefaßt, vergleicht sich mit der Dreitheilung der Welt auch bei den Griechen *Kosmos*, *Zfchr.* VI. 104. vgl. II., 15, 189. Die genannten 6 Wesen aber sind, wie Schmidt in den Erläuterungen S. 303. an- giebt: die guten Geister, die bösen Geister, die Menschen, die Thiere, die Ungeheuer der Untertwelt und die Höllengeschöpfe, und werden erstere Drei (also auch die bösen Geister) die guten Naturen, und letztere Drei die schlechten oder verworfenen Naturen genannt. Mit Ausnahme der bereits zur zweiten Welt gehörigen Region des ersten Dhyana, erleiden die zwei erstgenannten Welten weder eine Zerstörung noch Auflösung, nur die dritte sog. Amaramak-Welt, oder die des Gelüstes und des Gaukelspiels der Erscheinungen, ist Zerstörungen und Auflösungen unterworfen. „Das vor- züglichste der lebenden Wesen in den 4 Welttheilen, der Mensch, hatte als eine *Legri*-Verwandlung [mithin, so zu sagen, Halbgott] ein nicht zu berechnendes Alter“. Also, wie die Patriarchen der Bibel, als gleichsam auch noch höhere Wesen. „Obgleich die Menschen Bewohner der Erdoberfläche waren, bedienten sie sich beim Gehen nicht der Füße, sondern schwebten durch die Luft. Zur Nahrung gebrauchten sie nicht die unreine irdische, sondern die reine *Samadhi*-Speise (im Sskr. „tiefse fromme Betrachtung mit Aus- schließung aller Sinne“), und ihre Geburt erfolgte, da noch kein männlicher und weiblicher Geschlechts-Unterschied statt fand, nicht aus dem Mutterleibe, sondern vermittelt *Emanation*. Zum Sehen hatten sie weder Sonne noch Mond vonnöthen, sondern vermittelt ihres eigenen Lichtglanzes sahen sie alles. Auch war für sie zu der Zeit der Name „Mensch“ noch nicht in Gebrauch, sondern ihr all- gemeiner Name war „lebende Wesen“. Als nachmals zu einer Zeit ein solches Wesen lüsterner Art eine Speise fand, welche Erdbutter genannt wird und davon aß, und als alle anderen in Nachahmung dasselbe thaten, verschwand die frühere *Samadhi*-Speise. Mit dem Genusse dieser Erdbutter verloren sie das Ver- mögen, am Himmel zu wandeln: sie sanken auf die Erde, und der ihnen eigenthümlich gewesene Lichtglanz verschwand verlöschend in Dun- telheit. Dieses war [also dem Sündenfall im N. T. ähnlich genug!] der Anfang des von da an entstandenen Nebels der Gemüths- verfinsternung. Indeß kamen zu der Zeit als Schicksalsfolge der Werke sämmtlicher lebenden Wesen [also erst in Folge der eignen Verfinsternung jener!] Sonne, Mond und Sterne zum Vorschein und erleuchteten sie mit ihrem Licht“. „Nacher zu einer anderen

Zeit fand eines der lebenden Wesen lüfterner Art eine Speise Noghoghnanu-Oi („Wald des Grünen“) genannt, und aß davon. Dieß wurde von Allen nachgeahmt, und da sie immerfort solche unreine, von der Erde erzeugte, Speisen zu sich nahmen, so kamen bei ihnen die männlichen und weiblichen Geschlechtstheile zum Vorschein: Eines verliebte sich in das Andere, und sie zeugten mit einander Söhne und Töchter. Dieses war der Anfang des von nun an entstandenen Nebels der sinnlichen Liebe“. Damit in gewissem Betracht vergleichbar ist augenscheinlich der Genuß des Apfels vom verbotenen Baume, darauf erfolgende Scham und Adams „Erkennen seines Weibes“. Thuia heißt oft „Lebensbaum“ (arbor vitae); hielt man etwa Th. Orientalis für den im Paradiese? Auch möchte ich noch an ein Wort Schleibens erinnern (die Pflanze und ihr Leben S. 362 sq.). Nachdem er der Symbolisirung der Pflanzen im Allgemeinen gedacht hat, fährt er fort: „Die Sehnsucht nach einer Fortdauer jenseit des unvollkommenen Erdenlebens greift begierig nach jedem Zug in der Natur, der eine solche Unsterblichkeit andeutet. Die ernste und dauernde Cypresse schmückte bei den Griechen die Gräber der Geliebten und die Wiesen der homerischen Unterwelt belebte der blaue Asphodelos, dessen lichte Blüthe, in jedem Frühling neu aus der in der Erde sich bergenden Zwiebel emporgehoben, ein ewiges Wiederaufleben, eine sichere Unsterblichkeit verkündete. — Auf den stillen Gewässern des segenbringenden Nil, des allernährenden Tsisstroms, ruft der belebende Einfluß des Sonnengottes Osiris die üppige Lotosblume hervor, in ihren großen, mandelähnlichen Kernen dem ältesten Menschengeschlechte leicht gewonnene Nahrung [doch aßen zufolge Schneider im Griech. Lex. die Lotophagen die Frucht von dem Baume Lotos!], und in dankbarem Gefühle wird diese Pflanze jenen milden Gottheiten geweiht; sie selbst wird das Symbol der Fruchtbarkeit, der segensvollen Kraft der Natur, und nachdem die Nothdurft anderweitig befriedigt ist, wird der Genuß ihrer Frucht, als einer geheiligten, dem staubgebornen Menschen untersagt; zugleich mit ägyptischer Priesterweisheit verkündet Pythagoras seinen Schülern das Verbot jene Bohnen zu essen“ — etwa als gerade der Weisheit nicht förderlich? —

Weiter geht die Speculation, einer dritten Lüfternheit gedenkend, dazu fort, den allmäligen Uebergang vom Genusse zuerst des wildwachsenden Reises, als Hauptnahrungs-Mittels in Indien, zu dessen regelmäßigem Anbau; dann in Folge hievon Entstehung von Streitigkeiten, ja Todschlag (vgl. Verschlimmerung des Zustandes der Menschen durch Sünden aller Art, insonderheit Todschlag, Schmidt S. 303.; wie Cain und Abel) um den Besitz des Ackerlandes und die aus den von da ab um sich greifenden Uebeln des Jorues und des Geizes hervorgegangene Nothwendigkeit zur

Ordnung des Königthums in ihrer sagenhaften, allein an sich gar nicht unüblichen Weise und vorzuführen. „Ein jeder holte sich diefen Reis, Ssalu (wohl Eskr. çali), für sein jedesmaliges Nahrungsbedürfniß; als aber einstmals ein thörichtes Wesen den Bedarf für den folgenden Tag sammelte und aufbewahrte, ging dieser Reis aus. Dieses war der Anfang des von da entstandenen Uebels der trägen Sorglosigkeit“. Das ist wohl nicht recht logisch gedacht. Man sollte vielmehr erwarten: Anfang erst recht geschäftiger Sorge und Müheligkeit um den kommenden Tag, während man bis dahin in paradiesischer Unbefangenheit sorglos in den Tag hinein lebte! Ein an Geist und Schönheit vorzügliches Wesen (nachmals zum Oberherrn erwählt) „bestätigte den rechtmäßigen Besitzern ihr Eigenthum und nöthigte zur Herausgabe des unrechtmäßig Erworbenen. Hiernächst wurde das Land nach gleichem Maße vertheilt, und einem Jeden geschähe gleiches Recht“. Also eine *lex agraria*, die durch *Isomoirie* in der Ackervertheilung keinen Unterschied in der Größe des Besitzes zuließ und dadurch den Hader ausschloß?!

Wir lenken wieder zu Moses Bericht ein. Seltsam und naturwidrig genug ist Adams Erstgeborener Kain, nicht etwa, wie sein jüngerer Bruder Abel, Hirt, noch Jäger wie Esau, obwohl doch anerkanntermaßen der Ackerbau eine Jagd und Viehzucht erst spät nachfolgte Stufe im buntgemischten Leben der Völker und Einzelnen — *ἅτα πάντα* (allerlei) *ἔργων* Pseudophocyl. 148. vgl. Soph. Antig. 331. fg. mit Ruhn Zischr. VI. 357. — bezeichnet. „Man darf“, sind Lassen, Alterth. I. 814., abgeborgte Worte, annehmen, daß zur Zeit des Zusammenwohnens der Indogermanischen Völker die Viehzucht ihre Hauptbeschäftigung bildete, der Ackerbau dagegen nur eine untergeordnete“, von welchem letzteren dann S. 817. bemerkt wird, daß die Arischen Stämme erst nach ihrem Einbringen in Indien ihn hier ausgebildet hätten. — Zu Gen. IV. 17. bemerkt Tuch in seinem Commentare, indem er der plötzlichen Erwähnung von Kains Weibe als einer „abermäligten Spur von Inconsequenz und Zerrissenheit der Sagen Geschichte“ gedacht hat: „Kain ferner siedelt sich an, und sucht, da er Ackerbauer ist, feste Wohnsitze. Die mythische Erzählung leiht ihm bereits Begriffe eines geregelten, bürgerlichen Gemeinwesens; er wird Urbauer einer Stadt, und unter seinen Nachkommen gedeihen die Künste“, welche allerdings nur durch Zusammenwohnen an festem Sitz bedingt sind. Also ist, während wir von Bekleidung des Menschen, des nächsten nach der Nahrung (*victus et amictus*), schon früher hörten, erst hier von selbsterbauten Wohnungen die Rede; und bei Bearbeitung von Metallen — die, mindestens in Europa, bekanntlich erst auf das vorangegangene Zeitalter von

Stenwaffen*) folgte, — ist allem Vermurthen nach stillschweigend der in der ähnlichen Theorie (Job. I. 7.) ausdrücklich nahhaft gemachte Gebrauch des Feuers vorausgesetzt. Bedeutet Kain seinem Wortsinne nach „Speer“, nach 2 Sam. 21, 16. (Zuch S. 102.) in Andeutung seiner Eigenschaft als Todtschläger (wie Abel = „Hauch“; quia primus hominum omnium efflavit animam), — dann wäre damit auch wohl schon, wenn auch nicht schlechthin nothwendig, der Gebrauch von Eisen gemeint. „Daß die Perser zur Zeit, als der Vendibad geschrieben wurde, schon die Bearbeitung der Metalle gekannt haben, hat nichts Auffallendes, um so mehr da die vorliegende Stelle darauf hinweist, daß die Perser wahrscheinlich diese Kunst von den Semiten erlernten, bei welchen sie, namentlich den Phöniziern, uralter war. Vgl. Movers Zusammenstellungen (Artikel Phönizien in Ersch und Grubers Enchel. p. 371.)“ Spiegel, Aesth. I. 155. 271. — Es liegt aber darin, daß dem Kain, welcher trotz seiner Sünde soll von Niemandem getödtet werden dürfen, und seinen kunstgewandten Nachkommen östlich von Eden im Lande Nöd (d. i. „Flucht“ Zuch S. 101. 111.) ihre Stelle angewiesen wird, vermuthlich noch ein nur ungern zugestandenes Anerkennniß, dem ursprünglich nomadisch umherziehenden Hebräer (Abel) seien in der Cultur östliche Völker (Kain) vorausgeschritten. Könnte deßhalb gleich in diesem Betracht dem fernen Osten, von wo Abraham auszog, und demnach seiner Urheimath der Hebräer nicht füglich den Vorzug des Alters und frühzeitiger Cultur (Zuch S. 100.) bestreiten: so wußte die Sage zu Gunsten des Volkes Israel, wie auch anderwärts oft in dessen Interesse geschieht, das Verhältniß nun doch in der Weise zu drehen, als seien die Ostvölker, von welchen Palästina oft genug zu leiden hatte, in den Augen Gottes mit Sünde, und mit dem Fluch der Sünde, belastet. Kain brachte nicht, wie sein jüngerer Bruder, Gott wohlgefällige Opfer dar. Warum? Unstreitig ist die Meinung: als Verehrer nicht des wahren Gottes, sondern eher Götzendiener. Alles in majorem gloriam — des auserwählten eines Volkes Gottes.

Uebrigens ist der Mensch gewiß so wenig (und doch ist Belbes oft behauptet worden) von dem Gipfel hoher und höchster Einsicht und (Engel-) Vollkommenheit allmählig herabgesunken, als daß erst aus dem tiefsten Schlamme der Erniedrigung und gänzlicher Thierheit er sich hätte emporarbeiten müssen. Wie verschieden immer seine Bildung, — der Mensch war zu allen Zeiten Mensch.

Wem es aber um ein vielleicht gleich naturwahres als dichterisch-schönes Gemälde von den Urzustände unseres Geschlechts zu

*) Grimm Gesch. I. 3. Vgl. in Steinthals Zschr. meinen Aufsatz über Metallnamen, z. B. II. 126. und Pictet, Orig. Europ. den jedoch in den Herleitungen etwas zu nachgiebigen Abschnitt über Metalle I. 149 fgg., bei. 162. 185.

ihm ist: del. sei Ductus im V. Buche, S. 929 fgg. zum Vergleiche mit der römischen Erzählung wara empöhen:

Multaque per coelum solis volventia lustra
Volvivago vitam tractabant more ferarum.
Nec robustus erat curvi moderator aratri
Quisquam, nec scibat ferro molirier arva:
Nec nova defodere in terram virgulta.

Also auch Obstbäume wurden nicht gepflanzt: kein Gartenbau betrieben, wie man wohl — im Grunde gegen den Geist der Sage — den anfänglich idyllisch nichtschuenden Adam als „Gärtner“ dargestellt findet. Man hatte zur Nahrung bloß: quod terra crearat Sponte sua. αἰτῶνται καρποί, als würde sie Diobor bezeichnen. — Ferner:

Necdum res igni scibant tractare neque uti
Pellibus, et spoliis corpus vestire ferarum.

Noch gab es keine Wohnung, keine Sitte, kein Gesetz. Man jagte nur erst missilibus saxeis et magno pondere clavae. Allein zu jener Zeit kam auch noch Niemand um durch Arica, durch Schifffahrt, und so fort.

Die Schöpfung des Menschen überhaupt ist im Sinne der Genesis, so zu sagen, der erste Act in der Geschichte unseres Geschlechts. Sät. heißt der Mensch Manu-ga, d. h. der Mann-geborne. Indem nun Manus, sowie der germanische Mannus* im Tacitne, sowie Mann und das aus ihm abgeleitete Mensch, vermöge ihrer Herkunft aus der Wurzel man (denken) etymologisch s. v. a. „Denker“ besagen: so wird damit der Mensch mit wahrheitsvollster Bezeichnung als „denkendes, verständiges Wesen“, als sinnlicher Homo sapiens den vernunftlosen und sprachlosen Thieren (bruta animalia) entgegengesetzt. Vgl. Lassen, Ind. Alt. I. 519. Mit manu-ga identisch ist Polnisch mąż Mann, Pl. mężowie, dessen Rhinismus sich sonst, z. B. im Zd. mux Mensch, Mann, verweist hat. In so fern könnte Lassen, Alt. I. 520. Recht haben, auch im Zend. mashya Ausfall eines Nasals zu vermuthen, stände nicht das harte sh entgegen, was allerdings Windischmanns Erklärung des Wortes als „Sterbliche“ im Gegenf. zu A-mosha (immortalis) glaubhafter macht. Vgl. auch Genes. S. 51. —

Die Sündfluth bildet nun dagegen den zweiten großen Act im Leben der Menschheit. Durch sie wird gleichsam der Erstlings-Wurf von Menschen wieder hinwegschwemmt von der Erde, weil diese in große Verderbtheit gerathen waren. Es galt jetzt, die Menschen nicht mehr nur familien- und geschlechter-weis zu be-

*) Soll neben diesem, den Mann oder vielmehr den Menschen im Allgemeinen vertretenden Gotte, Tuisco (als Adj. zu thiudisko, heidnisch, im Adv.) den National- (oder Deutschen) Gott im besondern bezeichnen?

trachten, sondern in ihrem massenartigen Auftreten, in ihrer vollklichen Zertheilung; und an deren Spitze wird dann zu solchem Behufe Noah, — als Stammvater nicht mehr der Menschen als Einzelner, sondern als Völker und somit gleichsam Volks-Adam — gestellt. Mit ihm, der zu acht allein aus der Fluth gerettet worden, beginnt also ein neues Leben auf Erden, gerade wie es auch mit Deukalion und Pyrrha der Fall ist. Ueber den Namen Dgen, Dghged s. Kuhn, Ztschr. V. 202., was ich, so wenig als Selig Cassel, Maghar. Alterth. S. 224. mit Okeanos („Schnellströmer“) gleichsetze, indem den „Okeanos (Dgen) aus dem Okeanos sich retten lassen“ allerdings verkehrt wäre. Aber dessen Herleitung von Deukalion aus *deiw* und *kalivá* genügt schwerlich.

Dggleich die Sünde in den Ausdruck „Sündfluth“) (Ahd. sinfluot, sinkfluot, d. h. ingens fluxus) bloß durch theologischen Einfluß hineingedeutet worden („v. Kaumer, Eintr. des Christenth. auf die Ahd. Spr. S. 327.): so stellt dieselbe doch in Wahrheit gleichsam eine ungeheure Reinigungstaufe, eine Lustration, vor, und „Petrus wagt das große Gleichniß zwischen ihr und den Wassern der Taufe, die auch Unsiath abspült und neuen Bund macht.“ Herber, Älteste Urk. des Menschengeschlechts (Werke S. 220.) Dgßhalb wird die große Fluth dann auch in der Indischen Fluthsage (Diluv. v. 28.) „die Abwaschungszeit der Geschöpfe“ und B. 56. „die alle Sünden wegnehmende“ genannt. In Fisch-Gestalt wird vom Brahma selber dem Manus geheißten „die Samen mit sich nehmend alle“ B. 31. 36. ein Schiff zu besteigen, welches zu legt auf dem Gipfel, dem höchsten des Himaván = τὸ Ἠμωδον und Ἰμαρον, ὄρος (erstereß vom Thema Himaván, d. h. *χιανόσος* nivosus) angebunden, zufolge B. 49. hiedurch diesem den „noch heute“ (so wird in dem Mahabharata gesagt) geltenden Namen Naubandhanam (d. h. Schifföbindung) verschafft hat. Vgl. eine Stadt Naubendegan, die Golius Nott. in Afrag. p. 115. erwähnt. „Von Manus aber sind die Geschöpfe alle, nebst Göt-

*) Eben so nach Jföder Buch XIII. Kap. 22: De diluvio vult fálschlich gesagt: Diluvium dictum, quod aquarum clade omnia, quae inundaverit, delet. Natürlich so gut wie das nachmals von ihm gebrauchte *aquarum illuvies*, *alluvio* u. s. w. von *lao* in der finnischen Bedeutung des Waschens (nicht: Däßens). Ferner ist die Erklärung, warum Deukalions Menschengeschlecht *ex lapidibus* entstanden, — *propter hominum insitam cordis duritiam*, wohl mehr eine theologische Ausage, welche den Sinn der griechischen Sage kaum für sich hat. Bemerkenswerther aber ist die in Betreff der noachischen Fluth gemachte Angabe: *Cujus indicium hactenus videmus in lapidibus, quos in remotis montibus conchis et ostreis concretos, saepe etiam cavatos aquis visere solemus*. Vgl. Luch S. 148. Mit Bezug auf die Urhebungs-Theorie etae nicht immer zu obigem Schlusse berechtigende Thatfache.

tern, Affen (böse Götter) und Menschen zu schaffen und alle Welten; was beweglich und was nicht sich bewegt; durch über- strenge Buße wird dies in Erfüllung gehen“. V. 52; woraus er- hellet, wie Manu (s. oben) noch mehr bedeutet als der nicht selbst schaffende Noah. Daß aus der ungeheuren Fluth nur die höchsten Spitzen der Berge herborragend gedacht werden: kann nicht son- derlich befremden, und eben so wenig, daß durch Anlegen des Schiffes an ihnen soll die Rettung vollzogen sein. In der Grie- chischen Sage war Deukalions Fahrzeug ein *λάραξ* (andertwärts *ἰσθμῶς*) und man ging so weit, den Namen des Parnasses, worauf man es festgesehen sein ließ, davon in abenteuerlicher Weise herzuleiten (Kuhn Ztschr. VI, 339.), während bei Hyginus der Aetna es ist und Sicilien, wohin Deukalion mit Pyrrha floh. Dagegen ist Noahs Arche, so fabelte man in Asien, noch bis zum heutigen Tage auf dem Ararat verblieben, obschon dessen Besteiger erklärlicher Weise davon nichts bemerkt haben. Sonst bezog man auch den Namen der Stadt Nakhidschewan „*première descente*“ darauf. Boetticher, Horae Aram. p. 2. Vgl. außer- dem im Anno-Liebe V. 315 bei Schiller:

Iri ceichin noch du archa havit

Uf den bergen Ararat.

Man sagit daz dar in halvin

(in summitatibus montium) noch sin,

Die dir Diutschin sprechin

Ingegin India vili verro.

Eine dunkle Erinnerung an asiatischen Ursprung der Germanen, die hierin noch aus der Vorzeit nach Deutschland herüberklinge, — meinte A. W. v. Schlegel in der Indischen Bibliothek.

Die Gelehrsamkeit hat sich lange mit der Vorstellung herum- getragen, als seien die verschiedenen Menschenstämme durch Herab- steigen von den höchsten Gebirgstöcken der Erde aus all- mählig über den Erdboden verbreitet. S. z. B. Klaproth, Asia Poligl. S. 42, der im Uebrigen die Bemerkung hat: „Selten sieht man, daß Völker in höhere Gegenden hinaufsteigen, wenn nicht sie dazu treibt“. Ganz recht: freiwillig begiebt sich nicht leicht ein Volk überhaupt in unwirthliche Gegenden, wie z. B. die des äußersten Nordens, und hat man daher in den Hochgebirgen, wie z. B. die Bevölkerung im Kaukasus; die Vasten in den Phre- niden; die Albanesen in dem gebirgigen Epirus, als aus frucht- bareren Flachländern durch andere mächtigere Völker dahin zurück- und zusammengebrängt zu betrachten. Castrén, in den durch Schief- ner herausg. kleineren Schriften S. 117. bemerkt, indem er na- mentlich für die Samoje den südlichere Urstz annimmt, mit Recht: „Es liegt ganz und gar außerhalb des Bereichs der Wahrschein- lichkeit eine solche Polarrace anzunehmen, die ihre Wiege an den

eisbedeckten Ufern des nördlichen Oceans gehabt haben sollte“. Dagegen kann ich ihm nicht beipflichten, wenn er „die bei mehreren asiatischen Völkern gangbare Tradition, daß sie im Beginne der Zeiten an einer größeren Bergkette concentrirt gelebt und sich von dort mit der Zeit über das Flachland ausgebreitet haben“, dahin deutet, als hätten wirklich bei einer großen Ueberschwemmung jene Völker auf hohen Bergespitzen, und so z. B. die Samojeben an den wolkenragenden sajanischen Bergen ihren „Landungsplatz“ und ihre Rettung aus Wassernoth gefunden. Ich frage nicht, woher mitten im Lande, und zwar in der Urzeit, die ohnehin ja erst aus späteren Bildungsperioden der Menschheit anticipirten Fahrzeuge urplötzlich hätten beschafft werden sollen. Ich sage bloß: es wäre thöricht zu glauben, als seien auch nur vorübergehend und secundär die hohen Gebirge solche Urstätten von Völkern gewesen: diese hätten darin verhungern müssen. Ist ja ohnehin klar, daß Völker gern an bedeutende Gebirgskette ihre mythischen Ursprünge anlehnen schon um der weitreichenden Sichtbarkeit solcher Himmelshorizonten halber. — Lediglich aus einem schlechten Wortwitz, der aber zeigt, wie oft der bloßen Etymologie an sich ganz nichts nütze: Erzählungen entprießen, hergeholt ist die Behauptung *Isidorus*: *Umbri Italiae gens, sed Gallorum veterum propago, qui Apeninum montem incolunt, de quibus historiae perhibent, quod tempore aquosae cladis imbris superfuerit (mithin gleichsam als Rest einer Sündfluth), et ob hoc ὀυβρίους graece nominatos*. Mit einem griechischen Namen? Unsinn. Was aber die angeblich ethnische Verwandtschaft der Gallier mit den Umbriern anbetrifft: so ist dieselbe nur aus der Nachbarschaft von Gallia Cisalpina und Umbrien erschlossen; und wenn man auf engere Verwandtschaft von Umbrisch mit Keltisch daraus schließen wollte, würde eine solche Annahme durch die Eugubinischen Tafeln satzfam widerlegt.

Ob überhaupt die Wissenschaft der Geologie eine derartige Fluth anerkenne, welche dereinst als eine allgemeine über den ganzen Erdboden verbreitet gewesen, und ob nicht Ereignisse, wie der oft behauptete Untergang einer Atlantis; etwaige Zerreißung Polynesiens mit Zurückbleiben der höchsten Punkte eines in die Tiefe versunkenen Welttheils als Inseln; ferner ob Durchbrüche, wie bei den Dardanellen, bei Gibraltar, Rhegium; des Rheines bei Bingen u. s. w., bloß von partialen Fluthen herrühren? — lasse ich ungefragt. Der Consensus, wenn nicht aller, doch vieler Völker in manchen hieher einschlagenden Vorstellungen beweist natürlich nichts für die reale Wirklichkeit eines Factums, so wie die noachische Fluth dargestellt wird, d. h. als eine allgemeine. Vgl. noch Klaproth: „Fluthen und Ueberschwemmungen“ in seiner *Asia Polygl.* S. 19 bis 34. Es liegt ferner außer meinem Kreise die

von einigen Gelehrten, insbesondere von dem Franzosen Adhémar aus dem periodisch wechselnden Wärme-Unterschiede der beiden Erdhalbkugeln erschlossene Möglichkeit einer „neu zu erwartenden Sündfluth“, wovon z. B. im Morgenbl. 1862. die Rede ist, troßdem daß vermöge des nach der mosaischen Fluth erschienenen Regenbogens die Schrift keine zweite von Gott erwarten läßt. S. daselbst Nr. 7. S. 153. Auch untersuche ich nicht, ob es sog. Präadamiten; d. h. ob es bereits vorweltliche Menschen gegeben habe, welche schon mit dem Mammuth, mit dem Höhlenbären, mit der fossilen Höhle u. s. w. gleichzeitig gelebt hätten. Obwohl diese Annahme, oft vorgebracht, doch früher immer wieder als irrig verworfen werden mußte, weil die beigebrachten Thatsachen (in Mooren gefundene Menschen; vererzte Bergknappen; das Stelett auf Guadeloupe) zum Beweise nicht ausreichten: so mehrten sich doch gegenwärtig die Data, welche zu deren Gunsten zu sprechen scheinen. Vgl. „die Lehre Darwins und der Mensch“ im Morgenbl. Jan. 1862. Nr. 2 S. 31. Doch bestreitet Röggerath, das Alter des Menschengeschlechts vom geologischen Standpunkte in Westermann's Ill. Deutschen Monatsheften Sept. 1860. Nr. 48. den aus dem im Diluvium bei Amiens u. s. w. gefundenen Silex-Nezzen gezogenen Schluß auf Menschen aus der Periode der Mammuths u. s. w. Anders mit Bezug auf menschliche Spuren in der Tiefe des Diluviums bei St. Acheul urtheilt z. B. Jul. Delanoue s. Ausl. 1862. Nr. 25. S. 600. Noch sei hier ferner flüchtig der auffallenden Pfahlbauten an den Schweizerseen gedacht in den Mitth. und Berichten der antiq. Ges. in Zürich. Bd. IX — XIV. 1854 — 1861. Vgl. Grenzbl. 1862. Nr. 6. S. 215. — Von einer noch ungeschiedenen einen antediluvianischen Sprache, wovon Klaproth sogar in der Uebereinstimmung mehrerer Ausdrücke in vielen heterogenen Sprachen den (übrigens durchaus verfehlten) Beweis gefunden zu haben glaubte, von einer solchen zu reden, verliese sich geradezu in's Lächerliche, für den Fall, daß es vor einer derartigen allgemeinen Fluth auf der Erde noch gar keine menschliche Wesen gegeben hätte.

Doch wir rücken jetzt unserem eigentlichen Schluß-Ziele um ein Bedeutendes näher. Ich meine die biblische Theorie über die Verschiedenheit der Sprachen und deren Entstehung, welche mythisch auf die sog. babilonische Sprachverwirrung zurückgeführt wird.

In Gen. 10. werden zuerst die Nachkommen Japhets, von denen, weil zumeist außerhalb des Gesichtskreises der Hebräer legend, am wenigsten gesagt wird, und dann Chams, wozu seltsamer Weise auch Assur gehören soll, d. h. Nord- und Südländ, besprochen, während erst zuletzt, indem sich der Kreis immer enger zusammensieht, zu dem Hauptthema, den Semiten gesritten, und

wiederum innerhalb dieser auf den Ursprung und die Geschichte des Hebräischen, des „gottewählten Volkes“ oder in welchem, wie Erdmann, Rationalitätsprincip S. 14. sich ausdrückt, das (zu straffe und engherzige) „Nationalgefühl zum religiösen Gefühle“ umschlägt, übergegangen wird, mit seinen 12 Stämmen unter besonderer Hervorhebung des Stammes Juda, obgleich dieser nicht als ältester gilt. Das der Plan der Darstellung. Mit Bezug auf das Finnische Epos Kalevala bemerkt Castrén (Kleine Schriften S. 7.): „Zwei Mächte Pohjan väki (des Nordens Macht), welche von Lauhi repräsentirt wird, und Kalevala's Macht mit ihrem Hauptmann Väinämöinen treten hier auf. Daß das Verhältniß zwischen denselben feindlich war, sieht man genugsam ein; es war aber nicht nur ein Kampf, dessen Zweck die Unterjochung des einen Volkes war [vgl. Kanaans Eroberung durch Abraham], sondern vielmehr ein Kampf, auf dessen Ausgang Kalevala's Wohl beruhte. — Die heidnischen Religionen deuten einen Kampf zwischen den entgegengesetzten Mächten des Lichts und der Finsterniß an. Haben die Götter aber einmal menschliche Gestalt angenommen, so wird dieser Kampf auf die Erde verlegt und er wird gleichsam ein Symbol zwischen Völkern, welche einander als ausgemachte Feinde zu betrachten gewohnt sind. Jede Nation sieht sich in diesem Falle für die Blume der ganzen Menschheit, für die von den gütigen Göttern besonders beschützte an [nach jenem, nirgend stärker als bei dem Volke Israels ausgeprägten Rational-Egoismus], während die Feinde [die Chamiten im Gegenf. zu den jüdischen Jehovah-Berehrern] die diesen entgegengesetzten verehren müssen“. U. s. w. — Uebrigens betrachten sich die Hebräer in dem, ihnen geschichtlich zugefallenen nachmaligen Wohnsitz keineswegs als eingeborne Autochthonen, vielmehr als Eintwanderer, was die Scheinpersönlichkeit Heber (d. h. der „Jenseitige“) mythisch auszudrücken hat. Abraham zog aus von Ur (d. i. vermuthlich Zand vare, vara, bewohnbarer Bezirk; allein auch ein wehrhafter Ort: Burg, Palast) der Chaldäer. Also gleichwie die arischen Inder nordwärts vom Himalaya ihr Uttara Kuru und den Götterberg Meru (ihren Olymp) versetzen, umgekehrt vom Yamapura, als Todesstadt, im Süden; und wirklich von Nordwest her erst in das schöne Indusland eindringen. — Auch hat man das später ganz fabelhaft gewordene Land Airyana-vaeja der Zend-Sage mit größter Wahrscheinlichkeit in dem äußersten Osten des iranischen Hochlandes, in den Quellgebieten des Oxus zu suchen. Spiegel, Avesta I. 61. — Und scheint Mittelasien überhaupt der Mittelpunkt gewesen zu manchen, da begonnenen Auswanderungen von Völkern, wie z. B. den Türkschen. — Möglich, daß die Geschichte von Abrahams Zuge aus dem Osten in das Land der Verheißung in dem allgemeinsten Umriss geschichtliche Wahrheit enthält. Im-

wer müßte man sich jedoch bereits ein Volk, oder doch mindestens einen Stamm, vorstellen, der vom Nordosten über den Euphrat aufgedrungen wäre, und sich im Südwesten ein Land zur bauern-den Bahnstätte ausersehen und dasselbe wirklich erobert hätte. Gewiß nämlich reichen zu Eroberung eines Landesgebietes wie Palästina die Kräfte einer einzigen bloßen Familie mit nichts zu. Ueberdies versteht sich von selbst: Besitzergreifung eines Landes, welches ein Volk des Alterthums noch in der Gegenwart bewohnt, oder nachweislich dormalig inne hatte, ist fast immer mit sagenhaftem Nebel umgeben.

Und in Zeiten, wo noch nicht die historische Kritik ihr gestrenges Richteramt versah und zwischen Wahr und Falsch oder doch Zweifelhast entschied: da mußten nicht bloß große Ereignisse der Wirklichkeit, sondern selbst nur solche dichterischer Einbildung herhalten, um damit ohne viel Besinnens zahlreiche Märlein von Ansiedelungen, von Städtegründung und sonstigen Stiftungen in Verbindung zu setzen. Wie viele derartiger vermeintlicher Kritiken und Diktissen sollen nicht der Argos aufstiegen sein und den Schiffen von Griechen und Troern nach Iliums Braude? Meint man den maßlosen Tadeln überanwendeter abend- wie morgenländischer Gelehrsamkeit über Noahs Arche einen größeren Anspruch auf Glaubwürdigkeit zugestehen zu müssen? Mit nichts dürfte man das. Denn, weit gefehlt, in der mosaischen Völkertafel eine, wo nicht gleichsam von Gott unmittelbar, doch thatsächlich in allen Punkten beglaubigte Basis zu besitzen, auf welche sich die Wissenschaft überhaupt nur so unbedingt berufen und auf welche Wörter- und Sprachkunde im Besonderen ohne Weiteres fortbauen könnten: erweist sich dieselbe, abgesehen davon daß sie nur ein äußerst geringes Stück der Erde mit ihren Bewohnern berührt und vermöge des zu damaliger Zeit noch so überaus beschränkten erd- und volkumflichen Geschichtskreises berühren konnte, auch in Uebri-gen nicht nur in manchen Parthien für uns bis zur Unbrauchbarkeit dunkel und mangelhaft, sondern in anderen, wo wir sie zu contrastiren im Stande sind, zum Theil unmissentlich zum Theil aus offen daliegender Ueberlegung (vgl. z. B. Kanaan unter den Chamiten) Irthümer enthaltend. Richtig z. B. werden Madai (als Meder) und Javan (Jonier, Griechen) verwandtschaftlich zusammengebracht. Wie verhält es sich aber mit dem Gomer? Da schon Homer *Καυκασον* (durch Umstellung daraus: Krim) nennt: brächte man zu denen, wem schon dem Laute nach nicht sehr schieflich, leidlich den Gomer. Aber, wenn man nun mit Anderen dahinter Ketten sucht, so muß doch erst der Zweifel beseitigt werden, ob der Name Kymren, Cambri (in Wales Diefensb. Origg. Kur. S. 148. vgl. 273.) sowie Kenntniß desselben (etwa auch überdem von den Cimbr) in das Alterthum weit genug zurückreiche, um so frühe

schon zu Hebräern (wenn auf natürlichem Wege, aller Wahrscheinlichkeit nach durch phönitische Vermittelung) gedrungen zu sein. Daß die Galater in Kleinasien ehemals *Γομαρῆς* geheißen hätten, wie Josephus wissen will, ist kaum mehr, als eine erst durch Rückschluß aus der Bibel entstandene Folgerung ohne thatsächliche Wahrheit. Nach Bötticher, *Horae Aram.* p. 3. wurde Cappadocien auf Armenisch *Gamir* geheißen, was, ist es nicht selber erst der Bibel entnommen, für Gomer sich viel besser schickte, als die vorhin erwähnten Vergleiche. Cassel, *Magharische Alterth.* S. 246.

Doch hievon genug. Steht es aber mit den Angaben der Genesis über Sprachverhältnisse besser? Durchaus nicht. Als mit den Völker-Unterschieden unzertrennlich verbunden und, da beide meistens gleichsam solibarisch unter einander verhaftet sind, hat auch die außerordentliche Sprach-Verschiedenheit inmitten des Menschengeschlechts trotz dessen Einheit, — noch weit früher als die in ihrem ganzen Umfange erst seit Entdeckung der neuen Welttheile sinnfällig gewordene Racen-Mannigfaltigkeit, auf welche man erst seit Blumenbach (eine Spur schon im Cham, als „Schwarzer“) ein wissenschaftliches Augenmerk richtete — denkende speculative Köpfe zum Nachdenken über deren Gründe gereizt. Deshalb folgt nun auch in dem 1sten Buch Moses auf Kap. 10. von den Noachiden das Kap. 11. über die sog. Sprachverwirrung, und darauf die Weiterführung von Sem's Geschlecht, wie umgekehrt Isidor Origg. IX. l. *De linguis gentium* im Grunde schicklicher dem II. über Völkernamen (*De gentium vocabulis*) vorausschickt. Es ist an sich schon ein *hysteron proteron*, die Völker und Völkerspaltungen (denn das drücken doch die Noach zugesehriebenen Söhne und Enkel un widersprechlich aus) gleichsam als schon vor dem *divortium linguarum* vorhanden hinstellen zu wollen, das zudem — wider die Art, wie Sprachverschiedenheit sich allmählig entwickelt, — zu einem urplötzlichen Ereignisse und Wunder gemacht wird, von welchem in den natürlichen Verlauf der Geschichte wäre gewaltsam eingegriffen.

Wir heben aus dem angeblichen Vorgange nur das für uns Wichtige, und zwar nach dem Text der Septuaginta heraus, wo Kap. XI. l. Folgendes steht: *Και ἦν πάντα ἡ γῆ χεῖλος ἐν* (wie desgleichen B. 6: *Ἰδοὺ γένος ἐν καὶ χεῖλος ἐν πάντων) καὶ φωνῇ μὲν πᾶσι.* Das ist, wie jeder einsehen kann, wer will, die einfache Form des im Hebräischen vielgebrauchten Parallelismus, mit anderer Wendung das schon einmal Gesagte noch einmal zu sagen und bestätigen ohne wesentliche Sinnesverschiedenheit. „Der nachmaligen Vielheit von Sprachen ging voraus — die Einheit, nur eine einzige Sprache,“ ist die Meinung. Nichts weiter. Kaulens Versuch, dahinter, wo möglich, eine feine Unterscheidung der grammatischen und lexikalen Seite in der Spra-

de zu suchen, ist schon an einer früheren Stelle von uns als verborgenes Bemühen zurückgewiesen. Sodann R. 7: *Αεῦτε, καὶ καταβάντες συγγέωμεν αὐτῶν ἐκεῖ τὴν γῆν ὥσosan, ἵνα μὴ ἀποδοῶσιν ἕκαστος τὴν γῶνιν τοῦ πλησίον.* Und B. 9: *Δια τοῦτο ἐκλήθη τὸ ὄνομα αὐτῆς. Σύγγυσις ὅτι ἐκεῖ συνέχεε κίρκος τὰ χεῖλη πάσης τῆς γῆς. καὶ ἐκεῖθεν διέσπειρεν* [vgl. II 2, 904.] *αὐτοὺς κίρκος ἐπὶ πρόσωπον πάσης τῆς γῆς.* Vgl. Euseb., *Genei.* S. 275. Bei Isid. XIV. p. 436.: In Persia primum orta est ars magica, ad quam Nimroth gigas post confusionem linguarum abiit, ibique (Nimrod, nun -- dazu gehört ein starker Glaube) Persas ignem colere docuit. Nam omnes in illis partibus solem colunt, qui ipsorum lingua EL dicitur. Und XV. 1: Primus post diluvium Nembroth gigas Babylonem urbem Mesopotamiae fundavit. Hanc Semiramis regina Assyriorum ampliavit murumque urbis bitumine et cocto latere fecit. Vocabulum autem sumpsit a confusionem eo quod ibi confusae atque commixtae sunt linguae aedificantium turrem. Also an die Stadt Babel wird das Ereigniß jener vermeintlichen Sprachverwirrung geknüpft. Ja der Ort selbst trägt — incredibile dictu! — den Namen „Verwirrung“*). Nicht im Beson-

*) Diesem Uebelsande hülfе nun allerdings der Name eines Stadttheiles von Babylon Borsippa, was man im Birs Niwrad wiederzufinden glaubt, ob, dasern es wie Kaulen S. 171. jein möchte, etymologisch „Sprachverwirrung“ bedeuten könnte. Daß aber „die erste Hälfte nach den Keilschrifterklärungen entweder balbutire oder dispersere heißen müßte“, ist eine in sehr wohlthätigem Dunkel gelassene Behauptung; und überdem leihet sich Hebr. saphah Lippe (und bloß durch Uebertragung: Sprache) schwerlich zu solcher Deutung her. Böhmer, *Thora* S. 172. Eben so wenig glaube ich verderhand an einen tour des langues, welchen Lypert darin sucht. Letzterer hat (bei Kaulen S. 173.) auf einem Thonentiner, welcher König Nebuchadnezar als Urheber des neuern Baues bezeugt, unter Anderem auch folgenden Passus: *Inde a die diluvii dereliquerant (eam — sc. domum luminum VII terrae, der 7 Planeten, homines), sine ordine praeferentes (proferentes? oder: ungeordnete Worte geordneten vorzuziehend?) verba. Motus terrae et tonitrua disperserant argillam ejus u. s. w.* Ich muß leider den Werth oder Unwerth jener Entzifferung auf sich beruheln lassen. Wie überaus willkommen nun auch ohne Frage die Gewißheit wäre, die Sage von der Sprachverwirrung reiche bereits in die Zeit obigen Zerstörers von Jerusalem zurück: so muß ich doch lediglich schon aus psychologischen Gründen die Wahrscheinlichkeit bezweifeln, als sei die Uebersetzung der obigen Stelle richtig. Ziel es denn dem solgen Fürsten, welcher Wiederherstellung des alten Baues unternahm im Auftrage des Gottes Merodach und exaltans domum Nebo, dessen Name auch in dem selbigen stecken mag, gar nicht mit einer Sylbe ein, in welcher gefährlichen Lage er als Götzenblener sich dem wahren Gotte Jehovah gegenüber befinden müsse, indem er ein Werk wieder herzurichten sich unterfange, welches, wie er wußte, bereits Gottes mächtiger Bohn getroffen?

deren: Sprach-Verwirrung? Nein, simplement: Verwirrung. Fürwahr, es würde Niemand für möglich halten, der Name einer Stadt könne so auffallend gewählt sein, erzählte die Bibel nicht selbst so. Allein man darf ruhig bei dem ersten Eindrucke des Unglaubens verharren, welchen ein Name mit so wunderlicher Bedeutung nothwendig hervorruft. Man lasse sich zu besserer Einsicht hievon ein ethnologisches Geschichtchen erzählen, das, eines unter vielen Hunderten ähnlichen Schlages, ich der aufmerksamen Lectüre meiner Frau (Allg. Rodenz. 1861. Nr. 52. S. 414.) verdanke. Es wird dort die Gründung der Stadt Trebnitz und des dortigen berühmten St. Hedwigsklosters erzählt. Stifter des letzteren in Folge glücklicher Errettung aus einem Moor auf Waldegrund war Heinrich der Erste, Herzog von Schlesien, auch „der Bärtige“ genannt. Den Namen der Stadt zu erklären, ist nun Folgendes ausgehehrt: „Nach der Einweihung der Kirche und des Klosters führte der Herzog und seine Gemahlin, Hedwig von Meran, die Abtissin durch alle Räume und fragte, ob noch irgend etwas anzuschaffen oder anzuordnen sei. Ihre Antwort lautete: „Trzbanice (Nichts fehlt)“ und aus dieser Antwort bildete sich später der Name der Stadt „Trebnitz“. Nun, wer wirklich so wenig Einsicht haben sollte, daß solche Namens-Deutungen unter Hundert Malen auch vielleicht nicht ein einziges Mal über leere Erfindung hinausgehen, der wird sich doch durch den Umstand bedeuten lassen, daß es außer dem schlesischen Trebnitz noch zwei andere Dörter des gleichen Namens giebt, welche entweder, wenn etwa ursprünglich ethnologisch verschieden, durch eine *οὐκ ἔστιν* müßten zusammengekommen sein, oder im anderen, glaubhafteren Falle sich sträuben wider die vom schlesischen Trebnitz vorgebrachte Ethnologie, weil solche unmöglich auch auf sie paßte. Vielleicht giebt es noch mehr „Trebnitz“ geheißene Dörter. Außer dem bei Merseburg nachweisen kann ich aber das im Königl. sächsischen Amtsbezirk Dschatz. S. Hugo v. Bose, Ortsverz. des Königr. Sachsen S. 75., wo außerdem noch ein wenig verschiedenes Trebanitz bei Döbeln, und vielleicht auch stammverwandt zweimaliges Treben, sowie z. B. in unserer Nähe am Petersberge ein Trebitz sich vorfinden. Würde man, namentlich wegen des auf Waldegrund erbaueten schlesischen Trebnitz, eine von Ausrobung hergenommene Bezeichnung (novale) unschicklich finden? Ich suche dergleichen im Namen Trebnitz. Im Polnischen führt Wrongovius trzebiez als „das Reinigen des Erdbodens, das Roden, Ausroden, ein Rodeplatz“ von trzebiec reinigen, roden, auf, und lasse ich mich nicht von der Vermuthung abbringen, es hänge hiermit der von uns besprochene Ortsname zusammen, und bezeichne eine Keute, eine Rodung. Vgl. auch Trebigne. — So wird auch Beerscheba (wahrsch. Siebenbrunnen, wie z. B. Έρυσά-

πηγὴς Quelle am Symmetus, welche durch 9 Röhren nach Athen geleitet war) zu einem „Schwurbrunnen“ umgedeutet. Böhmcr, Thora S. 211. vgl. 218. Auch Sichein (Bergrücken) zu „Geschenk“ umgedeutet S. 284.

Und die Nuzantwendung hieraus? Erklärung von Babel als „Verwirrung“ wäre, selbst ließe sich sprachlich dagegen nicht einwenden, schon aus dem höheren Gesichtspunkte verwerflich, weil sie — unvernünftig ist. Kaulen sieht sich, weil er die Erzählung überhaupt als historisch aufrecht halten will, in der Nothwendigkeit, auch noch die „confuse“ Herleitung mit in den Kauf zu nehmen, welche sich auf das Hebr. balal (confudit) stützt. Kann man letzterer aber offen in's Antlitz schauen, ohne vor sich selbst zu erröthen? Gegen die Deutung des Namens spricht nicht, meint Kaulen S. 163., daß nach Anschauung der Babylonier der Name aus Bab El, Thor des Saturn, entstanden sein soll; denn nichts ist gewöhnlicher, als daß vorhandenen Namen Deutungen untergelegt (!) werden, die nicht den ursprünglichen, sondern den gerade herrschenden Anschauungen entsprechen“. Wahres konnte allerdings nicht gesagt werden. Nur freilich nicht in dem Sinne, wie Kaulen es versteht, wenn er fortfährt: „Will man entgegenhalten, daß Babel von balal nur eine hebräische Etymologie sei, so muß zuerst daran erinnert werden, daß alle dergleichen Etymologien in der Genesis nur treue Wiedergebungen der ursprünglichen Ableitungen sind; in unserem Falle haben wir keine Uebersetzung vor uns, weil in Babylon das Chalbäische gesprochen wurde, das mit dem Hebräischen in der nächsten Verwandtschaft stand; daher giebt auch Dufelos unsere Stelle wieder: quia ibi balbel, confudit Dominus sermonem totius terrae“. Nun, wir haben dergleichen Beispiele aus dem A. T. allerdings in Menge kennen lernen. Sie sind fast nie wahr im geschichtlichen Sinne, sondern höchstens im poetischen; und es ist durchaus nicht zu viel gesagt, wenn Böhmcr, das erste Buch der Thora S. 168. sich so äußert: „Die sprachliche Bemerkung des Genesisredactors über den Namen Babel hat höchstens den Werth eines erbaulichen Witzes“. Auch scheint in den Worten der Sibylle: ἐπὶ αὐτοὺς ὁῦλον ὄρη ἰψίστοιο θεοῦ βεβόλημένη eine Herleitung gleichsam von βάλειν als möglich angedeutet, die dann ungefähr eben so viel werth ist als die obige aus dem Hebräischen. Der Name von Babylon lautet auf Altperzischen Keilschriften (s. das Buch dieses Titels von Spiegel 1802. S. 211.) mit einer, zwischen l und r schwankenden Liquida Bâbir'u-s Nom. sg.; Bâbir'u-m Acc.; Gen. Bâbiraus; Loc. Bâbiraus, und davon das Gentile Bâbir'uv'iya, babylonisch, sodas der Nasal in Βαβυλών nur Zusatz der Griechen scheint, um für den End-Vokal labialer Classe, welchen man richtig aus der altperzischen Namensform heraushörte, einen ihrem eigenen Idiome

angemessenen Ausgang zu erhalten. Weder die Kürze des α (vgl. β . B. Bābylōnīus Ov. Met. 2, 248. Lucan. VI, 50.) noch das ν stimmen genau. In letzterer Hinsicht ist nicht recht klar, warum nicht β . B. ν steht, wie in η *Basilā*, Stadt in Armenien. Ptol. 6, 18. Von *Ἀρβηλα*, heut zu Tage Arbil, meint trotz der Kürze im Altperf. Arbirā Spiegel, Keilinschr. S. 185.: „In bira, was sich auch in Naditabira wiederfindet, ist wohl ܒܝܪܐ , Bel, enthalten, mit ܐܪ = altbaktr. hara, Berg“, wobei nur zu bedenken wäre, daß dann auch die Stellung eine dem Semitischen Status constr. entsprechende sein müßte in Widerspruch mit dem Geiste der Alt-Persischen Sprache. Es ist leicht erklärlich, auch selbst anscheinende Kleinigkeiten, wie Quantität der Vokale, wären zu Auffindung der wahren Ethymologie nicht ohne Belang. Das Etym. Magn. sagt: *Βαβυλῶν εἰρηται ἀπὸ τοῦ Βήλου*, und wird auch diese Erklärung von Tuch zu Gen. 11, 8. gebilligt, nur daß er die von Eichhorn gegebene Deutung bāb Bel, Pforte, d. i. (wie hohe Pforte) Hof des Belus, dahin verbessern zu müssen glaubt, daß er vorn darin eine sehr übliche Kürzung bā (Böhmer, Erste Buch der Thora S. 169.) findet aus beth (domus), β . B. nach Analogie von Beth-el (domus Dei) Isid. XV., 1, 22. Hiegegen spräche nun die Länge in *Βήλος* = Baal, indem diese in Bābēl, *Βαβέλ*, nicht kurzes Segol (ē), sondern vielmehr Zere (ē) erwarten ließe. Mythischen Namens-Umdeutungen kommt es aber auch gar nicht, wenn es auf andere Manier nicht gehen will, auf Zurückhaltung von dem meist wohlfeilen Kunstgriffe an, mit der ächten und ursprünglichen Namensform in ihrem Sinne (vgl. β . B. Sündfluth st. Sintfluth) kleine Umbiegungen vorzunehmen. Nur einfaches mittleres b in Bābel, im Fall das erste Glied bāb wäre, machte Vorhandensein von dem so überaus passenden Gottesnamens Belus in ihm allerdings verdächtig; allein der Ausweg, frühen Wegfall des einen der beiden zusammenstoßenden b anzunehmen, möchte trotzdem nicht allzu gewagt sein. An eine porta Dei mit Hebr. El (Deus, aber, der Ethymologie zufolge, meint Isidor VII. 1, 3. *ισχυρός*, fortis) darf man kaum denken. Eher an Zusammensetzung mit dem, ich weiß nicht ob damit identischen Namen des Kronos, welchen nach dem Zeugnisse des Diodor II. 30. *καλοῦσιν Ἠλιον* (was vermuthlich Isidors obige Erklärung von El als Sol erklärt), wofür bei Eichstädt *Ἠλιον* geschrieben wird, das aber auch noch rücksichtlich des Asser (s. Böttlicher Horae Aram. p. 6.) eine Veränderung in den Lenis zu verlangen scheint. Wie aber Oppert (Journ. Asiat. 1857. T. IX. p. 147.) dazu kommt, Babilu mit porta (speciell) Dei diluvii wiederzugeben, errathe ich nicht. Dagegen ist es nicht schwer einzusehen, wie sich eine ethymologische Legende aus dem, ihr günstigen Namen Babels herausspann, um

so mehr als ihr das Zusammenströmen vielsprachiger Fremden in einer solchen Stadt*) mit Welthandel auch von Seiten des Factischen mit einiger Willigkeit entgegenkam. Hier in Babel, wo die Sprachverschiedenheit auf engem Raume am grellsten hervortrat, hier mußte sie auch, so schloß man, zuerst ins Leben getreten sein. Sehr oft aber geschieht es, daß im Mythos der natürliche, allein seinen wahren Gründen nach unerkannte und unverstandene Verlauf der Dinge (sei es z. B. im Historischen oder Physischen) ins Wunderbare gezogen und dann mit ethischem Maasstabe gemessen, sowie demgemäÙ auch als Schuld oder Gott wohlgefällige Handlung ausgelegt wird. Der Thurm zu Babel, dieser stolze Bau, wird nun zum Denkmal des Hochmuths und himmelstürmerischer Erhebung gegen Gott. Zwar nicht Giganten, allein doch ein übermüthiges Geschlecht erbaut ihn, „sich (prahlerisch) einen Namen zu machen“; und, was nun wohl an sich nichts Sündhaftes enthielte, allein, weil es Gott anders will, oder unbillig angebrückt, weil Ausbreitung und Zerstreuung die nothwendige Folge des Anwachsens der Menschheit ist, durch die, vollends in der mesopotamischen Ebene weithin sichtbare Warte doch keineswegs verhindert wird, „an dem Thurm ein Merkzeichen [als einen Pharos auf dem Lande] zu haben, um nicht sich zu zerstreuen“. Wie frohlockten doch die jüdischen Propheten über Babels Fall. 3. B. Jesaias 14, nach Herber, Ebr. Poesie I. 234.:

Du sprachst in deinem Herzen: „Ich will zum Himmel hinan!
Ueber die Sterne Gottes erhöh' ich meinen Thron!
Ich werd' hoch auf dem Berge der Götter thronen
Im höchsten Nord.“
Ueber der Welken Höhen steig' ich auf!
Ich werde gleich sein dem Erhabensten!“

*) Selbst in Agades, einer Stadt in Afrikas Innerem, die um 1515. gegen 50,000 Ew. gezählt haben soll (H. Barth, Reisen und Entdeckungen, im Ausg. Bb. I. S. 171 sq. 188—190.), wird „der östliche Theil nach den hier wohnenden Dolmetschern Tordjoman [Dragoman] genannt, und eben so heißt das ihn umgebende Quartier. Denn in der That sind hier alle drei Sprachen, die Temaschirt- oder Targie- (Berberisch), die Guber- oder Hausa- und die Saonrhai-Sprache, merkwürdig mit einander vermengt; rechnet man dazu außer den weniger verbreiteten Idiomen der handeltreibenden Völker, die vormalig diesen Markt besuchen mochten, noch das Arabische, so begreift man, daß der weniger gewandte Kaufmann in diesem Völkergemisch auch eines Dolmetschers — „tordjoman“ — bedurfte, und wird also wohl begreifen, daß hier im belebten Mittelpunkte der Stadt ein ganzes Viertel von solchen Dolmetschern bewohnt ward.“ Für die Holländer besteht ein eignes Tolke-collegie te Nagasaki s. Hoffmann in Donker Curtius, Japanische Sprachkunst p. X. und p. 21. Vgl. über Dolmetsch, Dragoman meine Reisen S. 246. Böhtlingk, Japanisch-Deutsches WB. S. 103. De Brosnes, Sprache und Schrift II. 312. Lat. interpretos vermuthlich als Vermittler beim Handel zwischen Kaufleuten verschiedener Nation zu pretium, πρετιου. Vgl. antistites, solstitium.

Zur Hölle nieder wirst du gestürzt
In's tiefe Grab“.

Und der Sturz des Belusthürmes wäre nicht durch welche natürliche Ursachen immer, sondern durch Gottes eigenhändige Dazwischentunft herbeigeführt? — Beiläufig will ich noch hinzufügen, wie der Begriff Stadt, auf Ninivech (vgl. Lahard's Populärer Bericht von Meißner S. 202.) und Babylon angewendet, nicht derselbe ist, als wenn man genanntes Wort vom alten Rom oder vom neuen London gebraucht. Vielmehr, sagt Fresnel (Kaulen S. 170.): Il ne s'agit pas ici d'un assemblage de maisons antiques, mais, ainsi que nous le savous par un passage très explicite de Quinte-Curce, il s'agit d'une campagne fortifié, d'un district retranché, contenant, outre des jardins et des terres de labour, des temples et des habitations particulières, isolées ou groupées. Es gereicht mir zu besonderem Vergnügen, auch in Afrika Beispiele von übermäßigem Umfange einer Stadt nachweisen zu können aus Barth, Reisen und Entdeckungen. Im Ausg. Bd. I. 290. „Das heutige Kano ist von einer Ringmauer umschlossen, deren Umfang nicht viel weniger als vier deutsche Meilen beträgt. Dieselbe ist in der That für dieses Land ein höchst großartiges Bauwerk und wird noch jetzt im besten Zustand erhalten. Der ungeheure Raum, den die Mauer einschließt, wurde ganz unzweifelhaft nie von den bewohnten Quartieren der Stadt ausgefüllt. — Der Grund, die Befestigungswerke so weit hinauszurücken, war wohl kein anderer, als ein rein strategischer; man wollte Raum gewinnen, zur Zeit einer Belagerung die Bewohner des flachen Landes aufnehmen und innerhalb der Mauern einen genügenden Vorrath von Korn für die gesammte Bevölkerung bauen zu können“. Auch die Stadt Katsena, deren Platz früher einige getrennte Dörfer einnahmen, wuchs endlich zu der enormen Größe an, welche sie in ihrer Umfangsmauer bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, deren Ausdehnung volle drei deutsche Meilen beträgt. Wenn dieser ungeheure Raum auch nur zur Hälfte und auch nicht einmal dicht bevölkert gewesen ist, indem viele Quartiere wahrscheinlich durch freie Plätze von bedeutender Ausdehnung von einander getrennt waren, muß die Stadt dennoch einmal gegen 100,000 Ew. gehabt haben. S. 259. 268. — Umfangreich ist auch Jeddo in Japan.

Ohne Einmischung eines Wunders, wie in manchen Erzählungen (Kaulen S. 176. und meine Rassen S. 88.), allein freilich auf einem andern Abwege befinden sich die Betrachtungen, welche Diobor von Sicilien Buch I. Kap. 8. nach *hominum primorum vita victusque ferinus, mox consociatio, dein auch über sermo excultus, sed pro variis locis varius, ac paulatim artes inventae necessitate magistra anstellt.* Seine Worte lauten: *Τῆς φωνῆς δ' αἰσθη- μου καὶ συγκεχυμένης οὔσης, ἐκ τοῦ κατ' ὄλιγον διαρρηθού*

τὰς λέξεις, καὶ πρὸς ἀλλήλους τιθέντας σύμβολα περὶ ἐκάστου τῶν υποκειμένων, γνώριμον σφίσιον αὐτοῖς ποιῆσαι τὴν περὶ πάντων ἐρμηνείαν. Τοιούτων δὲ συστημάτων γινομένων κατ' ἅπασαν τὴν οἰκουμένην, οὐχ ὁμόφωνον πάντας ἔχειν τὴν διάλεκτον, ἐκάστων ὡς ἔτυχε συνταξάντων τὰς λέξεις. Διὸ καὶ παντοίους τε ὑπάρξαι χαρακτῆρας διαλέκτων, καὶ τὰ πρῶτα γενόμενα συστήματα τῶν ἀπάντων ἐθνῶν ἀρχέγονα γενέσθαι. Es ist nämlich nicht zu verkennen, wie Diodor der einseitigen Richtung derjenigen Sprachphilosophie des Alterthums huldigt, welche (und das beweist schon sein Ausdruck: *τιθέντες*) die Sprache durch Satzung und Uebereinkunft (*θέσει*) und nur durch diese entstehen lassen, im Gegensatz derer, welche eben so einseitig, sie lediglich aus Naturnothwendigkeit (*φύσει*) herleiten. S. Verisch, Sprachphilos. der Alten. Zuerst, ist die Meinung, herrschten noch bedeutungslose und verworrene Töne (*συγκυμένη*, was hier, als uranfänglich, eine von dem Gebrauche der Septuaginta verschiedene Sachbeutung hat). Dann aber hatte man diese zuvörderst noch sinnlosen λέξεις (das ist zufolge Diogenes von Laerte bloß eine sprechbare Lautverbindung, wie z. B. *βλατρε*) erst gegliedert (*διαρθροῦν*) und mit, im Grunde dann willkürlichen, Bedeutungen versehen. Solcher Vorstellung nach wäre also zu einem noch ungeordneten und thierartigen Geschrei gleichfalls (wider alle Vernunft) als erst hinterdrein ordnendes Princip, die Vernunft, der Nous, hinzugekommen, ohne damit ein Zustandekommen von Sprachsystemen (*συστήματα*) und verschiedenartigen Sprachen, nicht bloß (denn der Ausdruck hat hier eine weitere Fassung) Dialekten, den Zufall (*ὡς ἔτυχε*) auszuschließen, worunter er vermuthlich den besondern Sprach-Miss verstanden wissen will, der von der Eigenwillkühr der einzelnen Völker oder vielmehr von der menschlichen Freiheit bedingt ist, welche neben einem Maaße von Nothwendigkeit sich in der Sprache bekundet. Und, damit wird aufgehört, solche zuerst entstandene Systeme seien nun zu den Stammtypen (*ἀρχέγονα*) aller Völker geworden. — Hingegen im 16. Kap. wird rücksichtlich der Sprache auch auf eine Gottheit zurückgegangen. Denn ihm zufolge gebührt dem Aegyptischen Hermis außer anderen Erfindungen, z. B. der der Schrift, auch, wenigstens die Regelung der Sprache. Ὑπὸ γὰρ τούτου πρώτου μὲν τὴν κοινὴν διάλεκτον διαρθρωθῆναι (d. h. doch vermuthlich hier: er habe die gemeine*) Volkssprache zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit erhoben; nicht etwa: eine zuerst allen

*) Aegyptische? Also in ähnlichem Sinne, wie in Indien der Name Sanskrit für die höhere Umgang- und Literatur-Sprache als „gebildete“ der Menge mehr wüßte und wie in freier Natur ohne Pflege aufgeschaffener Prakrit-Mundarten sich gegenüber stellt.

Menschen gemeinschaftliche Ursprache verbessert), καὶ πολλὰ τῶν ἀνωτέρων τυχεῖν προσηγορίας (vieleß bis dahin Unbenannte habe durch ihn eine — technische? — Appellativ-Benennung erhalten, — kaum wohl bloß wie „die Thiere durch Adam“) τὴν τε εὐρεσιν τῶν γραμμάτων γενέσθαι.

Umgekehrt auf Seiten derer, welche die Sprache φῦσει entstehen lassen, vgl. Kaulen selbst S. 101. fg., 110., steht Lucrez. Doch nimmt er sie zu sehr als auf thierischem Instinct beruhend, indem er an die bei verschiedenem Affecte verschiedenen Thierlaute erinnert.

At varios linguae sonitus natura (φύσις) subegit

Mittlere, et utilitas (nicht bloß der Nutzen) expressit nomina rerum. Das Raisonnement IV. 835., wonach longe linguae praecessit origo Sermonem; multoque creatae sunt prius aureis Quam sonus est auditus verstehe ich nicht recht. Werkzeug und dessen Gebrauch müssen doch wohl so ziemlich gleichzeitig gedacht werden; denn linguae kann hier doch wohl nur „Zunge“ heißen, und nicht „Sprache“, sodasß hiebon sermo als etwa rhetorisch ausgebildete „Rede“ unterschieden würde. Im V. Buche wird von ihm, nach den Anfängen menschlicher Besittung: Inde casas postquam, ac pelleis, ignemque pararunt, und nach zueist nicht sehr glücklich angenommener Stummheit, von 1027—1089. der erste Gebrauch der Sprache sowie darauf des (durch Blick auf die Erde gelangten) Feuers besprochen. Außerdem das Entstehen menschlicher Gesellschaft; Einsetzen von Königen; Ackervertheilung (Grundbesitz); in Folge von Aufruhr Gründung von Republiken, welche ja bei Griechen und Römern sich an Stelle des Königthums setzten. Weiterhin aber wird der Ursprung der Religion nach Epiturs Lehre aus Unkenntniß der Göttlichkeit der Natur und aus Mangel an Einsicht in die natürlichen Ursachen erklärt, und der Schluß des Buches ausgefüllt mit Betrachtung über die Erfindung, von Metallen, insbesondere vom Eisen, Gebrauch zu machen, von den ersten Künsten des Krieges, der Weberei, des Ackerbaues, der Musik, Poesie und vom Anfange und Fortschritte anderer Künste, welche zum Nutzen oder zum Vergnügen dienen. Die Naturerscheinungen und deren Erklärung behandelt aber Buch VI. Nun in solcher Umgebung wird von der Sprache gesagt:

Proinde putare, aliquem tum nomina distribuisse
 Rebus, et inde homines didicisse vocabula prima,
 Desipere est: nam quur hic posset cuncta notare
 Vocibus, et varios sonitus emittere linguae,
 Tempore eodem aliei facere id non quisse putentur?
 Praeter ea, si non aliei quoque vocibus usei
 Inter se fuerant, unde insita notities est?

Mithin würde Lucrez auch keinen Adam als ersten Namensge-

ber anerkannt haben; und zuverlässig, die Sprache ist ein geselliges, im Verkehr und für den Verkehr selbstgeschaffenes Eigenthum von Menschen- und Völker-Gruppen, nicht die Schöpfung Einzelner. Wie aber schon vorhin angedeutet worden, nimmt Lucrez zu den Thieren seine Zuflucht, um zu erklären, wie die Menschen vermocht: *Dissimileis alia atque alia res voce notare*. Die Verschiedenheit des Sprachidiome zu erklären, an dies Problem wagt er sich freilich nicht. Man müßte denn dahin die Verse V, 72. deuten:

*Quove modo genus humanum variante loquela
Coeperit inter se vesci per nomina rerum.*

Allerdings kann unter der *variants loquela* doch kaum bloß ein Dialog, eine nach den sprechenden Personen abwechselnde Unterredung, gemeint sein, sondern eine je nach Sprachen-Unterschied in den Benennungen der Dinge (doch nicht allein darin!) mannichfaltige Sprechweise. Vgl. auch zu Gen. 11, Anfang (S. 267. Anhg. 1.) über Versuche solcher Art, sowie dergleichen meine Ungleichheit der Rassen S. 88., 3. B. das Kochen der Sprachen in der Eöthnischen Sage.

Sprache und Schrift sind an sich etwas so Wunderbares, daß man ihren Ursprung oft allen Ernstes auf die Gottheit zurückgeführt hat. Auch hat ja deshalb Harris sein berühmtes Sprachphilosophisches Werk mit dem Titel „Hermes“ beehrt. Isidor VIII. 11, 45. müht sich sogar mit fruchtlosen Etymologien ab, um Merkur und Hermes, welcher Gott doch vermuthlich nach anderen Gesichtspunkten, als dem für ihn untergeordneten der Redekunst und Sprache, benannt ist, wohl oder übel in seinen Namen mit der Gabe der Rede in Verbindung zu setzen. *Mercurium sermonem interpretantur. Nam ideo Mercurius quasi medius currens dicitur appellatus, quod sermo inter homines currat medius*. Trotz des *Discurses* (Unterhaltung über etwas) und trotz der Möglichkeit, daß uns über die lautlichen Schwierigkeiten das *r in meridies* (*medius dies*, des zweiseitigen d halber) und das einfache *r in der sella curulis* zur Noth hinweghülfe, ein unhaltbares Phantasiestück. Um nichts sicherer aber ist der Verfolg von Isidors Rede: *Ideo et Equis Graece, quod sermo vel interpretatio, quae ad sermonem ulique pertinet, equivoce* (dies doch aber umgekehrt erst vom Hermes) dicitur. Nach Kuhn, Ztschr. II. 314. *Equias*, aus Sökr. *Saraméya*, obschon dies hinten im Griech. *o:* erwarten läßt, und Mercurius, Mercurios als Handelsgott (mithin von *merx*), wie Beller Röm. Myth. S. 596. trotz des etwas räthselhaften Schlusses ohne Zaudern annimmt. Auch beruht ferner auf sehr falschen Auffassungen, was p. 279. angegeben wird: *Isis lingua Aegyptiorum terra* (nein; zufolge der wahrscheinlich richtigen Bemerkung Plutarchs, dem Wortverstande nach „die Alte“) appellat, quam Isin volunt esse. Fuit autem

Isis regina Aegyptiorum Inachi regis filia, quae de Graecia veniens Aegyptios docuit literas et terras colere instituit, propter quod et terram (die ganze Erde, nicht Aegypten) ejus nomine appellaverunt. Eine euhemeristisch Gottheiten vermenslichende Vorstellung, welche ohnehin das Verkehrte thut, seien nun unter literae bloß Buchstaben gemeint, oder Wissenschaften, diese von Griechenland nach Aegypten zu verpflanzen, was wenigstens für die voralexandrinische Zeit der Geschichte geradezu ins Gesicht schlägt.

Die Inder machen die Sprache geradezu zu einer Göttin. Man nehme nur die Angaben bei Wilson in seinem Wörterbuche. Bhāshā f. 1. Speech 2. Common or vernacular speech. Von bhāsh, sprechen. 3. Sarasvatī The goddess of speech. 4. One of the Rāginis. Lehteres als Fem. des Adj. rāgin (Passionate; colouring, vgl. auch bildlich die Coloraturen in der Musik) bezeichnet dann: A modification of a musical mode, of which five are assigned to each mode; in mythology, personified as a female, and the wife of the Rāga. Rāga m. (sonst Farbe; geistiger Affect) ist dann aber auch A mode of music of which six (also einer mehr, als Raginīs, welcher demnach ohne Frau bliebe?) are enumerated, are personified in poetry and mythology. Von der Sarasvatī heißt es aber, sie sei Gemalin des Brahma, aus dessen Munde ja die somit für Ausfluß göttlicher Offenbarung geltenden Vedas kamen; Göttin der Sprache und Beredsamkeit, Schützerin der Musik und Künste, und die Erfinderin der Sanskrit-Sprache und des vornehmsten Indischen Charakters, worin meistens Sanskrit-Werke geschrieben werden, des Devanagari (Götterschrift). Aus diesem Grunde sind auch andere Namen für Sarasvatī: Vātsh (eig. Lat. vox), sowie Vāgīcvari (Herrin des Wortes), gleich Vāgīcvara m. für Brahma, ihren Gemahl; während Brihaspati, Regent des Planeten Jupiter, in seiner Eigenschaft als Lehrer der Götter nicht nur Vāgdevatā f. (Wort-Gottheit) heißt, sondern auf den Namen Vātschaspati und Vātschāsāmpati (Wortes oder der Worte Herr) mit Gen. im Sg. und Pl. führt. Der Sarsooty-Fluß, welcher sich im Sande einer Wüste verliert, und im Sskr. auch Sarasvatī heißt, ist nach Seen (saras n.) benannt; und wird als Grenze zwischen dem gläubigen Osten und dem Westlande, welches sich dem göttlichen Befehle nicht in so großer Strenge unterworfen hatte, als einer der allerheiligsten betrachtet. Lassen, Alterth. I. 91. Man dachte sich also wohl von diesem Grenzflusse das heilige Inderland der Arischen Eroberer mit ihrem hehren Ibiome beginnend. Schwierlich also, wie, mit Bezug auf das Adj. sarasvat Juicy, sapid, nach anderer Ethnologie behauptet wird, von sa-rasa Tasty, juicy, mit Ablegung des Schluß-a.

Wir dürfen nunmehr wohl versichert sein, einleuchtend für Jeden, welcher, uneins mit der übelbegründeten **Satzung**, die **Annahme**, es beruhe

des A. T. und somit auch die Genesis auf göttlicher Eingebung, als Grundirrtum (*πρωτον ψευδος*) verwirft und durch derartige Vorweg- und Gefangen-Nahme des Urtheils sich nicht in Ausübung seines Rechts auf wissenschaftliche Prüfung des ersten Buches Moſis als eines nur menschlichen beirren oder beschränken läßt, vielmehr, sage ich, für jeden solchen dargethan zu haben, daß weder die Völkertafel der Genesis noch die Erzählung von der babylonischen Sprachverwirrung auf streng geschichtlicher, wie viel weniger auf geoffenbarter göttlicher Wahrheit beruhe, sondern auf sehr einseitigen und beschränkten Vorstellungen, welche den Charakter des Menschlichen nirgends verläugnen. Dasselbe gilt, wie in der gebildeten Welt längst keine Neuigkeit mehr ist, von der Schöpfungsgeschichte des A. T. Ueberhaupt erklärt die Naturforschung schlankweg und ohne viel Umschweife (Schleiden, die Pflanze und ihr Leben Th. I. S. 113. Aufl. 3.), „daß, soweit es naturwissenschaftliche Fragen betrifft, wir der Bibel durchaus gar keine Autorität einräumen können, vielmehr behaupten müssen, daß sie sich dabei auf einer menschlich höchst beschränkten Stufe eines unwissenden und ungebildeten Jahrhundert bewegt. Wir glauben jetzt allerdings zu wissen, von wannen der Wind kommt und wohin er fährt“. Vgl. denselben S. 317 fgg. mit Bezug auf das viele Gesträube und leere Reden über die vermeintliche Wahrheit der sechstägigen mosaïschen Schöpfungsgeschichte.

Aller Versuche, auch selbst abseits einiger weniger Naturforscher, ungeachtet ist dieß, wie gleichfalls alle Welt weiß, auch für die haltbarste Theologie längst ein verlorenes Terrain, eine res desperata. Es ist hieraus leicht erklärlich: daß man nun anderwärts, auf dem Felde der Völkertunde und Linguistik, sein Heil versuchen will. Vielleicht lächelt da wieder das Glück. Wir Sprachforscher jedoch müssen bedauern, der Theologie nicht den von dieser uns abberlangten Dienst leisten zu können, unermügend, unsere Wissenschaft nicht auf einen, durch sie selbst gefundenen, sondern auf einen ihr von fremdher gegebenen und theologisch zugerichteten Eckstein zu gründen, welcher auch für uns Sprachforscher in der Bibel, wenigstens fertig, schlechterdings nicht zu finden ist. Warum überhaupt verlangt die sonst doch so selbstgerechte und stolzbewußte Theologie Beihilfe von einer in ihren Augen so niederen Wissenschaft wie die Linguistik? Erspähe sie doch selbst, wenn sie kann, mit ihrem, aus der Höhe der Vogel-perspectiveweithin schweifenden Adlerblick, was herauszubringen Maulwurfsaugen — nicht taugen! Doch, man wisse, es gilt jetzt, und zwar katholischer Seite, einen Sturm auf die neuere Völkertunde und Sprachforschung, vorausgesetzt wo letztere in ihren selbstständig ertorbenen Ergebnissen etwa mit Concilien u. dgl. hätten in Zwiespalt gerathen. Für diese meine Ansicht glaube ich

einstehe zu können mit einem unverbächtigen Zeugniß, daß ich den *Annales de philosophie Chrétienne*. Numéro 103. — Juillet 1858. entnehme. In diesen Jahrb., nicht der Philosophie schlechthin, sondern der christlichen (oder was, da Protestanten von solchem Standpunkte keine Christen sind, damit gleich ist, der katholischen) Philosophie wird, wenn nicht Selbstliebe mich verblendet, ein, gegen die von mir herrührende Abhandlung: „Die Japanische Sprache in ihren Verhältnissen zu anderen Asiatinnen“ Deutsch-morgentl. Ztschr. XII. S. 442 fgg. gerichteter, übrigens sehr unbedeutender Aufsatz: *Origine des peuples. De la parenté de la langue Japonaise avec les idiomes Tartares et [ja! wenn —!] Américains*, par Hyacinthe de Charency, in dem A. B. untermalneten Wortwort so eingeleitet: *L'unité des peuples* („Einheit der Völker“, was heißt das?) est en ce moment attaquée avec une insistance nouvelle par tous les écrivains qui croient à la spontanéité des races, de même qu'ils croient à la spontanéité du langage, et à la spontanéité des idées, et à la spontanéité de la croyance en Dieu. (Gegen Renan, vgl. *Kaulen* S. 108.?) C'est donc un devoir pour les écrivains catholiques de défendre cette unité (auch wenn sie unaltbar wäre?) par tous les moyens (gütig genug, wenn nur durch diese) que la science et le raisonnement peuvent leur offrir. Un des arguments le plus en usage et le plus apparent est de prouver que certaines langues sont isolées, autochtones, et n'ont aucun parenté avec aucune des langues connues. On a soutenu en particulier (o! auch sonst an sehr, sehr vielen Punkten der Erde) cette these à l'égard du Japon Les *Annales* s'empresent d'accueillir un travail si important, et se félicitent de donner de la publicité aux recherches de ce jeune linguiste. Il faut bien montrer à nos amis que nos adversaires ne sont pas les seuls à étudier et à connaître les langues. (*Hinterm Berge wohnen auch Leute*). Puissent les journaux catholiques accueillir ce nouveau défenseur, avec le même zèle que les journaux rationalistes mettent à vanter leurs adeptes!

Nun, von allen andern Sprachforschern weiß ich es nicht, ob schon ich keinen Grund habe daran zu zweifeln, aber, was mich persönlich anbelangt, so weiß ich und bekenne es laut und offen, daß es mir vollkommen recht ist, wenn sich mit ächt wissenschaftlichen Mitteln, — allein nur diese könnte ich als dazu berechtigt anerkennen — Ursprungs-Einheit sämtlicher tausend Sprachen (oder wie viel es nun weniger sein mögen) auf dem Erdboden, und damit Ausgehen des menschlichen Geschlechts von Einem, nur einem Urpaare beweisen läßt. Doch verhehlen kann ich nicht, Aussicht dazu sehe ich keine, und die, welche noch in neuerer Zeit eine solche aufzeigen zu können meinten, wie etwa Bunsen und

Mag Müller, haben, wie von mir in der Deutsch-Morgenl. Jshr. IX. 405—464.: „M. Müller und die Kennzeichen der Sprachverwandtschaft“ ausführlich dargethan worden, bisher beim Ziele gänzlich vorbeigeschossen; und, muß ich gegenwärtig hinzufügen, auch Hr. Kaulen ist nicht entfernt gelungen, es zu treffen. Von Heinr. Ewald's jüngst erschienenen Abhandlungen, welche im letzten Hintergrund vielleicht eben dahin abzwecken, wird weiter gegen das Ende ausführlich die Rede sein.

Die Gründe, aber, worauf sich Kaulen stützt? Wir werden sie bald näher kennen lernen. Unsere längst begrabenen Vorgänger im Fache der Sprachkunde unternahmen oftmals in ihrer, weil durch die Kenntniß nur äußerst weniger Sprachen getrübt und gehemmt, noch sehr ehrlichen Einfalt, den wirklich positiven Beweis anzutreten und glaubten ihn auch durchsetzen zu können von dem, was die Titel ihrer dicken Bände: *De lingua primaeva; de harmonia linguarum* und andere ähnlichen Klanges mit mehr gutmüthiger als prahlerischer Sicherheit verhießen. Der neueste Apologet der Bibel dagegen, Hr. Kaulen, ist im Besitze zu ausgedehnter Sprachkenntniß, um nicht klüglich von vornherein auf das Unmögliche zu verzichten, alle Sprachen genealogisch unter Einen Hut zu bringen. Das, meint er, ist die der Linguistik von dem „Glauben“ vorgeschriebene Aufgabe, und mögen deren Pfleger nun ihrerseits zusehen, wie sie mit dieser (wenn auch immer unmöglichen) Aufgabe zurecht kommen. Oder vielleicht genügt es auch schon, wenn nur diese Wissenschaft dem Dogma von der ursprünglichen Spracheinheit aller Völker (trotz der vorgefallenen Sprachverwirrung?!) ohne einen Muckß sich unterwirft. Man höre unseren Autor selbst. S. 3. heißt es: „Man hat zwar oft, um die Heiligkeit der Offenbarung zu wahren, sich zu der Ausrede geflüchtet, daß in den Büchern der heil. Schrift nur die Mittheilung der göttlichen Glaubens- und Sittenlehren bezweckt sei, nicht aber Compendien der Naturwissenschaft, der Geschichte und der Geographie geliefert werden sollten“. Er unterwirft solche Halbheit; und pflichte ich ihm gern darin bei, nur daß ich mir rücksichtlich der linguistischen Angaben der Bibel umgekehrt den Schluß vorbehalten muß, daß wenigstens diese eben wegen ihrer großen Mangelhaftigkeit und weil darin offenbare Irrthümer stecken, nicht göttlichen Ursprungs sein können. Ferner S. 4. wird gelehrt, „daß der Vertheidiger der mosaischen Verichte sich keineswegs einfach auf den obersten Grundsatz von der Glaubwürdigkeit der heil. Schrift zurückziehen dürfe, um den Angriffen des Unglaubens zu begegnen. Im Gegentheil folgt es gerade aus dem untrüglichen Charakter des Offenbarungsinhaltes, daß alle von Seiten der Wissenschaft erhobenen Zweifel unberechtigt sind“ (also ungefähr wie jenes vielberufene Wort: „was mit dem Konan übereinstimmt, ist überflüssig; was es nicht thut, damit noch

scheller ins Feuer!], und es ist Sache des Apologeten, diesen Mangel an Berechtigung aufzudecken“. „Hierzu muß er wohl selbst von dem Standpunkt der Wissenschaft, um den es sich handelt, vollkommene Kenntniß haben“ (nun, das wäre immerhin etwas); „er ist aber nicht genöthigt, selbst wissenschaftliche Systeme aufzubauen und aus diesen die Wahrheit der Schriftangaben [das wäre also: positiv] zu beweisen. Er kann sich begnügen, zu zeigen, daß alle Lehren der profanen Wissenschaften, die der heil. Schrift widersprechen, keine unumstößliche Sicherheit besitzen, daß aber alle sichereren Ergebnisse derselben mit der Bibel in Einklang stehen“. Wirklich? ei, das wäre ja recht hübsch. Also z. B. wird behauptet (nicht, wie doch hätte geschehen müssen, bewiesen): „Es ist die Linguistik nicht im Stande, eine uranfängliche Mehrheit von Sprachen zu beweisen“. S. 6. 69. Folgte nun aus solcher subjectiven Unmöglichkeit, die ich aber mit nichten einräume, auch schon das Gegentheil, ursprüngliche Einheit der Sprachen? Watterdings nicht; und es ist ein bloßer Schlich, für ein solches theologisches Postulat das onus probandi von sich ab auf fremde Schultern zuwälzen, die man hiefür, wenn auch vielleicht für nichts Höheres, gut genug hält. Welche Beweismethode aber wäre das, wonach man die ärgste Dummheit c dadurch zu beweisen vermöchte, daß man die Unrichtigkeit der Meinungen a und b, oder auch nur ihre Unvereinbarkeit, aufzeigte?

„Um die mosaischen Berichte“, lernen wir von Kaulen selbst S. 5., „vor ungläubiger Längnung sicher zu stellen, muß für beide Angaben — nämlich 1, die ursprüngliche Spracheinheit, und 2, die Aufhebung dieser Einheit, d. h. die Sprachverwirrung und die mit dieser herbeigeführte Völkertrennung — nicht bloß dargethan werden, daß sie mit den Ergebnissen der Linguistik nicht im Widerspruch stehen, sondern auch, daß sie integrierende Glieder in der Kette der ganzen Entwicklung bilden, innerhalb welcher Gott die Menschheit der Erlösung entgegengeführt hat“. Ausgesprochenere Maassen kommt es der Theologie darauf an, das Dogma von der Erbsünde mittelst der erwähnten Punkte zu halten, und daher ihr Interesse daran. „Die nächste Betrachtung trifft die Beschaffenheit der ursprünglichen einen Sprache, um hieraus über den Ursprung der Sprache, sowie über die Bedeutsamkeit derselben für den ersten Menschen Sichereres zu ermitteln. Als Folge dieser Bedeutsamkeit zeigt sich dann, daß mit dem Sündenfall schon die Präformation für die Sprachverschiedenheit [da haben wirs!] gegeben war, und daß diese zur nothwendigen Folge ward, als der Abfall von Gott in der Erbauung Babels seine tiefste Sündhaftigkeit erreichte“. Ueber diese Seite der Sache kann der Sprachforscher als solcher hinweggehen; und fühle ich für meine Person mich in letzter Beziehung vollkommen dadurch beruhigt, daß

auch Ferd. Christian Baur in Tübingen (Hahn's Jhb. Bb. VIII. 1861. S. 224.) „mit dem Rationalismus darüber einig ist, daß sich die Erbsünde nicht von der in der Genese erzählten Begebenheit, als einer wirklich geschehenen Thatsache herleiten, nicht als eine durch eine einzelne That bewirkte völlige Umänderung der menschlichen Natur betrachten, daß sich die Begriffe der Schuld und Strafe nicht damit verbinden lassen“.

„Alle Völker sind Ein Mensch nur mit verschiedenen Namen, Eine Seele nur mit verschiedener Sprache, Ein Geist nur mit verschiedenem Ton“. So der Kirchenvater Tertullian. Ich bin der letzte, welcher gegen diesen Ausspruch etwas einzutwenden hätte. Also Einheit des Menschengeschlechts — trotz der Verschiedenheit, trotz der Mannichfaltigkeit in ihrem Schooße; Einheit trotz der urplötzlich, und als ob durch einen deus ex machina, wie die Hebräische Sage will, eingetretenen Sprach- und Völkertrennung. Einheit als Spezies im naturwissenschaftlichen Sinne trotz der mehrfältigen Rassen-Verschiedenheit; Einheit im Geist, auch selbst wenn Einpaarigkeit fleischlichen Ursprungs in letzter Instanz und der Ausgang der Sprache und Völker von nur Einem Urpaare ein bloßes Traumbild wäre, das vor der unendlich wahrscheinlicheren Annahme eines pluralistischen Anfanges der Menschheit auf mehreren Punkten der Erde, nicht bloß an einem einzigen Centralpunkte, entweichen müßte. Allein eine, zur Zeit noch gar nicht in ihrem vollen Umfange übersichtbare Sprachverschiedenheit ist ein Factum, das, wollen wir nicht zu einem Wunder greifen und damit auf jede rationale und wissenschaftliche Erklärung desselben verzichten, eine natürliche Lösung finden muß, sei es nun daß man für die tausendfache Gestaltung von Sprachen wirklich mit nur Einer Urform, woraus jene, der großen Menge und Verschiedenartigkeit zum Trotz, dennoch herzuleiten wären, durchkommt, oder (für mich bis jetzt das allein Glaubhafte!) daß es einer, freilich der Zahl nach noch nicht bestimmbaran Mehrheit von Ursprachen bedarf als Ausgangspunkten für die verschiedenen, unter sich schwerlich genealogisch vereinbaren Stämme, wie Indogermanisch; Semitisch; Chinesisch; Tatarisch; die Idiome Amerikas u. s. w. Von diesen Stämmen würde ich eine von ihrem Ursprunge her in Parallel-Linien neben, einander her laufende Grundverschiedenheit vermuthen, der Art, daß jene Linien ohne irgendwelche Verührung, es sei denn gelegentlich durch etwaige Mischung zwischen Sprachen aus je zwei von solchen Stämmen, sich in gleicher Ferne von einander halten. Dagegen herrscht in den sog. Stammverwandten Sprachen, z. B. innerhalb des Indogermanischen Stammes: Sanskrit, Zend, Germanisch, Slawisch, Keltisch, Griechisch-Lateinisch, und nun wiederum innerhalb des Latein bei dessen romanischen Töchter Sprachen: Italienisch, Spanisch,

Portugisich, Provenzalisch, Französisch, Walachisch (von noch weiteren dialektischen Unterarten zu schweigen) das Princip beständiger Spaltung und des Auseinander von ursprünglich bloß Einer Linie, die einem Baumstamme ähnlich, in eine Vielheit von Ästen und Zweigen sicherspaltet. Wer aber — aller Aussicht auf Erfolg zuwider — auch für jene größtentheils, so bedünkt mich, artlich geschiedenen und genealogisch unvermittelten Stämme eine noch über sie zurück greifende höhere Einheit selbst bis zu dem Punkte suchen geht, daß in allerletzter und oberster Instanz die Sprachstämme des Erdbodens ohne Ausnahme, und vom niedrigstgearteten bis zum höchsten hinauf, nur in einer einzigen (im Schwarzwalde würde man sagen: „gotteseinzig“) Wurzel ihren geschichtlichen Ausgangspunkt finden müßten, etwa so wie von dem einen Mutterstamme des Indischen Feigenstammes aus, mit ihm körperlich verbunden, Töchterstämme in Menge weit umher um jenen sich verbreiten: wohl an, dem wünsche ich viel Glück auf den Weg. Ausführbar, wenigstens bei dem gegenwärtigen Stande unserer Wissenschaft, auch unter ausdauerndster und sorgfältigster Anwendung aller Mittel, über die sie jetzt verfügen mag, ist ein solches Project nimmermehr.

Außer dieser Art Verwandtschaft, der genealogischen oder der Verwandtschaft in eigentlichem Sinne, unterscheidet man noch eine zweite, die physiologische, welche, in Analogieen des Baues und grammatischer Behandlung mehrerer Sprachen (oft bei völliger Ungleichheit ihres lexikalen Stoffes) bestehend, keineswegs mit ersterer zusammenfällt. Denn ist auch, soweit ich die Sache zu übersehen vermag, die genealogische Verwandtschaft stets, oder doch für gewöhnlich, mit der physiologischen verbunden (ein Beispiel der Abweichung von der Regel gäbe z. B. das Finnische, in so fern es sich von seinen agglutinirenden Sprachschwestern wirklich, was jedoch Andere läugnen, durch ächte Flexion unterscheidet): so läßt sich doch nicht der Satz, wie Kaulen möchte, ohne Weiteres umbrehen. Diese physiologische Verwandtschaft, der Hauptgegenstand von Steinthal's trefflichem Werke: „Charakteristiken der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“ ist so wenig, als man zu Uebereilungen in Sprach-Genealogieen ein Recht hat, dazu angethan, vorschnellen Schlüssen Raum zu gestatten, zu welcherlei Kaulen S. 19. sich verleiten läßt. Z. B. in dem Satze: „Sind aber zwei Sprachen physiologisch verwandt, so können wir à priori immer auch einen genealogischen Zusammenhang zwischen denselben annehmen“. So? Oder weiter: „Mag also auch eine Reihe von Sprachfamilien hinsichtlich ihrer Wörter noch so weit auseinander gehen; wenn die grammatische Formation derselben identisch ist, so muß [muß?] ein ursprünglicher Zusammenhang aller dieser Familien [also etwa die „tatarisch“ ge-

heißenen Idiome; die Amerikanischen] behauptet werden. In solchen Fällen sind wir denn oft auch in der [angemaßten!] Lage, die Verwandtschaft des Wortvorrathes zu postuliren und die Unmöglichkeit des Nachweises bloß dem einstweiligen Mangel an Kenntniß zuzuschreiben“. Die Sprachphysiologie hat nun, als auf sehr verschiedenen und, ich meine, zum Theil einander ausschließenden Bildungs-Principien beruhend, z. B. isolirende (monosyllabe); agglutinirende (die Afformativen lose anfügende); ächt flektivische (Indogermanisch; Semitisch); in Amerika die einverleibenden oder polysynthetischen Sprachclassen ausgefondert. Vgl. Kaulen selbst S. 46 fg. Wenn indeß z. B. das Vastische, als letzter Nachhall der sonst auf der phrenaischen Halbinsel verankerten iberischen oder althispanischen Sprache, in Europa, Afrika und Asien außer aller nachweislichen Beziehung stehend, seinem Baue nach mit den einheimischen Idiomen jenseit des atlantischen Oceans im spätentdeckten neuen Welttheile befremdlich genug einige wichtige Berührungspunkte physiologischer Art zeigt: so wäre ein bloß hieraus etwa gezogener Schluß auf genealogische Verwandtschaft beider unter einander ein schlechthin unberechtigter, ja bei der unabreichbaren Ferne in der Vorzeit geradezu eitel Thorheit. Nicht einmal die Amerikanischen Sprachen unter einander dürfen wir trotz ihrer ungemein großen Lectur-Ähnlichkeit ohne die strengste, bisher noch zu wenig ausgeführte Untersuchung auch auf radikale Verwandtschaft (deren großes Gewicht Kaulen, sogar auf Kosten der Formverschiedenheit andertwärts, z. B. S. 63., hervorhebt,) so frischweg als einer Wurzel entsprossen hinnehmen. Mag Müller's nicht gar schwere Kunst, mit oder ohne den Nachweis einiger ideeller, nämlich rein grammatischer Ähnlichkeiten in den einen großen Naishottisch sogenannten „Turanischer“ Sprachen hineinanziehen, soviel gerade beliebt, und damit alle, selbst die wesentlichsten, Unterschiede zwischen ihnen nihilistisch aufzuheben und vermengen, habe ich längst (Deutsch-morgenl. Ztschr. Bd. IX.) zur Genüge in ihrer ganzen Unzulänglichkeit gekennzeichnet, um darauf hier zurückkommen zu müssen.

Auf ein Buch aber, wie Wüller's „Verwandtschaft des Indogermanischen, Semitischen und Tibetanischen“ wieder zurückzukommen, wäre verlorne Mühe und Zeit.

Doch wie? Hr. Kaulen findet sogar in den physiologischen Form-Unterschieden der Sprachen, von den geographischen Schwierigkeiten abgesehen, die er sehr gerathener Weise ganz aus dem Spiele läßt, so wenig ernstlichen Widerstand Betreffs genealogischer Vereinigung aller, daß er, weil es ja, wie nicht minder bei Naturobjecten, auch Mittelstufen giebt, zu dem, bei solcher Nachgiebigkeit allerding's wenig befremdenden Satze gelangt S. 50.: „Soll also aus der an den Sprachen beobachteten grammatischen

Mannichfaltigkeit ein Schluß auf das genetische Verhältniß derselben gezogen werden, so könnte es nur der sein, daß alle diese Formationen der allmäligen Umbildung aus einer einzigen ihren Ursprung verdanken“. Eine köstliche Art zu schließen. Weil man keine Scheu trägt, auch die disparatesten und bespratesten Wandlungen von einer Sprache in eine andere als kinderleicht vorzustellen und — sogar ohne irgend glaubhafte Motive — gleichsam selbstverständlich gut zu heißen, während geschichtlich auch nicht Eine derartige Metamorphose nachweisbar ist, welche die Grenze enger Stammgemeinschaft überschritte: so muß die Gesamtheit menschlicher Sprachen (wir haben erfahren, auf tausend kaum zu hoch veranschlagt) das wunderbarste große Chamäleon sein, welches im Handumdrehen nicht etwa bloß die Farbe seiner Oberfläche, sondern sein festes Gerüst sammt dem Bau der an ihm befestigten weichen Theile von Grund aus geändert hat, als wäre es überdem Fisch, Vogel, oder sonst ein Geschöpf anderer Classen; und nun trotz alledem soll immer dasselbe eine Thier geblieben sein. Sei doch Hr. Kaulen so gut, einmal nachzusehen, was Humboldt (Versch. S. 17.) in Betreff der Unvereinbarkeit zwischen Chinesisch und Sanskrit (auch noch auf andere Sprachclassen anwendbar) vorbringt: „Wenn man das Wesen der Sprache überhaupt und dieser beiden insbesondere wahrhaft fühlt, wenn man bis zu dem Punkte der Verschmelzung der Gedanken mit dem Laute in beiden vordringt, so entdeckt man in ihm das von innen heraus schaffende Princip ihres verschiedenen Organismus. Man wird dann die Möglichkeit allmäliger Entwicklung einer aus der anderen aufgebend, jeder ihren eigenen Grund in dem Geiste der Volksstämme anweisen, und nur in dem allgemeinen Triebe der Sprachentwicklung, also nur ideal, sie als Stufen gelungener Sprachbildung betrachten“. — Und S. 35. von Sprachen, „die [ein von einander unableitbar] durch eine wirkliche Kluft von den übrigen getrennt erscheinen“. Ich meine daher Hr. Kaulens Glaube S. 65., als habe er meine gegen absolute Einheit aller Sprachen sich lehrenden Eintwendungen widerlegt, sei etwas sehr verfrüht.

Wir wollen einmal Sprachen nehmen wie Chinesisch und das T'hai in Siam. Beide treten nicht aus dem Monosyllabismus und aus dem damit verbundenen asynthetischen Charakter heraus. Also müßten sie, wenn Kaulen Recht hat mit seiner obigen Behauptung, genealogisch äußerst nahe mit einander verwandt sein, auch im Falle ihre beiderseitigen Wurzeln durchweg grundverschieden wären. Ich will nun nicht etwa auf dem gewaltigen Unterschiede bestehen, welcher nach Steinthal's Meinung, die er in seiner Classification der Sprachen S. 82. Charakt. S. 330. freilich auf die Spitze getrieben hat, dessenungeachtet zwischen den

beiden Idiomen, und zwar in principieller Beziehung, walten soll. Weis, schon das bloße Factum streng festgehaltener Einsylbigkeit der Wörter, was doch ethnische Ursprungs-Gleichheit von Chinesen und Siamesen mit nichten schon durch sich beweist, wie wahrscheinlich man es sonst finden mag, reicht aus zu der Einsicht, daß, wo eine Sprache den Fortgang von Einsylbigkeit zur Mehrsylbigkeit hartnäckig verschmäht, sie sich damit auch den Paß verrennt zu grammatischen Formen, deren Bildung, ob auch nicht unbedingt, zu einer Stoff und Form oder Bedeutung und Beziehung einander und mindestens zweimomentigen Mehrsylbigkeit hintreibt; und daß damit für jedes monosyllabe Idiom, wie unabhängig in Ursprung oder äußerem Einfluß es sei und bleibe von anderen ebenfalls einsylbigen, die Nothwendigkeit gegeben sei, den Mangel an grammatischen Formen zu decken durch anderweitige surrogatorische Mittel, unter denen (namentlich feste Wortstellung und getrennt stehende auxiliare Partikeln) die Wahl nicht allzugroß ist. Chinesisch und Siamesisch könnten demnach, obschon sich untereinander nicht wie fußlose Thiere etwa zu Vögeln mit raschen Flugwerkzeugen verhaltend, doch bildlich zu sprechen, beide fußlos gleichwohl recht gut genealogisch geschieden sein, als z. B. Regen- (Lumbricus terrester) und der in den menschlichen Gebärmern vorkommende Spulwurm (Ascaris lumbricoides).

Wer aber, wie Kaulen es unternimmt, auch über derlei phylogogische Unterschiede von Sprachen, als wir dahin besprochen, gleichwie Remus über Roms Mauern leichten Fußes hinwegsetzend und aller Schranken spottend, ursprüngliche Einheit aller Idiome auf Erden zu ertrogen: der thut freilich gut, die kitzliche Frage, wie und wodurch denn nun in diese geheilschte anfängliche Ur-Einheit ein so tief einschneidender Unterschied gekommen, der weit aus ein anderer ist, als der viel geringere und zum Theil nur auf Schein beruhende innerhalb solcher Stammeinheiten, wie Indogermanisch, Semitisch u. s. w., diese Frage mit einfachem Hinweis auf ein göttliches Wunder kurz abzuschneiden, ohne sie dadurch freilich zu lösen, ja nur deren Lösung vorzubereiten und erleichtern. Mindestens ohne wichtige äußere Anlässe, z. B. Unterdrückung des einen Volkes durch ein anderes, ist wohl kaum je Verdrängung eines früheren Sprach-Verhältnisses in seinem Grundwesen, und dann auch nur in Folge und unter bleibender Nachwirkung der dabei theilhaftigen Idiome (vgl. z. B. die neulateinischen Sprachen), möglich. Von welcher inneren Revolution aber, z. B. religiöser, ein Volk ergriffen werden mag: um den Sprung selbst nur von einer Sprach-Classse in die andere zu thun, wie viel weniger eine auch lexikalisch von Grund aus neue Sprache aus sich zu erschaffen, scheinen die Kräfte zu gebrechen. Wenigstens kennt in historischer Zeit die Sprachgeschichte von solch einem

8*

wunderbaren Acte durchaus kein Beispiel. Die Einführung des Christenthums, oder die Reformation, z. B. haben bei allem Ideen-Umschwunge, den sie erzeugten, und trotz mancher Einflüsse auf die Sprache, nicht einmal eine Mundart, geschweige eine besondere Sprache erzeugt.

Haben wir es außerdem, so müßte weiter gefragt werden, bei diesen, physiologisch verschiedenen Sprachclassen nur mit einer Einheit bloß auf verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung zu thun, etwa ähnlich den Metamorphosen vom Schmetterlings-Ei durch Raupe und Larve hindurch bis zum vollkommenen Insecte, vielleicht gar nur wie die menschlichen Lebensalter vom Kinde bis zum Greise aufwärts, oder vielmehr mit einer — von vornherein gegebenen Mehrheit in sich grundverschiedener und von Hause aus generisch anders angelegter Naturwesen etwa gleich Maus, Löwe, Pferd, Kind und Elephant, deren allmälliges Entstehen aus und Uebergehen in einander auch selbst ein Darwin und einzureden nicht vermöchte? Natürlich erkenne ich bei diesem Vergleiche nicht, daß er nur das artliche Verhältniß der Sprachen zu verdeutlichen dienen soll, sonst aber Sprachen, als freie, ob schon zugleich an Naturnothwendigkeit gebundene Erzeugnisse des menschlichen Geistes, mit dorerwähnten Natur-Objecten im Uebrigen auf gleiche Linie zu stellen ich nicht gemeint bin. Wir sehen zwar sog. synthetische Sprachen durch einen rückläufigen Zersetzungs-Proceß in späteren Entwicklungs-Stadien in analytische, z. B. das Latein und seine Töchteridiome, die romanischen Sprachen, sich verwandeln und durch Einschlagen eines solchen neuen Bildungs-Ganges gleichsam wieder verjüngen. Auch ist das Englische, namentlich in seinen germanischen Bestandtheilen, durch vielerlei Kürzungen der grammatischen Zusätze zu häufiger, an sich ganz energischer Einschlbigkeit herabgesunken, welche jedoch mit der chinesischen Einschlbigkeit, als einer primitiven, von aller grammatischen Form entblößten und die ganze Sprache durchziehenden, keinen Vergleich zuläßt. Vgl. Kaulen S. 53 fg. — Giebt oder gab es nun, diesem Abwärts vom höchsten Gipfelpunkte herunter entsprechend, einen in die Höhe empor steigenden Entwicklungs-Gang der Sprachen; also etwa von isolirender Einschlbigkeit des Chinesischen und der hinterindischen Sprachen durch losere Anknüpfung der Afformativen, wie z. B. in der Tatarischen Sprachfamilie üblich, hindurch bis zur innigen und festen Ineinbildung von sprachlichem Stoff und sprachlicher Form mittelst ächter Flexion im Sanskrit, Griechischen, Latein u. s. w., welcherlei Namen indeß Kaulen S. 48. allein für den Semitismus aufspart, wo die grammatische Formung (doch z. B. nicht die personale) vom Vokalwandel vollzogen wird? Und, wenn wirklich, wie läßt sich das über bloße Vermuthungen hinaus zu

überzeugender Gewißheit erheben? Der bloßen Idee nach möglich wäre vielleicht eine solche Stufenfolge in dem Sinne, das rangmäßige Nebeneinander von Sprachen bezeichne zugleich ein stufenmäßiges Auseinander derselben (vgl. Kaulen S. 50 fg.). Allein von der bloßen Denkbareit eines Vorganges ist noch himmelweit entfernt der Nachweis von dessen historischer Wirklichkeit. Wer hat gezeigt, den in jener ideellen Stufenleiter angenommenen Weg sei in Wahrheit die Sprache gewandelt? Behauptet haben das Mehrere; auch nur leidlich es zu erweisen hat bisher niemand vermocht. (Vgl. DMZ. IX. 416 fg. 435. und s. z. B. Steinthal, Charakt. S. 277.) Und, wenn wir z. B. die Hypothese, das Sanskrit und seine Genossen seien von einer Kebe in durchweg einschlbigen Wurzeln noch ohne Anbilddungsstufen, deren durchgängige Selbständigkeit in ursprünglich getrennter Stellung (Kaulen S. 42.) ohnehin gleichfalls ein bloßes Postulat ist, ausgegangen, auch einmal vorübergehend und gefallen lassen: was gedenkt man denn mit dem Hebräischen zu machen, das trotz seiner gegenwärtig fast überall mehrschlbigen Wurzeln von der Theologie für die, der Voraussetzung nach monosyllabe, Ursprache ausgegeben wird? Ging auch dies von Einschlbigkeit aus, trotzdem daß die Vielbeweglichkeit und große Bedeutsamkeit des seelenhaften Momentes, des Vokales, in ihr und in ihren Verwandtinnen nur innerhalb der mehrschlbigen Triconsonanz sich naturgemäß zu entfalten vermochte? Weder von Kaulen noch von denen, welche er S. 53. anführt, ist einer solchen Forderung anders genügt als in Ramhaftmachung einiger Beispiele, die sich als Verwachsungen zweier Wurzeln von theils gleichen theils verschiedenen Elementen bei ähnlichem Sinne betrachten lassen. Siehe Ethn. Forsch. II. 91. Ausg. 2.

Nehmen wir aber zwischen den Sprachen von niederer, oder doch einfacherer, Structur und denen von höherer nicht etwa ein gleich ursprüngliches Nebeneinander an, wie z. B. in den verschiedenen Thierclassen: Würmer, Insecten u. s. w. bis zu den Säugethieren hinauf, die wir in verschiedenem Range einander unter- und überordnen, sondern — eine geschichtlich fortgeschrittene Entwicklung einauseinander: dann wären auch Antworten erforderlich auf Querfragen, vergleichen z. B. die ist, welche Steinthal, Charakt. S. 12. der von Fr. Schlegel: „Kann Agglutination zur Flexion werden?“ entgegen setzt: „Warum ist sie das nicht geworden?“ Ueberhaupt, warum doch wären die angemessener Maassen nur ihren Entwicklungsstadien nach verschiedenen Sprachformen zum weitaus größten Theile auf den Mittelstufen und mehrere sogar auf der niedrigsten stehen geblieben? Eine Schwierigkeit, die zum Theil mit dem, oft gleich räthselhaften Unterschiede der Völker in der, von Eigenthümlichkeit der Anlage,

von Bohnort, von besonderen Schicksalen u. s. w. bedingten Cultur verwebt sein mag, ohne darin allein ihre erschöpfende Lösung zu finden.

Hr. Kaulen bemerkt: im Grunde erst in zwei Sprachstämmen, Indogermanisch und Semitisch, sei der Wurzelschatz in dem Maße untersucht, um behufs einer Erledigung der Frage über Zusammenhang oder Geschiedenheit zwischen Sprachen als ausreichende Vorbedingung zu dienen. Das sei aber lange nicht genug, für den großen Troß der längst nicht so vollständig untersuchten Sprachen, um aus ihnen mit Recht auf eine uranfängliche Verschiedenheit mehrerer Ursprachen den Schluß zu gestatten. Also dagegen etwa umgekehrt den, Hn. K. erwünschteren auf Zusammengehen aller und Aufgehen aller zuletzt in einer einzigen Sprache? Doppelt schwer zu glauben. Wer diesem zweiten Ziele zusteuert, hat natürlich das Interesse, alle Verschiedenheit in den Sprachen als möglichst unwesentlich herabzudrücken, während der vorurtheilsfreien Wissenschaft obliegt, die in ihnen vorhandene Gleichheit und Ungleichheit mit vollkommener Unpartheilichkeit gegeneinander abzuwägen und nach ihrem wahren Werthe zu würdigen. So läßt Hr. Kaulen, nachdem er Beispiele anscheinend unähnlicher, allein doch durch sichere Lautwechsel verbürgter Vermittelungen aufgeführt hat, wie die zwischen Pali tanha aus S. trsh-n'a (durch den, in vielen Sprachen vorkommenden Eintausch des hier zugleich umgestellten Hauches für Zischlaut) mit unserem durs-t, dürr u. s. w., sich S. 34. sogar zu dem Schlusse dar- aus verführen, an den er übrigens, was ich zu Gunsten seiner wissenschaftlichen Ehre annehme, ernstlich gewiß nicht selbst glaubt: „Was hindert uns denn nun zu behaupten, der Unterschied zwischen dem Deutschen „berg“, dem Mandchurischen alin, dem Chinesischen shan, dem Koptischen tau, dem Burjätischen kada könne bloß deswegen nicht hinweggeräumt werden, weil wir das Gesetz der Lautverschiebung zwischen den betreffenden Sprachen nicht kennen?“ Darauf ich: es hindert uns daran Alles und sogleich vorneweg der ganz gewöhnliche gesunde Menschenverstand. Mit einiger Dreistigkeit behaupten läßt sich Vieles in der Welt, sobald man einmal keiner, in Wahrheit und Vernunft gegebener Schranke sich fügen will. Im vorliegenden Falle indeß muß jedem nur mäßig erfahrenen Sprachforscher einleuchten, der Versuch, die genannten Wörter — oder andere ähnlichen Schlags — in etymologischen Einklang zu bringen, falle jenseit aller vernünftigen Möglichkeit, und zwar vermöge der unausweichlichen Gebundenheit jeglichen Lautwandelns an Verwandtschaft der einander ablösenden Laute. Es wäre lächerlich, auf Entdeckung, ich weiß nicht welcher verberbarer Gesetze von Lautwechseln zu hoffen, die von vorn herein und in sich den Stempel physischer Unmöglichkeit tragen.

Selbst aus dem bloßen Umfande, daß zwei Wörter oder Wortformen nach Laut und Begriff vereinbar wären, folgt mit nichten schon immer wirkliche Verwandtschaft, wie jeder weiß, der überhaupt von Ethymologie etwas versteht. Sonst müßten ja auch die widersprechendsten Ethymologieen von einem und demselben Worte deffenungeachtet neben einander als wahr bestehen können.

Die Sprachforschung darf somit keinen Lautwandel in den Sprachen anders für berechtigt anerkennen, als wenn er auf dem großen Gesetze physischer Verwandtschaft der Laute beruht. Nur irgendwie verwandte Laute z. B. homorgane oder gleichstufige, homogene, — so lautet jenes Gesetz, — sind des Ueberganges von einem in den anderen fähig; und die seltenen Ausnahmen hievon unterliegen stets einer besonderen Beurtheilung strengster Art. Und die Sprachvergleichung hat mit Aufhören von ethymologischer Verwandtschaft, und deren Gegenstück, auch über den Laut hinaus im Gebiete der Bedeutsamkeit fortzufahren. Wie bloß gleichlautende, homonyme Wörter ohne Verwandtschaft ihres Sinnes nicht ethymologisch verwandt sein können: eben so wenig umgekehrt bloß isodhyme oder homolodhyme bei physisch unvereinbaren Lautunterschieden. So ist denn nicht nur die Vielbedeutsamkeit oder Mehrdeutigkeit (Polysémie) von wahrhaft denselben (d. h. wenn auch im Uebrigen nicht, doch genetisch und ethymologisch einander vollkommen bedeckenden) Wörtern und Wortformen einer Sprache oder mehrerer, worin sie als Stammerbe oder durch Uebertragung vorhanden; nicht nur diese an Bergesellschaftung der Begriffe (Ideoassociation), also begriffliche Verwandtschaft, mit Nothwendigkeit gebunden: sondern auch der Sinn bloß ethymologisch verwandter, denen, bei sonstiger Abänderung in Sinn und Laut, und bei etwaigem neuen Zusatz, ein, mindestens ein gemeinsames Element: und gewöhnlich denkt man dabei an das radikale, wiewohl ja auch Wörter mit gleichen Afformativen eine, wenn auch nur formelle Verwandtschaft zu einander haben) zum Grunde liegt. — Noch weitere Aufgabe ist sodann die Ermittlung stammverwandter, und die Ausschcheidung nicht verwandter, also stammfremder Sprachen, und daß dabei „die Form entscheidet, zu welchen anderen eine Sprache, als stammverwandte, gehört“ Humb. Versh. S. 47., erhellet nicht nur aus dem Beispiele des Kawi, daß trotz seiner Fülle aufgenommener Sanskritwörter „nicht aufhört, eine Malajische Sprache zu sein“, sondern auch des Persischen (nicht, des Arabischen in ihm ungeachtet, semitisch) und Englischen (Germanisch, nicht romanisch.) Wer aber mit Kaulen Ursprungs-Einheit aller Sprachen, ohne Zurückbleiben einer einzigen aus nur einer Sprache verlangt: für den müßten auch alle Sprachen unter einan-

ber verwandt sein; und könnte es sich bei den, am weitesten von einander abstehenden höchstens nur um entferntere Grade der Verwandtschaft handeln. — Wenn aber die Sprache oft in demselben, wie viel mehr in verschiedenen Idiomen, sich grundverschiedener Lautcomplexe zu Darstellung des, unter Absehen von Synonymen Färbungen, wesentlich Begriffsgleichen bedient: wie hätte der menschliche Geist nicht, zumal dafern etwa die Menschheit statt mit Einem Paare an Einem Orte, viel wahrscheinlicher zugleich mit einer Mehrheit von Paaren auf unverbundenen Punkten begann, auch von Anfange her grundverschiedene Typen von Sprachen finden und deren sich bedienen können als gleichsam wechselnder Gewandung für die im letzten Hintergrunde, trotz jener verschiedenen Sprachform, logisch einheitliche Denkform mit deren Inhalt? Gesezt aber auch, die Sache läge in der That so, daß auf Erden alle lebenden und alle ausgestorbenen Idiome bloße Metamorphosen wären von einer einzigen: so müßte man doch diese durchgängige Verbundenheit und Einheit aller Sprachen als etwaiges End-Ergebniß redlicher Forschung geduldig abwarten; nicht aber als bewiesen vorwegnehmen, und die Forschung darauf gleichsam von vornherein verpflichten, um jeden Preis zu gedachtem Ziele zu gelangen.

Es giebt weder absolut gleiche noch absolut verschiedene Sprachen. In jenem Falle hätten wir es ja wirklich nur mit einer Sprache zu thun, nicht mit einer Mehrheit von Sprachen. Im anderen aber müßte irgend eine Sprache aufhören können, Sprache zu bleiben, während doch keine je die allgemeinen Züge einer Sprache, welche in der menschlichen Natur begründet sind, zu verläugnen im Stande ist, selbst wenn sie von Stamm-Ähnlichkeit mit anderen auch nicht einen einzigen Zug theilen sollte. Unterschied und Gleichheit sind daher in den Sprachen bei ihrer Vergleichung nicht bloß dem Grade, sondern auch der Art nach gegen einander abzumessen. Zwei Sprachen zeigen aber selbstverständlich (oder es wäre ein Widerspruch in sich) Ähnlichkeit, welcher Art nun diese sei, d. h. particulare Gleichheit, unter einander, nur bis zu dem Belaufe, d. h. bis zu dem Punkte, wo der Unterschied anhebt. Also können zwei Sprachen, oder mehr, verwandt im eigentlichen Sinne auch nur innerhalb derjenigen Grenzen wahrhaft heißen, wo ihre beiderseitigen Bestandtheile sich als gleichen Ursprungs, und zwar nicht etwa bloß in Folge der Herübernahme von außen, erweisen. Auch wird man gewiß Anstand nehmen, überhaupt noch „verwandt“ solche Sprachen zu nennen, in denen weder die grammatische noch die lexikale Seite eines Uebergewichts oder doch einer starken und ansehnlichen Ähnlichkeit genetisch allerdings verwandten Stoffes sich zu beruhmen weiß. Mit der theilweisen Gleichheit in Sprachen kann man doch

deren Ungleichheit unmöglich nur so unbefehend zu gleicher Zeit eintreten, als wäre letztere gar nicht vorhanden; und habe ich längst (z. B. unter Anerkennung von G. Curtius, Sprachvergleichung. Ausg. 2. S. 57.) darauf gedrungen, daß zu der einen Hälfte der Sprachvergleichung, d. h. zu der comparativen, sich die andere gesellen müsse, nämlich die separative. Wäre der Anbau letzterer schon weiter fortgeschritten: dann würden viele von H. Kaulens und seines Gleichen Behauptungen in Betreff ursprünglicher Spracheinheit sogleich von selbst zusammenstürzen. Der Grad von Verwandtschaft und Nicht-Verwandtschaft aber muß sich bei sorgfältiger Durchforschung des Gesamt-Inventars der auf jeden Punct hin mit einander zu vergleichenden Sprachen mit der Zeit durch Zahlenwerthe, wennschon nur annähernde, bestimmen lassen. Uebrigens, wie viel Procent gleicher Wurzeln in getrennten Sprachen gehören dazu, um die Bezeichnung genealogischer Verwandtschaft noch auf sie anwendbar erscheinen zu lassen. Sind Sprachen, worin sich 3 gleiche Wurzeln vorfinden, noch mit einander verwandt? Oder erst die mit 5, 10, 20 u. s. w.? Wohl wünschte ich nun zu wissen, wie diejenigen, welche von einer Ursprache träumen, sich das Zahlen-Verhältniß der nachgekommenen, epigonischen Sprachen rücksichtlich ihrer, der Ursprache noch etwa anverwandten Sprach-Reliquien, z. B. bestehend in Wurzeln, vorstellen mögen. Vermuthlich halten sie sich diese Frage, welche, ließe sich eine statistisch bestimmte Nachzählung anstellen, vermuthlich auf Null lautete, in wohlthuernder Ferne. Könnte aber bei völliger oder nahezu völliger Ungleichheit, die rücksichtlich genealogischer Bezüge in vielen Sprachen, aller Ausreden Kaulens ungeachtet, bestehen, noch an Gleichheit des Ursprungs aller aus einer Ursprache geglaubt werden? Bekanntlich giebt es für denselben Gegenstand oder für denselben Begriff, und natürlich je mehr (namentlich stammverschiedene) Sprachen man befragt, ein um so größeres Sümmechen synonymier Bezeichnungen. Hat nun bereits die Ursprache alle gleichbedeutenden Ausdrücke aller Sprachen, oder auch nur die Mehrtheit davon, besessen: ei dann über den ungeheuren, aber freilich unnützen Reichthum jenes wiederaufertwachten Gespenstes von Ursprache! Oder sind sie, mit Ausnahme etwa von höchstens zwei drei, alle erst Nach-Schöpfungen? In den Sprachen sterben, wie bei allem Endlichen vorkommt, gewisse Glieder allmählig ab und gerathen zuletzt ganz in Vergessenheit; und andere neue, wenn auch in den für uns erreichbaren historischen Zeiten kaum noch je absolut neugeschaffen, treten an deren Stelle. Das ist eine bekannte Sache. Welches Recht jedoch giebt der erwähnte Umstand Kaulen (vgl. 36. fgg.), diese Veränderlichkeit in den Sprachen zu Gunsten einer Ursprache zu deuten? Hat aber letztere etwa Millionen von Wurzeln (ich sage: einfache Wurzeln,

noch unter Ausschluß schon bekleideter Wörter) eingebüßt? Nun, ich habe schon öfters mein Exempel vorgebracht, das freilich überhören muß, wer keine Lust hat, den von mir daraus gezogenen Schluß anzuerkennen. Rechnen wir durchschnittlich auf jede Sprache, was man populär so nennt, ein Tausend von Wurzeln für die Gesamtheit ihrer Gebilde: so würde das auf die, als ebenfalls tausend kaum zu hoch angeschlagene Summe von Erdsprachen insgesammt eine Million Wurzeln als deren Urinventar erbringen. Hat nun diese Million, man entscheide sich, schon der Ursprache angehört, welche zu behalten für das Gedächtniß der Urmenschen ein hübsches Stückchen Arbeit gewesen wäre, oder — die zweite Alternative — besaß die Ursprache nicht mehr Wurzeln, als eine Sprache sonst zu haben pflegt, mithin auch nur gegen tausend? Für diesen letzteren, doch allein glaubhaften Fall, frage ich: angenommen, wir vertheilten jenes Urkapital von 1000 Wurzeln in der vermeintlichen Ursprache gleichmäßig unter die and ihr, meint man, hervorgegangenen 1000 bekannten Sprachen, wie viel Wurzeln kämen dann auf je eine? Genau eine, und kein Zütelchen mehr. Suche nun jene 1000 Urwurzeln der Ursprache aus dem weiten Ocean von 1000 Sprachen wieder zusammen zu fassen, wer es versteht. Ich meines Theils verstehe es nicht.

Kaulen weiß sich auf anderem Wege aus der Noth zu helfen. Mit jener, von der Sprachwissenschaft aufgestellten Wurzel-Verschiedenheit hat es, setzt ihr die Theologie entgegen, nicht viel auf sich. Da lesen wir also S. 207. das feste Wort, „daß zwar nicht auf dem erfahrungsmäßigen Wege der Etymologie bestimmt werden könne, ob in den Sprachen die Wurzeln allenthalben gleich, die Form aber verschieden ist, oder ob die Formunterschiede nur an einer schon obwaltenden Verschiedenheit der Wurzeln noch hinzutreten, — daß aber Gründe anderer Art die durchgängige Identität sämmtlicher Sprachwurzeln anzuerkennen-nöthigen. Hierdurch kommen wir zu dem Schluß, daß die verschiedenen Sprachen der Erde sämmtlich in ihren Wurzeln identisch, in der Form aber so verschieden sind, als es die Geistesrichtung der Völker [und die bestände lediglich in der Form?] sind.“ Ein Knäuel, wie mir fast scheinen will, von eben so vielen Irthümern, Fehlschlüssen und bloßen Scheingründen, als Wörter in jenen Sätzen enthalten sind. Was nämlich die vorgewendeten Gründe anbetrifft: so sind das solche, womit die Wissenschaft nichts zu schaffen hat und die zu den hingestellten Forderungen auch selbst keinen von denjenigen nöthigen, welche die Erzählungen der Genesis vom ersten Gebrauche der Sprache und von der Sprachverwirrung als glaubhafte Geschichte hinnehmen. Wir wollen bei Erwähnung der von Kaulen weiter zurück allein angenommenen Möglichkeiten hier nicht weiter die von ihm übergangene dritte verfolgen, welcher gemäß mit etw

nder vertvachfene Zwillinge-Geburten von grammatischer Form zu-
 gleich mit und an der Wurzel, also ohne ein Voraus und Nach-
 her bei einem von beiden, gar wohl hätten entstehen können. Vgl.
 Kaulen bei Kaulen S. 109. Was aber den auf nichts Haltbares
 schließenden Schluß von der Wurzel-Identität sämtlicher
 Sprachen (vgl. S. 63.) anbelangt: so läßt sich solche Ungeheuer-
 lichkeit allerdings nur erschließen. Also z. B., indem man in den
 Ausdruck d'barien, welcher ganz einfach „Wörter“ und nichts wei-
 ter besagt, vollkommen unberechtigter Weise den, erst seit man über
 Sprachen ein wissenschaftliches Bewußtsein zu gewinnen anfing,
 angekommenen Begriff „Sprachwurzeln“ nachträglich hineinlegt.
 Kaulen S. 70. Thatsächlich und erfahrungsmäßig ist jene allge-
 meine Wurzel-Identität eine Unwahrheit ohne Gleichen. Weil die
 Sprachwissenschaft in Betreff der Wurzelforschung noch nicht allen
 Anforderungen genügt hat: deßhalb soll sie nicht sehen können, daß
 die Wurzeln verschiedener Sprachclassen wenigstens in ihren Haupt-
 massen wurzelhaft verschieden sind? Fürwahr, da müßte sie
 schubladig sein. Bunsen's Phantasien (Kaulen S. 70.) sind eben
 nur — Phantasien. Und jene vermeintliche „Wurzel-Identität
 sämtlicher Sprachen“ bleibt so lange ein Un Ding, bis
 die Ethologie sie der Sprachwissenschaft nicht in apodiktisch-anspruch-
 voller Weise, sondern in allen Sprachen (wir erlassen ihr aber
 kein) und in aller Form Rechtens, d. h. rechtschaffen linguistischer
 Behandlung, als „erfahrungsmäßig“ vorhanden darthut. Die
 Sprachwissenschaft selbst hat vorläufig wichtigere Dinge zu thun,
 als sich mit so weit aussehenden und zugleich neblig-schwefeligen
 Projecten zu befassen. Was will man außerdem nur? Die Bi-
 bel sagt nicht mehr, als: zuvor habe es auf der Erde nur Eine Sprache
 gegeben. Welche aber diese gewesen, und vollends wie beschaffen,
 davon offenbart sie uns nicht das Allergeringste. Dann verschweigt
 sie zugleich nicht minder, in welchem Verhältnis die Vielheit
 von Sprachen zu jener Einen vor der Sprachverwirrung gestan-
 den habe und stehe; — und in Wahrheit wußte sie davon so wenig als
 wir heute; oder — weniger! Alles, was man hierüber, zuletzt
 Hr. Kaulen, zu wissen vorgiebt: mag hübsche Dichtung sein; auf
 wissenschaftlichem Grunde ruhende Wahrheit ist es nicht. Nimmt
 man aber einmal zu Wundern seine Zuflucht: da bin ich meiner-
 seits immer für das größte, d. h. am mindesten glaubhafte, Wun-
 der, weil nur ein solches, kein halbes und kleinliches der Würde
 der Gottheit entspricht. Wo stände aber geschrieben zu lesen, durch
 die sog. Sprachverwirrung seien zwar die Sprach-Wurzeln
 intact und (mit vermuthlich nur geringen Abänderungen) bis auf
 den heutigen Tag identisch gelassen; also wesentlich höchstens —
 mithin sehr einseitig — die Form der Ursprache afficirt? Wa-
 rum wurden denn nicht von Grund aus (also radical, radicitus —

auch in den Wurzeln) neue Sprachen gleichwie durch ein zweites göttliches Schöpfungs-Wort ins Dasein gerufen? Ich für mein Theil würde, dafern man mich an die babylonische Sprachverwirrung als historisches Ereigniß zu glauben zwänge, durchaus zu dieser weit tiefer greifenden Veränderung der Ursprache als ungleich größerem Wunder mich bekennen. Nur müßte ich als unvermeidliche Folgerung daran sogleich den weiteren Schluß knüpfen: wenn in den neuen Sprachen nach der Sprachverwirrung auch die Wurzeln neu sind: wohl an, dann ist kein Grund vorhanden, mindestens von den 72 Sprachen der Bibelausleger nicht jede mit, von denen jeder grundverschiedenen Wurzeln zu beschenken. Verwünscht hiedurch wäre natürlich aber auch jeglicher Zusammenhang mit der Ursprache, von der zu träumen man nicht müde wird. Doch, Wunder über Wunder, was nur Hr. Kaulen alles weiß! „Jeder“, so erklärt er uns S. 70. „der eine ursprüngliche Einheit aller Erdsprachen behauptet [behauptet!] muß, um folgerichtig zu bleiben [also der factische Thatbestand der Sprachen möge dawider zu sagen haben, was er wolle!], auch annehmen [annehmen; ja, das ist das rechte Wort], daß die Wurzeln sämmtlicher Sprachen [so lautet freilich die unbewiesene und schwerlich je erweisbare Voraussetzung] identisch sind und daß es einmal für sämmtliche Sprachen einen Zustand gab, in dem die Wurzeln den einzigen lebenden Sprachstamm bildeten.“ Da die Ursprache nach Hn. Kaulens Auslegung von sâphâh (labium) schon eine grammatische „Form“ besaß, so mußte diese, indem er die Ursprache von dem, durch ihn verlangten einstmaligen Monosyllabismus jeder Sprache wohl kaum ausnimmt, erst im Verlaufe der Zeiten (wann und durch wen? Adam's Sprache hätte folglich nur monosyllabisch, also nicht Hebräisch sein können) zu den d'hârim, oder „Sprachwurzeln“ (desgleichen Hn. Kaulens Deutung) hinzugetreten sein. O wie verfangt und „verwirrt“ sich doch der Glaube in seinen eigenen Behauptungen! Denn noch mehr: zugegeben, die Wurzeln sämmtlicher Sprachen seien identisch [und mit denen der Ursprache gleich], worin läge denn in den, mittelst der Sprachverwirrung neuentstandenen Sprachen, welche, der Voraussetzung gemäß, ursprünglich formlos nur in bloßen Wurzeln bestanden, bei gleichem Wurzeln-Vortath und noch ohne formelle Differenz — der gegenseitige Unterschied zwischen ihnen? Wäre dieser in jenen 72 Sprachen nichts weiter als ein mundartlicher, weßhalb wird dann zu dessen, sonst doch auch ohne Wunder so häufigen Herbeiführung Gott in eigner Person bemüht? Aus bloßer „Verwirrung“ entstehen ohnehin keine vernünftige Sprachen; höchstens ein kaum verständliches und unbrauchbares Kauderwelsch. Wo Sprachen sich mischen*) oder doch die eine auf eine andere überwältigt

*) Dazzu gehört auch das in Folge von Eroberungen Indiens durch Araber

aus einwirkt (z. B. das Latein): da mögen aus dem Wirrtwar
her allmählig (plötzlich auch nicht) neue Combinationen von

wärtige entstandene Urdu, d. h. Lager Sprache, wie sie mit Recht heißt,
und wie auch die römischen Leichter Sprachen in sie sein nicht grundlos
heßen franten, als sie, hauptsächlich durch Verbleiben römischer Leuten
und Militärleuten in den eroberten Ländern (hierin freilich im Gegen-
satz zum Urdu, wozu die Sprache der Eroberer fast nur lexikalisch
zu Geltung gelangte) mächtig geworden, sowohl in Grammatik als Wör-
terbuch die Oberhand behielten und bei den Eingewohnten der unterdrück-
ten Länder, anders als sehr vereinzelt, keine, um so stärkere Sprach-An-
leihen aber bei denjenigen Völkern (besonders germanischen Stammes;
Arabern in Spanien; Slawen in Dacien) machten, welche abwärts als
neue Eroberer sich in schon romanisirten Ländern anständig machten. Ich
kürze, der Kürze wegen, die Abh. über das Urdu, oder Hindustani,
und, wie das sonst damit wesentlich gleiche, nur unermüdet geliebene,
jüngere Indische Idiom heißt, das Hindi, in: An English-Hindustani
Law and Commercial Dict. By S. W. Fallon. Calcutta 1858.
p. XI.: Urdu, otherwise called Hindustani, is the current lan-
guage of a large portion of Hindustan, and especially, of Up-
per Hindustan. It is, in the main, a mixture of the mother-
tongue of the Hindoos with the language of their Mahomedan
conquerors. It is Hindi with a compound of Persian and Ara-
bic. The structure of the language, with its particles and
auxiliary verbs, and that large proportion of words and phra-
ses which express the most homely, elementary, and familiar
ideas, is Hindi. With these are mingled Persian and Arabic
words and idioms, employed, sometimes in the place of Hindi
phrases, sometimes in combination with them. — Hindi, its
main element, is derived from Sanskrit, and stands in the
same relation to it in which the Saxon element of English
stands to old Saxon. Hindi is Sanskrit, without its harsh, redun-
dant consonants, its many syllables, its multitudinous inflexions,
and its elaborate grammar. In obedience to the laws of language,
the superfluous consonants of the old parent stock have
been dropped, harsh letters and combinations have given way to
others softer and more easy to articulate, its syllables have been
reduced, particles and auxiliary verbs have been substituted for
inflexions, and the whole grammar of the language has been
made simple and practical. Fast, als hörte man — *mutatis no-
minibus* — von den sog. analytischen Sprachen Europas, nämlich
den romanischen Sprachen. So ähnlich sind sie in ihrem Haupt-
Inhalt dem Hindustani, ähnlich ist, daß man wohl versteht, ähnliche Verhält-
nisse und Ursachen bringen analoge Wirkungen (nicht nach der Laune des
Zufalls, sondern nach bestimmten Entwicklungs-Gesetzen) hervor. Wir
wollen aber noch ein paar lehrreiche Sätze zur Veranschaulichung des
Bildes, vom Hindustani in seinem Parallellismus mit einigen europäischen
Sprachen hieher setzen. In no instance has either of the compo-
nent languages effected any change in the Etymology or Syn-
tax of the other. The grammar of the mixed language is Hindi.
The Hindi phrases used in Urdu are precisely the Hindi phra-
ses of Hind. The Persian and Arabic words used in Urdu are
precisely the Persian and Arabic words of Persian and Arabic.
The union of the native and foreign elements is a mechanical,
not a chemical union. Also dürfte man das Hindustani auch nicht

Sprachen (wie die neulateinischen) hervorgehen; allein in dem Grade neue Sprachen, wie doch deren viele aus der Ursprache hervorgegangen sein müßten, — gewiß nicht. — Wollte man doch das Wunder nur am rechten Orte suchen! Denn mit der Sprache hat es allerdings — und ich sage das in vollem Ernste — eine äußerst wunderbare Verwandniß. Wunderbar und voll Räthsel ist z. B. für uns der Ursprung der Sprache überhaupt, und geheimnißvoll das Verhältniß von Begriff und Laut, so gut wie zwischen Geist und Leib. Wunderbar desgleichen die unendliche Schöpferkraft, welche sich in den Sprachen offenbart, nicht minder als in den Gebilden (z. B. in Fauna und Flora) der Natur. Wie spiegelt sich oft ohne Uebertreibung tausendfältig derselbe Gegenstand, derselbe Zustand, derselbe Begriff oder ausgeführte Gedanke in den unglaublich mannichfaltigen Ausdrücken, Formen und Wendungen der wirklich tausendjungigen menschlichen Rede? Ja, der Eine menschliche Geist mit seinem, wie reichen oder wie armen Gedanken = Inhalte gleich farbig gebrochenem Lichte offenbar werdend in der Gestalt von tausend Sprachen, mundartliche Unterarten ungerechnet! — Das ist ächtes Wunder; kein bloßer Kindestraum der Vorzeit. Doch will ich Niemandem neiden, wer „Dichtung dem Gedanken, Phantasie dem Wissen, Traum der Wahrheit untergeschoben“ — vorzieht. Jedem nach seinem Geschmade! Nur verlange nicht der Glaube von der Wissenschaft die zu weit getriebene Gutmüthigkeit, daß sie von ihm unbefugtes Dreintreten in ihre Angelegenheiten dulde, und ein Gemeng, was

eig. „Mischsprache“ nennen. Urdu, like English, is a composite language. But, unlike the Saxon element of English, Hindi, the base of Urdu, has not obliged the foreign terms which it admits, to bend to its own genius and character, and to appear as natives of the soil. It is not composite like the English of the present day, but rather like the English which preceded the age of Chaucer, when the native, and foreign elements were in a state of fusion and had not yet amalgamated. Like English, moreover, the separate elements in Urdu, have each a distinctive character. What the Teutonic element is to English, Hindi is to Urdu. What the classical element, Latin and Greek, is to English, Persian and Arabic are to Urdu. Hindi is the warp of the texture: Persian and Arabic are the woof. — This mixed language, the natural growth originally of close intercourse between the Hindoos and their Mogul conquerors who spoke Persian, continued to receive large accessions of foreign idioms for years after all intercourse had ceased. Hosts of Persian and Arabic words have been introduced by natives of the country who affect a foreign tongue, and make transfers in the mass out of worthless books imperfectly understood. Ganz wie vor Zeiten das sinnlose Bespiden unseres guten Deutsch mit nichtsnutzigen Fremdwörtern, vor allen französischen.

sich „Wissenschaft“ nur noch im Stile des übelberüchtigten *lucus a non lucendo* nennen würde.

Auch Hr. Kaulen vergißt zuweilen über der Apologetik die scheinbar übernommene Verpflichtung, zu seiner Beweisführung sich nur linguistischer Hülfsmittel und Methoden zu bedienen; und ich meinerseits muß es tief beklagen, wenn ein an sich so offener Kopf, wie unser Verfasser, seine schönen Gaben derart verkommen läßt und mißbraucht, daß er, in dogmatischen Vorurtheilen befangen, die doch so einfach kindlichen, ja naiven Erzählungen von dem ersten Gebrauche der Sprache und von Entstehung der Vielheit von Sprachen gänzlich mißversteht und dadurch verleitet wird, den Thatbestand z. B. rücksichtlich der Völker und Sprachen, soweit ihn bis jetzt die Wissenschaft sicher ermittelt hat, unter das Joch eines trotz hundertmaliger Widerlegung seiner Irthümer starrköpfigen und schwerhörigen Dogmatismus mit Gewalt zu beugen und jenen nach letzterem willkürlich zu verdrehen. — Am Rheine wurde mir glaubwürdig folgende Geschichte erzählt: Ein Goldarbeiter bekommt als Reliquien von einer Heiligen zwei Füße in Arbeit zum Behufe neuer Fassung in edle Metalle. „Aber, Vater“, fragt vorwitzig der Sohn, „hat denn die Heilige zwei rechte Füße“ (denn solche waren es) „gehabt?“ Drauf der Vater: „Sohn, schweig, das verstehst du nicht“. (An einer Heiligen, vermurthe ich, darf Alles nur rechter, nicht linker Art sein; und wird sie deshalb auch nur auf zwei rechten Füßen einhergeschritten sein; sich zweier rechten Hände bedient, das Herz auf dem rechten Flecke (d. h. nicht auf der linken Seite) gehabt haben, und so fort.) Gedenkt nun etwa die Dogmatik eben so unsere Wissenschaft auch selbst in denjenigen Dingen, welche letztere, und zwar sie allein angehen, darüber, was „rechts“ und was „links“ sei, bei sehenden Augen blind machen und zu gehorsamem Schweigen verurtheilen zu können? Und welche Zumuthungen doch werden nun an die Wissenschaft von ihr gestellt? Keine geringere, als wider die Natur zwei — rechte Füße stillschweigend und gläubig hinzunehmen an Einem menschlichen Körper! Kurz zusammengefaßt: jene berühmte „Umkehr“, der Krebsgang, wo der Wissenschaft nur noch zu denken und zu finden gestattet ist, was eine besondere Species Theologie ihr vorschreibt.

Den vollen Beweis hievon enthält Kaulen's neuntes Kapitel. „Die heilige Schrift lehrt uns“, wird S. 121. höchst zuversichtlich hingeschrieben, „daß Gott den ersten Menschen vollkommen geschaffen habe“. Vollkommen? Das soll Eccl. VII. 30. *jäschar rectum*“ bedeuten? Wäre das: so müßte un widersprechlich das Geschöpf dem Schöpfer, der Mensch Gott gleich; nein — da Gott allein „vollkommen“ heißen kann, Gott selbst sein. Und eine solche Behauptung, welche aufs schändeste sogar der Bibel Hohn

spricht, indem Gottgleichheit dem Menschen die Schlange ja erst nach dem Genuße der verbotenen Frucht verheißt, kann man die frei sprechen von dem Vorwurfe wenigstens unfreiwilliger Gotteslästerung? Weiter, wie ein wahrhaft „vollkommener“ Mensch an sich habe den Sündenfall erleiden gekonnt: das vermögen simple, nicht inspirirte Menschenaugen eben so schwer zu erkennen. Ueberhaupt, besorge ich, hat jene Lehre, „nach welcher der Mensch vollkommen aus der Hand der Schöpfung hervorging und allmählig durch Verberbniß und Verwilberung zu dem geworden ist, was er jetzt zeigt“ Schiffbruch gelitten an Erkennung des allgemeinen Entwicklungs-Gesetzes, welches Fortschritt vom Unvollkommeneren erst zum Vollkommeneren laut predigt (Schleiden, Pflanze S. 354.). „Diese Vermenschlichung“, so sei mir aus Humboldt's Versch. des menschl. Sprach-Baues S. 7. der Kürze wegen hinzuzufügen erlaubt, „können wir in steigenden [nur theilweise von Rückschritten durchbrochenen] Fortschritten wahrnehmen, ja es liegt theils in ihrer Natur selbst, theils in dem Umfange, zu welchem sie schon gediehen ist, daß ihre weitere Vervollkommnung kaum wesentlich gestört werden kann“.

Trotzdem „behauptet [also wieder nur: behauptet] jede gesunde [!] theologische Wissenschaft [Wissenschaft!] daß der erste Mensch bei seiner Erschaffung, wie die übernatürlichen Tugenden, so auch die höchste Fülle natürlicher Kenntnisse eingegossen erhalten habe. Eingegossen war diese Wissenschaft bloß wegen des Ausnahmezustandes [ah so! für einen Ausnahme-Zustand ist eine Ausnahme von allen vernünftigen Regeln gestattet], worin der erste Mensch sich befand; im Uebrigen war seine Kenntniß der unsrigen auf gewöhnlichem Wege erworbenen ihrer Natur nach gleich. Der Unterschied zwischen Adam's und unserer Erkenntniß liegt bloß darin, daß jene graduell über diese unermesslich weit hinaus ging. Seine Wissenschaft war, quantitativ genommen, von der allergrößten Ausdehnung, und was nur menschliche Geisteskräfte jemals erfassen können, das alles war Adam bekannt“. Man höre und staune ob der wirklich fast gottgleichen Allwissenheit der Theologie in unserem „aufgeklärten“ 19. Jahrhundert! Für mich, der ich kein Theologe bin und solcher Hellscherei nichts entgegen zu setzen habe, als den ganz gewöhnlichen Menschenverstand, der bekanntlich aber gar nicht Gemeingut aller Menschen ist (le sens commun n'est pas si commun), wird, wie an vielen anderen Orten des Buches, die beste Berufung die sein auf Hn. Kaulen selbst S. 25., wo er mit sehr, sehr, auch für ihn, beherzigenswerthen Worten bemerkt: „Jede Behauptung, die mehr, als bewiesen werden kann, in sich schließt, macht die Wahrheit der ganzen Sache verdächtig, zu deren Vertheidigung sie aufgestellt worden“.

Es werden dann einige katholische Kirchenschriftsteller citirt, die

und haarklein betweisen: Adam*) sei gewesen „der größte Theolog, der größte Philosoph, der größte Astronom, der größte Physiker, der größte Physiolog, den die Erde getragen“. Also am Ende auch etwa der größte Ethnolog, der größte Linguist, der größte Historiker? Unter Gott, warum hätte er dann nicht auch die Kunde von Völkern und Sprachen, die zu seinen Lebzeiten noch nicht vorhanden waren, und von der Geschichte, die erst seit und mit

*) Wer mehr von solchen anmuthigen Fabeleien zu erfahren wünscht, verweise wir auf Bahle im Artikel Adam. Nur ein Stückchen sei zur Be-
 lehrung der Leser hier mitzutheilen erlaubt. *Quelques Rabins se sont contentez d'égaliser en fait de science le premier homme à Moïse et à Salomon; mais quelques autres (wie mir, indem Moses und Salomon doch schon unter dem verderblichen Einflusse des Sündenfalles standen, im Grunde viel wahrscheinlicher vorkommt) ont soutenu, qu'il surpassait en cela les Anges, et ont allégué pour preuve le témoignage de Dieu lui même. Ils disent que les Anges aiant parlé de l'homme avec quelque sorte de mépris, lorsque Dieu les consulta sur sa création, Dieu leur répliqua que l'homme étoit plus habile qu'eux; et, pour les en convaincre, il leur présenta toute sorte d'animaux, et leur en demanda le nom. Ils se surent que répondre. Tout aussi-tôt, il fit la même question à l'homme, qui les nomma tous l'un après l'autre: et interrogé quel seroit son nom, et quel étoit celui de Dieu, il répondit tout-à-fait bien, et donna à Dieu le nom de Jehovah. Selon ces mêmes Rabins, voici le sens qu'il faut donner à cet Aphorisme de leurs Docteurs. La taille d'Adam s'étendoit d'un bout du monde jusques à l'autre, c'est qu'il connoissoit toutes choses. Auch waren es die Engel, welche, weil sie vor diesem Kiesen sich fürchteten, Gott vermochten, dessen Höhe auf neun coudées zu beschränken, wenn man nicht für glaublicher hält, Adam selbst habe sich durch sein sündliches Thun die Verfürgung zu bloß hundert Ellen zugezogen. Uebrigens möchte ich doch die Engel gegen Adam in Betreff ihrer geringeren Sprachkenntniß ein wenig in Schutz nehmen. Was sollten sie sich um Namen von Bestien kummern, mit denen ihre Geschäfte doch kaum je sie konnten in Berührung bringen? und außerdem, vermuthet ich, wußte Adam auch nicht mehr Namen von Thieren, als die paar auf Hebräisch, zu deren Erlernung ja wohl eine Stunde oder zwei ausreichen. — Denehin war Adam der schönste aller Menschen; was auch nicht zu verwundern, indem Gott, wird erzählt, als er im Begriff war, den Menschen zu schaffen, sich selbst zuerst mit der schönsten Menschengestalt bekleidete, und nach diesem Modell den Leib Adams bildete. „Adam war ferner“, wie die Rabathätschen Schriftten über den Landbau uns aufgedeckt haben, „der eigentliche Begründer, Beförderer und Verbreiter eines rationellen Ackerbaus und schrieb eins der geschätztesten Werke über den Ackerbau“. Das freilich wohl erst außerhalb Edens. Außerdem muß Adam „auf seiner 200jährigen Wanderschaft“, wie v. Gutschmid über das angeblich hohe Alter der Rabathätschen Werke spottend bemerkt (DMZ. XV, 32.), „ein schätzbares Material über die Flora Indiens, Persiens und Arabiens zusammengebracht haben, welches ihm, die früher von ihm als praktischer Gärtner im Paradiese gesammelten Erfahrungen hinzugekommen, zum wissenschaftlichen Botaniker in so eminenten Weise befähigen mußte, daß wir den Verlußt seiner Werke nur aufs tiefste beklagen können“ u. s. w.*

ihm anheben sollte, prophetisch voraus wissen sollen? Siebt man einmal so mit vollen Händen, — warum weigert man dann Adank noch die paar erbärmlichen Kleinigkeiten? — „Solche Wahrheiten sind es“, heißt es weiter, „auf deren Grund wir uns eine richtige Vorstellung von der Ursprache im Paradiese bilden können“. Mechanisch muß ich hier nach meinem Kopfe greifen, um zu erfahren, ob ich wirklich noch meiner Sinne mächtig bin. Doch nein: ich bin ganz wach, und hoffentlich auch bei richtigem Verstande. Nun denn — wir profanen Sprachforscher neiden der heiligen Wissenschaft nicht solche höhern Flügel und Kenntnisse, darunter z. B. die empfangene Eingebung von der Sprache im Paradiese. Man verschone uns jedoch mit solcherlei seltenen Confituren; denn wahrhaftig — unser Gaumen ist nicht dafür geschaffen. Wohl gemerkt, im vorigen Kapitel, dem achten, war bloß noch mit Hülfe der „Profan-Wissenschaft“ herausgebracht: „Wir können daher die Frage nach der Ursprache dahin beantworten, daß dieselbe eine Sprache gewesen, in welcher der Dentinhalt des Menschen mittelst einer, auf physischen Gesetzen beruhenden, Symbolik der Sprachlaute einen organischen Ausdruck fand. Insofern Spuren derselben Eigenthümlichkeit sich zumeist im Hebräischen entdecken lassen, steht dieses der Ursprache am Nächsten [?] und konnte demnach lange Zeit mit einiger Berechtigung selbst für die Ursprache gelten.“ D. h. nach theologischer Phantasie, und weil es vormalig, bei dem beschränkten Gesichtskreise der Kenntniß von Sprachen überhaupt und so den morgenländischen insbesondere, unter den alten asiatischen die einzige war, von welcher man erträgliche Kunde besaß. Trotz ihrer „Heiligkeit“ jedoch ist das Hebräische, und obgleich es Kaulen durch die Bezeichnung des Semitischen Sprachstammes als eines „flektirenden“ dem Indogermanischen als höher vorzuordnen bemüht ist, im Ganzen nur eine arme Sprache, die überdem an mancherlei wesentlichen Mängeln (z. B. dem Ungeschiek zur Composition und zu Periphrasenbau) leidet. In einem größeren Maße von Lautsymbolik aber größere Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit des Hebräischen vor anderen alten Sprachen suchen wollen, ist ohnehin ein sehr gebrechliches und zweifelhaftes Argument. Folgerichtiger jedenfalls gehen Andere seiner größeren Einfachheit halber z. B. vom Monosyllabismus des Chinesischen, als primitivster Form der menschlichen Sprache aus; was ich hier bloß angeführt haben will, ohne gerade dieser Meinung beizutreten. Vgl. Piper in Deutsch-morgentl. Ztschr. IV, 114 fg. Hr. Kaulen kennt natürlich, außer dem Hebräischen und, ich weiß nicht, ob mit seinen Semitischen Schwestern oder auch noch ohne sie — nur lauter postdiluvianische Sprachen, das Chinesische nicht zu vergessen. Für uns Sprachforscher übrigens

ein vollkommen antiquirter Begriff, oder vielmehr eine präbiludianische — Begrifflosigkeit.

Bermöge der Vollkommenheit, welche im Paradiese gewaltet, aber — ungeachtet ihrer Vollkommenheit — man begreift in der That nicht, warum, einen so höchst unvollkommenen und kurzen Bestand gehabt haben soll, gab es dort zufolge S. 90. „keine subjective Anschauung, keine singuläre Vorstellungsweise; für den damaligen Menschen gab es nur eine logische Denkform, die in vollkommener Harmonie mit der Existenzform stand.“ Und S. 93. „die Sprache hatte eine solche Beschaffenheit, daß sie den vollkommenen, adäquaten Ausdruck der Wirklichkeit bildete. So erfüllte sie, was der heil. Thomas von Aquin (vgl. S. 103.) als Postulat aufgestellt hat: Nomina debent naturis rerum congruere. Wenn aber derselbe Heilige sagt: Nomina non sequuntur modum essendi (nicht der vollen objectiven Wirklichkeit), qui est in rebus, sed modum essendi, secundum quod in cognitione nostra sunt (sehr wahr: nur subjectiv s. S. 186., und selbst noch viel fragmentarischer als in unserer Vorstellung!), — so zeigt uns dieß, auf welchem Weg eine solche Congruenz zwischen Sprache und Wirklichkeit zu Stande kam: durch die vollkommene, durchschauende Erkenntniß, die dem [also etwa nicht mehr enblichen und Gotte gleichen?] Menschen eingegossen war.“ „Das Verständniß des Hörers [in der Trias, Adam, Eva, — Gott reihum, dafern man etwa die Schlange als viertes redendes Individuum nicht mitzählt] war eben so unmittelbar, als das Sprechen des Redenden. Demnach war auch nur Eine Sprache auf Erden möglich; und wären auch noch so viele Paare [nicht schlau; allein der hintende Bote kommt nach], mit denselben Vollkommenheiten ausgerüstet, auf Erden erschaffen worden — sie würden, so lange sie im Besiße ihrer Vollkommenheit geblieben [und wie ist's möglich, daß wahrhaftige Vollkommenheit sich selbst aufgibt und verliert?], nur die einzig mögliche, einzig nothwendige Sprache geredet haben.“ Hat Hr. Kaulen diesen Satz etwa von Jobel, Gedanken u. s. w., S. 17? Da heißt es nämlich: „Wäre die Sprache den Menschen wesentlich [den Ausdruck verstehe ich, trotz seiner Contrastirung mit natürlich, vom Menschen aus eigener Kraft gewonnen, in solchem Zusammenhange nicht recht], so müßte sie nothwendig sein; so müßten alle Menschen nur einerlei Sprache haben (vgl. Kaulen S. 118.); so wäre weder Cultur noch Verschlimmerung derselben möglich; so spräche das Kind so gut wie der Philolog; welche Folgen!“ Also, wie die Wahrheit nur Eine ist: so deckten im Paradiese sich Begriff und Ding und Name (daher dābar nicht bloß das benennende Wort, sondern auch der damit benannte Gegenstand S. 91.), wie unterschiedlos, einander. Eine hübsche Sache um eine solche Sprache, die allen Irrthum,

ja jede Möglichkeit des Mißverständnisses ausschloße; die aber genau genommen, für das „vollkommen“ geschaffene Urpaar, das Alles weiß, nichts mehr eibdovoneinander zu erfahren hat und also auch kein Interesse, von irgend Etwas zu sprechen, — ein reiner Ueberfluß und Luxus gewesen wäre, und dessen ungeachtet, weil die Sprache als sinnliche Vermittlerin des Verständnisses (sensus quasi interpres, weil die Geister sich nicht unmittelbar fühlen, sentire, lassen. Augustinus bei Kaulen S. 120.) schlechterdings nur endlich sein kann, — der vorgegebenen „Vollkommenheit“ Adams und seiner Frau sehr empfindlichen Abbruch hätte thun müssen. Gott bedarf keiner Sprache. (Ueber Ausdrücke, verschieden in der Sprache der Götter und Menschen DMZ. IV. 300.) Deshalb schade drum, daß uns verschwiegen wird, auf welche Weise es nur Adam angefangen habe, zu erreichen, was mit einer irdischen Sprache, in welcher kein Gegenstand in seinem, höchstens ein charakteristisches Merkmal von ihm enthaltenden und somit ihn selbst nichts weniger als erschöpfend darstellenden Namen aufgeht, geradewegs zu den allerbäcksten Unmöglichkeiten gehört, ganz wie obige zwei rechte Füße an Einem menschlichen Körper? Jetzt, in unserer verderbten Zeit, die allerdings schon mit dem Sündenfalle datirt, ist der Zusammenhang zwischen Begriff und Laut nie mehr ein so „organischer, naturnothwendiger“, daß mit dem Namen alsobald die Wesenheit des Dinges ganz und ohne Möglichkeit des Fehlgreifens zugleich gesetzt wäre. Ein- und dasselbe Ding hat oft in derselben, wie viel mehr in verschiedenen Sprachen nach Laut und Namens-Grund gar abweichende Benennungen, während bei unbedingt und allseitig wahrheitlicher Bezeichnung ja gar keine Wahl möglich wäre zwischen einer Mehrheit von Bezeichnungen. Freilich die Buffon, die Blumenbach, Cuvier, und wie die großen Zoologen und Zootomen weiter heißen, mögen sich bescheiden, gegen Adam bloße Kinder und Stümper zu sein in ihrem Fache. Denn „Adams Vorstellungen entsprechen der wirklichen Beschaffenheit der Thiere“ S. 99. Das hätte ihn vielleicht befähigt, den Thieren treffendere Namen zu ertheilen, als Trivialnamen, oder auch selbst die in der Naturgeschichte üblichen, zu sein pflegen. Jedoch die Namen von jeglicher Einseitigkeit oder Mehrdeutigkeit zu befreien, lag dennoch außer seiner Macht. Das vermag keine Sprache, und wäre es die vollendetste, zu leisten. Eine Sprache, welche mit jeder Subjectivität auch den Act des bloßen Vorstellens ausschloße, und den Fortschritt von Begriffen zu Urtheilen und wiederum das Entstehen von Begriffen mittelst Urtheilens und Schließens wenigstens, so viel ich einsehe, überflüssig machte, höbe damit, in seiner Eigenschaft eines Mittels dem reinen und unvermittelten Denken sogar hinderlich, im Grunde sich selbst auf. — Uebrigens bin auch

ich keinesweges der Meinung, als sei an den Laut nur willkürlich und rein zufällig dieser oder jener Sinn von außen geknüpft, während entschieden, wie schwer verstandesmäßig zu erkennen und aufzuweisen und immer noch eher mittelst des lebendigeren Sinnes wahrnehmbar die Fäden ihres geheimnißvollen Wechselverhältnisses sein mögen, aus dem Laute selbst mittelst Herausführens von einem gewissen symbolischen Reflex der sprachlich damit verbundene (nicht eigentlich in ihn hinein gelegte) Sinn resultiren muß. Vgl. S. 104. — Weitere subtile Fragen, wie die, zu welchem Ende überhaupt nur im Paradiese es Thiere gegeben habe, da doch im Stande der Unschuld der Mensch ihrer in keiner Rücksicht bedürftig gewesen, mögen für den heil. Thomas von Aquin und seines Gleichen ein sehr bringendes Interesse haben (s. S. 97.). Ich selbst würde damit kein Stückchen Papier verderben, diente nicht zu besonderer Charakteristik von einer gewissen Art Theologie die mit Bezug auf jene Frage gefundene seltsame Auskunft. „Zu einem solchen Verlangen (nach einem ihm gleichstehenden Wesen und nach der Ehe)“ heißt es S. 96. äußerst unbesonnen, „mußte Adam das Bewußtsein von seiner eigenen Isolation, sowie von dem Bestehen eines geschlechtlichen Gegensatzes bringen, und dieses Bewußtsein ward in ihm hervorgerufen, indem Gott der Herr [Allerhöchstsich selbst, „wenn wir auch die Weise der Heranbringung nicht recht begreifen können“] die höher gebildeten Thiere ihm vorführte“. Die höher gebildeten, und zwar nur diese, wird bald darauf hinzugefügt, weil bei diesen „der Unterschied der Geschlechter am besten in die Augen fällt“. Und Adam, der große Zoo- und Physiolog, ja der „vollkommene“ Inbegriff und die Akademie aller Wissenschaften, wußte vom Geschlechts-Unterschiede der Thiere nicht mehr, als was der dummieste Bauerjunge weiß? Und ich erröthe noch länger dabei zu verweilen, zu welchem Zwecke Adam, wie man wissen will, diese Naturstudien machte. Mit welchem Namen soll man derlei seine Untersuchungen bezeichnen, mit deren alleiniger Anknüpfung schon, besorge ich, seiner Sache schlecht dient, die er damit glaubt vertheidigen zu können? Wie weise doch wäre es von den Auslegern der heiligen Schrift gehandelt, wenn sie so unendlich Vieles in ihr, das in aller Einfachheit menschlich-schön und -wahr gedacht und gesprochen auch den Menschen aufs tiefste zu ergreifen, und sein Gemüth zu Gott zu erheben, nicht verfehlen kann, von A bis Z auf dem Wege verpfeifen, daß sie es in herzlose und gedankenarme dogmatische Formeln umzusetzen, sich fruchtlos mühen, die oft auch nicht ein Sonnenstäubchen aufwögen auf dem sternbestückten Mantel der ewigen Gottheit.

Meine Leser mögen mir hier eine kleine Anfrage gestatten. Ist ihnen die zu Lyon bei Jaques Huguetau, ich weiß nicht in welchem Jahre erschienene Ausgabe: P. Ovidii Nasonis metamor-

phoseos libri moralizati cum pulcherrimis [ganz abscheulichen] fabularum principalium figuris in 4. je zu Gesicht gekommen? Wohl kaum. So mögen sie sich von mir erzählen lassen, es sei darin unter Anderem auch eine tropologica nonnullarum fabularum enarratio per reverendum patrem magistrum Petrum Lavinium philosophum poetam ac theologum, divini quoque verbi declamatorem celeberrimum ordinis praedicatorum (kann man mehr zusammen verlangen?) enthalten. An dem Manne müßte Jeder mit ächt christlichem Gemüth seine Freude haben. Natürlich ist im Allgemeinen falsch und Teufelswert, was die blinden Heiden geschrieben haben. Jedoch: si qua tamen gentiles fidei nostrae consentanea scripsere, ex Augustini sententia ab eis ut injustis possessoribus sunt auferenda; und da man auch vom Feinde lernen dürfe, so hat er nichts dawider, gelegentlich selbst inter declamandum (Predigen?) doctrinis gentilium uti, der Art, ut ad auditorum utilitatem, vitiorum objurgationem, virtutum quoque commendationem trahantur. Und, da schwer zu glauben, poetas sub fabulis nihil veritatis occultasse (nein, absolut Unvernünftig) kann ihren Dichtungen allerdings nicht zu Grunde liegen): nunc physica ratio, nunc tropologica, nunc allegorica latet. Nicht genug aber, daß nun durch dieses Hülfsmittel der seiner Nothwendigkeit wegen eben nicht zu wohl berufene Iose Schelm von Ovid wenigstens in einen beachtenswerthen Prediger der Moral, er, der Beschreiber so vieler an Schwänzen reichen Verwandlungen, lustiger Weise selber verwandelt wird: geräth unser Philosoph, Poet, Theolog u. s. w. über den, von ihm christlich ausge deuteten römischen Autor dermaßen in bewunderndes Entzücken, daß er namentlich mit Bezug auf dessen erstes Buch der Metamorphosen ausruft: Et nonnunquam se veritatis adeo exhibet amatorem et praesertim in nonnullis nostrae fidei consentaneis: primaria s. mundi origine: hominis ad Dei imaginem productione: aetatis aerae (quam innocentiae statum dicimus) descriptione: diluvii inundatione: Gigantum praelio; aliarumque multarum rerum elaboratissima recitatione, ut mihi paucis mutatis priscus ille legislator Moses de scripturis sanctis disserens videatur. Konnte dem Griechisch-Lateinischen Heidenthum in Betreff ihrer kosmogonischen Vorstellungen ein vollgültigeres Zeugniß gewisser innerer Berechtigung neben der mosaïschen Sage aufgestellt werden, als dies abseiten eines katholischen Priesters? Denn, was freilich letzterer zur Erläuterung hinzufügt, es möge wohl mittelst der Septuaginta eine Kunde von der mosaïschen Erzählung (aut etiam ipsi libri Mosaici) ad eruditissimi ingeniosissimique Ovidii notitiam, hindurchgedrungen sein, mit derlei allerliebsten Kunststücken ist heutiges Tages nicht mehr durchzukommen. Jetzt nur ein paar Bröckchen theologischer Auslegung von Ovidius Naso, über deren bitter-

ren Ernst noch in der Untertwelt der böse Schalk sich verquäglich gestimmt fühlen und vor Luft die Hände reiben müßte. Die drei schlechteren Zeitalter stellen — das ist ihr *sensus allegoricus* — die *tres principales ecclesiae persecutiones* vor: In prima siquidem quae tyrannorum fuit: martyres velut argentum igne, tribulationibus et persecutionibus probati (als ächt erprobt): et constantiae et amplissimarum virtutum splendorem emisierunt. Secunda persecutione ab haereticis in orthodoxae fidei documenta insurgentibus: ad homines catholicos pestiferum doctrinae virus: ut ab aqua per eris [aeris] mineralia transeunte. Die aetas ferrea aber gehört Antichristo hypocritarum principi. Hieron genug. — Weiter: Hac gigantomachia sensu allegorico: multiplex sacrarum literarum deprehendi: potest historia. Die Giganten sind übermüthige und gottesläugnerische Geister, welche in die Hölle geschleudert worden. Oder auch: man hat darunter Nimrod zu verstehen sammt Genossen beim Thurmbau. Und es begreift sich, daß wir dann die Geschichte von der discordia diversarum linguarum zugleich mit auf dem Tisch vorgefetzt bekommen. Gott schickte über die Menschen, welche, der Sündfluth ungeachtet, doch unlängbar bis zur Gegenwart in vielen Völkern über den Erdboden verbreitet leben, diesmal keine Sündfluth. Wohl aber jene discordia: cum prius omnes homines unius vocis existent: ut per multas absonasque voces intellectu carere potuissent. — — Babylon prius Sennaar vocatur. Dicta propter confusionem, quam circa locutionem suam tunc habuerunt. Hebraei namque abel (Babel?) confusionem appellant. Sic illa conspiratio dissoluta est: cum quisque ab eo quam non intelligebat abstraheret[ur?]: nec se nisi ei cum quo loqui poterat aggregaret. Et per linguas divisae sunt gentes dispersaeque per terras: quae tandem in unitatem fidei ab apostolis variis linguis loquentibus congregatae sunt. Ganz dasselbe, was Raulens neunzehntes, „Neue Spracheinheit“ (mitteltst des Pfingstfestes) überschriebenes Kapitel wieder aufwärmt. Hanc autem Nembroth gigantomachiam et turris erectionem pulchre [!] describit Ovidius. Montes siquidem montibus Gigantes imposuisse voluit. Nembroth et socii lateres lateribus addebant. (Soll der Vergleich selbst bis zu dem zwischen Bergen und Ziegeln herunter sich erstrecken?) Daß übrigens unserem Freunde Peter bei seiner tropologischen Erklärung dieses und manches Andere so wunderbar gelang: ist eigentlich kein Wunder. Denn, wie Dichter beim Beginn ihrer Werke pflegen, den Beistand der Musen sich zu erkheben, so hat jener sich durch einen Hülferuf an die himmlische Jungfrau gleich Anfangs das Gelingen seiner schweren Arbeit gesichert. Itaque quoniam tam magnarum rerum ponderi vires non sufficiunt: non ad Musas bicipitis Parnasi incolas, non ad Clarissimam

Apollinem auxilium petiturus me convertam, sed ad illud caelestis aulae lucidissimum sidus, virginem Dei genitricem u. s. w.

Man wird Vieles dem Zeitalter des Lavinius zu Gute halten müssen. Würde man aber auch jetzt gegen einen Petrus Lavinius redivivus die gleiche Nachsicht üben, und, wer nicht gerade so weinerlicher Natur wäre, als „bei groote Blarrhals, heit set Heraklitus“, wie der vormalige Pastor zu Zimmer bei Hannover Sadmann in seinen plattdeutschen Predigten sich sehr plastisch ausdrückt, einen solchen Wiederkömmling nicht vielmehr gerechter Weise in der Laune von „Demokritus, dem Gnickebart“ empfangen? — Wünscht jemand nicht ausgelacht zu werden, so muß er auch Sorge tragen, sich nicht lächerlich zu machen. — „Die erste Auslegung ist die nach dem buchstäblichen Sinn, die nur auf den schlichthistorischen, oder moralischen und einfach dogmatischen Inhalt und dessen grammatisch richtiges Verständniß ausgeht [sic] vermurthe stark: die allein und ausschließlich berechtigte]. Die zweite Erklärungsart ist eben die allegorische, welche als ein Verstehen nach dem Geiste [?] neben dem buchstäblichen und historischen, auch den tiefern symbolischen Sinn, und die typische Bedeutung ans Licht bringt. Die dritte und höchste Auslegung aber ist die nach dem verborgenen mystischen Sinn, welcher, es sei nun mit oder ohne Bild, auf dem Geheimniß der Seele, und ihrer Vereinigung mit Gott beruht, sowie die Deutung auf das innige psychische Verständniß dieses Geheimnisses gerichtet ist“. Wer ist Urheber dieser Worte? Man rathe. — Friedr. Schlegel (Gesch. der alten und neuen Lit. 2. Aufl. S. 124., citirt von Kaulen S. 137.); wohlverstanden: der Convertit Schlegel! Wie weit und wodurch unterscheidet sich Schlegel in dieser doppelten und dreifachen Auslegungs-Methode vom Petrus Lavinius? Ihr Philologen aber könnt noch viel lernen aus solcherlei hermeneutisch-egegetischen Ergießungen. — Dem Ovidius moralizatus würde in vielen Punkten das *Vetus Testamentum* kaum nachstehen, wie es von Rabbinen und christlichen Theologen vielfach zugerichtet worden.

Ueber Kap. X. „Ursprung der Sprache“, wie schwer das Thema an sich sei, dürfen wir schon rascher hinweggehen, indem der Verfasser selbst schnell fertig ist mit seinem Verdammungs-Urtheil über mehrere, zum Theil allerdings einseitige, allein doch keinesweges absolut unwahre oder ungereimte Erklärungs-Veruche in Betreff des vorhin erwähnten Gegenstandes. Sie sind, auch der durchdachte und bis jetzt befriedigendste von Steinthal, zu weltlich. „Einläßlichere Betrachtung verdienen nur diejenigen Lehren vom Ursprung der Sprache, die sich auf den [nun freilich, obwohl ohne allen Beweis, als mathematisch gewiß hingestellten] Glauben an einen vollkommeneren und edleren Urzustand des Menschen, als sein jetziger ist, anschließen“. Bekanntlich entschied

sich in der, übrigens sehr schief aufgestellten Alternative: „Die erste Sprache ist entweder von Menschen, oder sie ist von Gott, als dem Schöpfer aller Dinge, und dem Lehrmeister der Menschen“ Süßmilch, gegen welchen besonders Herber's Preischrift gerichtet ist, für den zweiten Fall; und man sollte vermuthen, diese Meinung vom göttlichen Ursprunge der Sprache, zumal durch unmittelbare Offenbarung, habe von je bei der strenggläubigen Theologie Gnade finden und vor allen anderen gepflegt sein müssen. Doch nein, im Gegentheil. „In der Kirche ist diese Meinung zuerst von Eunomius aufgestellt, aber sogleich auch heftig bestritten worden. Bei den großen Lehrern der Kirche findet sich überhaupt diese Meinung von göttlicher Offenbarung der Sprache nicht vertreten. — Erst in der letzten Zeit, anknüpfend an die Untersuchungen des Herrn von Bonald hat sich in Frankreich eine Schule [bei sog. Traditionalisten] gebildet, die zu der Mehrzahl der katholischen Theologen [also irrgläubiger Weise?] in Widerspruch getreten ist und für ihre eigenthümlichen Lehren von dem Verhältniß zwischen Vernunft und Glauben den Fundamentalsatz festhält, der Mensch habe durch göttliche Mittheilung der Rede erst denken, dann sprechen gelernt“. Gott hat den ersten Menschen vollkommen (?) geschaffen (Eccl. VII. 30. in der Sept. εὐδῆ, Luther: aufrichtig, aber nicht: vollkommen), so wird S. 121. argumentirt. „Zur Vollkommenheit des Menschen aber gehört ganz gewiß der Besitz der Sprache. Denn wenn auch die Denkraft des Menschen, wie oben gezeigt, nicht durch die Sprache allein bedingt ist, so erhält dieselbe ihre vollendete Ausbildung doch nur in und mit der Sprache. Gehört nun zur Vollkommenheit des Menschen auch die vollständige Entwicklung seiner Intelligenz, so würde der Mensch nicht vollkommen geschaffen worden sein [der Beweis hierfür aber, da obige Bibelstelle keinen gewährt, wird im Saß behalten], wofern die Sprache ihm erst in irgend einem Augenblicke nach der Schöpfung zu Theil geworden wäre“. Und ferner S. 122: „Die Wahrheit hinsichtlich der Sprachentstehung ist die, daß die Sprache dem Menschen in der Schöpfung als ein Geschenk Gottes zu Theil geworden ist“. Also doch — offenbart, trotzdem das weiter vorhin geläugnet wurde? Nein „anerschaffen“, was aber nicht in dem Sinne verstanden werden soll, „als ob die Sprache eine organische Naturthätigkeit sei“, was freilich eine nicht zulässige Meinung wäre, dafern man von der Naturnotwendigkeit der Sprache (*φύσει*) den nicht minder bei ihrem Werden und Umbilden mitwirkenden zweiten Haupt-Factor ausschloße: die menschliche Freiheit (*θεω*). In so fern können wir unterschreiben, was Kaulen S. 124. hinstellt: „Der Ursprung der menschlichen Sprache muß daher näher so erklärt werden, daß die Sprache in potentia eine dem Menschen anerschaffene [relative!]

Vollkommenheit bildete, während sie in actu eine freie That des Menschen blieb“. Den nothwendigen Vorbehalt wegen der „Vollkommenheit“ abgerechnet: einverstanden. Aber eben dies Verlangen, und die Anknüpfung an den schönen Traum, aber doch immer nur Traum vom Paradiese verdirbt wieder Alles. „Die Fähigkeit zur Rede zwar ist ein Werk dessen, der unsere Natur so (anatomisch und geistig) eingerichtet hat; die Erfindung der einzelnen Namen aber ist je nach dem Bedürfnisse, das Vorhandene zu benennen, von uns geschehen. — Eine Kinderei, eine jüdische Einfältigkeit und weit von christlicher Hochherzigkeit entfernt ist es, sich einzubilden, der große und höchste und über jeden Namen und Begriff erhabene Gott, — der setze sich wie ein Schulmeister hin und mache sich den Spaß, in solcher Weise Namen zu schmieden“. Vortrefflich gesprochen vom heil. Gregor von Nyssa Opp. ed. Paris. 1638. T. II. p. 768. B. bei Kaulen S. 127. Aber doch achtete derselbe Gott es nicht für zu gering, Adam das Vieh vorzutreiben, ut videret, quid vocaret ea? (Zufolge S. 136. ein Act, und zwar der einzige, von Adams Herrschergewalt über die Thiere). Noch mehr. In diesen Worten liegt zufolge S. 112. der Beweis, „daß Sprachfähigkeit bei Adam sowohl in actu als in potentia vorhanden war“. Waren nun die Namen der Thiere*) — denn Hr. Kaulen zwingt uns zu derlei sonderbaren Fragen — in Adams Seele bereits vor der Thierschau zugleich mit dem Bilde der bis dahin noch nicht von ihm gesehenen Thiere fertig vorhanden, oder gerieth er erst nachher durch den Anblick der ihm vorgeführten Thiere vermöge der nun erst erlangten Kenntniß von ihren Eigenschaften auf passende Namen für sie? Wo bliebe letzterenfalls aber die ihm angepöbelte „Vollkommenheit“ der Sprache? und nimmt Kaulen denn für den ersten Fall gar keinen Anstoß an des Urmenschen prophetischer Voraussicht, wenn er für alles dereinst ihm etwa Vorkommende ein wohllassortirtes Lager von selbst gefertigten Namen (s. oben) bereit halten mußte, welche dessenungeachtet jedem beliebigen Dinge wie auf den Leib zugeschnitten „vollkommen“ gut saßen? Um Vergebung; allein ich bin nicht schuld daran, wenn in diesen Annahmen ein paar Abgeschmacktheiten stecken sollten. Quis enim credat, sagt zwar schon rationalistisch genug, indeß, meine ich, ganz verständig, Borrichius (De causis div. ling. p. 7.), „Chamigenas, cum circa Babel adhuc haerent, indidisse nomina tot speciebus

*) Es mag nicht unpassend erinnert werden, wie zufolge der Indischen „Sündfluth“ S. 31. der Gott dem Manu anrath: „Und die Samen auch alle, wie sie immer genannt von den Zweimalgebornen (Brahmanen) vermalst: vigāni — yathōktāni dvigāi: purā, bringe in dies Schiff, wohlverwahrt, abgesondert“. Hier sind also die Brahmanen, als die oberste und dabei Lehrende, die Namensgeber gewesen für die Samen, d. h. wohl die Urwesen bei ihrer Entstehung.

placium, avium, ferarum, marmorum, gemmarum, metallorum, herbarum, arborum, quas in Aegypto tandem conspicerere ipsis licuit, nunquam antea visas, nunquam fortasse auditas? Similia de animalibus, plantisque Aethiopiae, Persidis, Arabiae, Hella-
dis quis non animo comprehendet? Quippe nihil certius, quam omnem non ferre omnia tellurem. Im Uebrigen glaubt der Mann an Hebräisch als Ursprache, die, nicht ohne Spuren ihres Daseins in den Sprachen zurückzulassen, die Verwirrung habe erleiden müssen. — Doch an Adam war nun einmal Alles vollkommen, selbst bis auf das Essen herunter. „Sein Essen war ein ethischer Act, ein Ausdruck vollkommener (!) Gottesberehrung; das Bauen des Gartens [also dies schon vor dem Sündenfall und nicht bloß zur Vertreibung der Langeweile?] war zugleich [ein artiges Wortspiel!] seine und der Natur höchste Erbauung“ S. 136. vgl. 124.

Nicht nur von der Ursprache im Paradiese, sondern auch vom Verhalten der menschlichen Rede nach dem Sündenfalle weiß uns Hr. Kaulen den allernähesten und umständlichsten Bescheid zu geben bis ins Kleinste hinein. Nur bin ich nicht darüber im Klaren, woher er diese schönen Säckelchen genommen haben will, indem wir im Uebrigen, keinesweges, wie, so scheint es, er selbst, von der Ueberzeugung beherrscht als möchten Hrn. Kaulen über die bewegten Punkte gewisse ausschließliche und besondere Offenbarungen zu Theil geworden sein, leider zu geneigt uns fühlen, ihm entgegenzurufen: Tu mecum ignoras. Was nicht Alles jenem unglücklichen Apfelbisse aufgebürdet wird! „Dem Abfall des Menschen von Gott und seinem innern Zerwürfniß entsprach der Abfall der gesammten Natur von dem Menschen, ihrem ehemaligen Herrscher“. Der Sprache ergeht es von nun an nicht besser: mit der „Vollkommenheit“, welche sie bis dahin besaß, hat es jetzt ein Ende. „Wie die Ideen des Menschen nicht mehr der Wirklichkeit in vollkommener Weise entsprechen, so bildet das Wort auch nicht mehr [was es nie gethan und nie thun kann] den adäquaten Ausdruck des Begriffs. Der organische Zusammenhang zwischen Begriff und Laut verlor mit der Harmonie, die zwischen Seele und Leib geherrscht hatte, seine Wurzel, und dies um so mehr, weil auch die Kenntniß der eigenen Natur im Menschen so tief beeinträchtigt und geschwächt war [daß sogar erst ein Heide wieder die Mahnung zum: Lerne dich selbst kennen! an den Menschen richten mußte, füge ich hinzu.]“ Und: „Wie alle Handlungen des Menschen die religiöse Weihe verloren, die ihnen erst innegewohnt, so sank auch die Sprache nunmehr zum Mittel des gewöhnlichen Verkehrs [so, nur dessen und also nicht auch zum Niederschreiben des A. T. ?] herab. Die wichtigste Folge dieser Erniedrigung war die, daß der Mensch nunmehr die Sprache gebrauchte, ohne sich der in ihr liegenden Bedeutung bewußt zu bleiben“. Dieser letzte Satz berührt die jedem Sprachforscher sich aufdrin-

gende Beobachtung, daß sich die Gebilde der Sprache zu uns herabwärts allmählig in ihren etymologischen Bezügen und rückwärtslich der subjectiven Anschauungen und Vorstellungen, welche ersteren von Hause aus unterliegen, verbunkeln und minder durchsichtig werden. Diese möglichst hell und aufgefrischt dem wissenschaftlichen Bewußtsein wieder zuzuführen ist anerkannter Maassen eins der Hauptgeschäfte des Sprachforschers. Wie aber des zarten Kindes erste und wichtigste Geistes-Arbeit, die in wahrhaft staunenswerther Schnelle von ihm vollbracht wird, darin besteht, sich die (also bereits vorhandene) Muttersprache anzueignen: so war des Jugendalters der Menschen und Völker erste Aufgabe unstreitig die Schöpfung ihrer Sprache und Sprachen, welche als ein unabweisbares Bedürfniß der menschlichen Natur, auch ohne Bezeichnung auf Schöpfungen, die mittelst der Sprache zu Stande kommen, schon lediglich um ihrer selbst willen sich hätte vollziehen müssen. Natürlich aber überwog allmählig der in der Sprache niederzulegende gedankliche Inhalt die Sprache selbst, sein Gefäß und Organon, während letztere, als in der ersten Werbelust des Schaffens noch zunächst sich selbst Zweck, allem Vermuthen nach, zuvor über jenen das Uebergewicht hatte. Daher erklärt es sich leicht durch sich, wie es gekommen, daß, nachdem die Sprache mehr zu einem Mittel herabgesetzt worden, dieses Mittel nicht nur durch den langjährigen Gebrauch oft zwar vielfach, was die geistigen Interessen anbetrifft, vertieft und gehoben, allein daneben insbesondere rückwärtslich ihres für untergeordneter angesehenen Moments, des Lautes, mit einer gewissen Sorglosigkeit behandelt und stellenweis abgenutzt sich fort und fort umgestaltete und von seiner ursprünglichen, freilich mitunter rohen Naturwahrheit entfernte, ja zu einer scheinbar conventionellen Zeichenwelt herabsank. Vgl. Hr. v. Hahn, Mythol. Parallelen S. 6.: „Nach dieser Auffassung war das Wort für den Urmenschen, der es bildete, etwas weit Umfassenderes, als es seinem späteren Entel sein kann, der es als fertige Form erlernt hat; es war ihm auch seiner Form nach ein lebendes Bild des erhaltenen Eindruckes, während jener darin nur [kaum: nur] ein todttes, telegraphisches Zeichen für irgend einen Gegenstand erblickte, ohne daß die Form dieses Zeichens irgend eine Saite seines Inneren anschlägt. Insofern aber diese Wortform in dem Reproducenten einen sympathischen oder antipathischen Seelenreiz hervorruft, kommt ihr die Bedeutung des Symbols zu. Das Symbol stirbt ab, das Zeichen bleibt. Das ist in nuce die Geschichte des Wortes“. Uebrigens in den abstracteren Parthien der Sprache hat man das Verblaffen der ursprünglich für den reinen Begriff zu lebhaften, der Anschauung abgeborgten sinnlichen Bilder nicht einmal immer für den Gebrauch, wem schon stets mit Bezug auf etymologische Forschung, tief zu beklagen. Wie unnöthig, ja stö-

rend, hat schon W. v. Humboldt erinnert, würde z. B. bei den Zahlwörtern sein, fühlte man in ihnen, noch außer ihrem jedesmaligen reinen Zahlbegriffe, deren subjectiven Entstehungs-Verthe (z. B. in Malayischen Idiomen lima Hand, und, der 5 Finger an ihr wegen, fünf) mit durch! — Nicht viel schwerer einzusehen ferner ist, wie hauptsächlich unter erklärlichem Einfluß von Raum- und Zeit-Unterschieden sprachliche Einheiten späterhin in, oft wieder durch Unterabtheilung in sich neugespaltene, jedoch stets genealogisch zusammengehaltene Vielheit zerfahren sind. Das, sowie den, ohne Annahme schon gleich beim Beginn verschiedener Ausgangspuncte schwer zu enträthselnden Unterschied stammfremder [d. h., meine ich, genetisch unvereinbarer] Sprachen noch jenseit mundartlicher (oft nach höherem Maasse mundartlicher) Differenz, auf Rechnung eines Sündenfalls zu setzen oder für Bestrafung menschlichen Hochmuthes auszugeben mag getrost theologischen Vorstellungs-Weisen überlassen bleiben, wenn die Theologie für ihre Zwecke glaubt dergleichen kleiner Stützen durchaus nicht entzihen zu können. In der Sprachwissenschaft kann von solchen Dingen, welche völlig außerhalb ihres Bereiches liegen, gar nicht die Rede sein. Ohnehin ist Hr. Kaulen gütig (und ich hoffe, auch verständig) genug, um einzuräumen: „Wie die ganze Depravation [vielmehr umgekehrt: Verbollkommnung] des Menschen nur eine allmählig fortschreitende war, so konnte auch die Sprache nicht anders, als stufenmäßig, ihre Vollkommenheit [wir haben besprochen, in wie weit dies Wahrheit enthält] einbüßen. — — Hätte die junge Menschheit nicht aus dem Paradiese einen staunenswerthen Reichthum an Kenntnissen mit in die Verbannung hinüber genommen, so ließe sich nicht begreifen, wie von den ersten Generationen [nämlich nach schwerlich begründeter Annahme der Sage] schon die allerwichtigsten Einrichtungen und Erfindungen gemacht werden konnten, auf deren alle späteren Errungenschaften des civilisirten Menschen beruhen. Die Sprache konnte um so weniger eine plötzliche durchgreifende Veränderung erfahren [nein, Todessprünge sind in der Geschichte der Sprache selten oder nie zu finden], weil [Worte Worte!] die Menschen vollständig [?] im Besitze derselben waren und die Fertigkeit, die sie im Gebrauch derselben besaßen, in größerem oder geringerm Grade mit in ihren neuen Zustand hinübernahmen“.

„Zwei Jahrtausende waren indessen über die Erde gegangen, ohne daß die ursprüngliche Spracheinheit zersplittert worden. Was wir als Grund hiefür anzusehen haben, sagt uns Gott selbst, wenn er in der ganzen Menschheit findet „Ein Volk und Eine Sprache (Gen. 11, 6)“ Die Einheit der Sprache war aufrecht erhalten dadurch, daß die Menschheit zu einer einzigen Völkerschaft aneinandergeschlossen blieb“. Wie geschieht das Hereinziehen von Gottes eigenem Worte, dem freilich nur ohne Erfolg widersprochen

werden könnte! Die Schlussfolgerung daraus hingegen ist äußerst menschlich (*errare humanum est*), oder vielmehr, in so fern man doch auch auf die logischen Gesetze des Menschen eine billige Rücksicht zu nehmen hat, nicht menschlich, d. h. wider die Natur menschlichen Denkens. Noch nie ist durch tautologische Erklärungen das Geringste erklärt worden, und die obigen Sätze enthalten wahre Muster eines *idem per idem*. Also: die Spracheinheit ist geblieben; Grund, — weil bis dahin die Sprache nur eine, und demnach die Menschheit ethnisch und linguistisch auch eine Einheit geblieben. Und woher dies durch zwei Jahrtausende sich hinziehende Wunder? Das wäre zu erklären gewesen. Auf zum Theil hochaltrige Zeugungen freilich, wie von den langlebigen Patriarchen (und zum größten Theile ohne Angabe der erzeugten „Söhne und Töchter“) erzählt werden, erlitten unter Voraussetzung von deren Wirklichkeit gegenwärtig ermittelte statistische Gesetze der Bevölkerungszunahme kaum Anwendung (trotz Kaulen Anm. 242.); und fast scheint es, als will die Sage nicht einmal das Vorhandensein schon eines Volkes, höchstens einer Gené, einer größeren Familie, angenommen wissen, die dann freilich Anfangs nur auf einen im Verhältniß äußerst kleinen Raum Asiens vertheilt gedacht werden müßte, obschon bereits unter den Enteln Noahs, seines Sohnes Cham zu geschweigen, mehrere Namen von Völkern aus den drei alten Welttheilen entlehnt vorkommen, gleich als ob es nur einer Generation oder zweier bedürfte, um zu einem Volke heranzuwachsen. Allem Vermuthen nach mit der Wirklichkeit unverträgliche Phantasien, da nicht, was die Erzählung bei genau buchstäblicher Auslegung von Noahs nächster Nachkommenschaft verlangt, verschiedensprachige Völker könnten urplötzlich und über Nacht mit einem Fuße aus der Erde gestampft werden. Ob aber möglich, eine Sprache erhalte sich zweitausend Jahre hindurch ohne alle bedeutendere, mindestens mundartliche Unterschiede: steht nach unseren Erfahrungen in dieser Hinsicht ungemein zu bezweifeln.

Doch halt! es ist unserem Vf. vorhin durch uns Unrecht geschehen. Denn siehe, als Band, wodurch die erste Menschheit zu Einem Volke [so!] zusammengehalten wurde [also der schon aus Gen. 10. folgenden Geschiedenheit in Völker zum Troh], giebt er S. 144. ausdrücklich an: „Gleichheit der religiösen Anschauung, d. h. die traditionell im Munde der Erzbäter fortgeerbte Einheit des Glaubens, als Vermittlerin des ursprünglichen Volksebewußtseins“. Und dazu ein Dictum von Schelling aus dessen Einl. in die Philos. der Mythologie: „Die der Trennung vorausgegangene [postulirte] Einheit des Menschengeschlechts, die wir uns nicht ohne eine positive Ursache denken können, konnte durch nichts so entschieden erhalten werden, als durch das Bewußtsein Gottes allgemeinen und der ganzen Menschheit gemeinschaft-

lichen Gottes.“ Ich läugne gewiß nicht, daß Glaubenseinheit zwischen Glaubensgenossen ein mächtig sie zusammenhaltendes Band sei; allein die religiöse Art Einheit oder Verschiedenheit deckt sich mit Sprachgenossenschaft nichts weniger als vollständig und immer. Deutschland birgt in seinem Schooße gleichmäßig Katholiken und Protestanten, ohne daß sie darum aufhörten Deutsche zu sein. Und hinwiederum z. B. Deutsche Katholiken; Romanische (in Italien, Spanien, Frankreich u. s. w.); Irische (d. h. zum Keltenstamm gehörende) oder Polnische (mithin Slawische) — Katholiken sind trotz ihrer Glaubens-Einheit sprachlich mit nichten über denselben Kamm zu scheeren. Es durchbricht die Religion oft genug sprachlich um die Völker gezogene Grenzen, wie z. B. der in Indien zur Welt gekommene Buddhismus, gerade von hier vertrieben, sich nicht nur über Ceilon nach den, einshlbige Sprachen redenden Völkern Hinterindiens mit Erfolg hingewandt hat, sondern über Tibet Mongolen (mit agglutinirendem Sprachidiome), monosyllabe Chinesen, und Japaner, deren Idiom wieder ein mehrshlbiges ist, mit sich forttrifft Angesichts der bunten Mannichfaltigkeit der nun buddhistischen Völker in ihren Idiomen. Ähnliches beim Islam. Sprache und Religions-Form sind zwei nicht schlechthin und unverbrüchlich mit einander verbundene Mächte. Kaulen aber stützt uranfängliche Sprach-Einheit der Menschen mit Glaubens-Einheit sowie rückwärts Glaubens-Einheit mit Sprach-Einheit S. 145. Wir sind aber der einen so wenig als der anderen vollkommen versichert, indem wir dafür kaum andere Gewähr haben als die jüdische Dichtung. Um deswillen können wir uns auch an die besonderen „Pläne Gottes“ und die von ihm beabsichtigten, allein durch die Menschen in ihrer Blindheit und Verstocktheit zunichte gemachten Heilsanstalten, die S. 146. folg. daraus, als wäre man bei ihnen ausdrücklich zu Rathe gezogen, mit seltener Einsicht hergeleitet werden, als an strict zu nehmende Wahrheiten nicht sonderlich gebunden erachten. Also da soll es z. B. klar sein, daß jene vermeintlich „ursprüngliche Volks- und Sprach-einheit im göttlichen Plane lag; denn der Wille Gottes, die gefallene Menschheit wieder aufzurichten, setzte auf Erden Uebereinstimmung im Glauben voraus. Ohne diese konnten die Verheißungen des Herrn von dem kommenden Heil nicht ungetrübt überliefert und bewahrt werden“ u. s. w. u. s. w.

„So wie der erste Mensch geglaubt hatte, Gott gleich sein zu können an Erkenntniß [und was hätte daran gefehlt, wenn nach Kaulens sehr breit getretener Behauptung oben Adams Kenntniß wirklich eine „vollkommene“ war?]: so dachte jetzt (gleichsam mit Steigerung in dem Weltbrama?) das junge Menschengeschlecht in der Vereinigung aller einzelnen Kräfte [also in Wahrheit jetzt doch nur bei Schwäche im Einzelnen — *unitis viribus*] Gott dem Herrn an Macht gewachsen zu

sein. Sie schickten sich vereint an, ein Werk zu verrichten, das die Absicht Gottes in Bezug auf ihre Ausbreitung auf Erden (und woher wußten sie diese, angeblich ja erst durch ihr Thun bei Gott zum Entschluß gebrachte Absicht zum Voraus?) vereiteln sollte, und dachten in diesem den Mittelpunkt einer Gemeinschaft zu finden, in Kraft deren sie von der Abhängigkeit gegen Gott sich emanzipiren könnten. — Die Einigung der Menschen trug jetzt nur den Charakter der Feindseligkeit gegen Gott an sich. [Was bis dahin ein ganz vorzügliches Heil der Menschen gewesen, eine einheitliche Sprache, wiewohl längst nicht mehr die „vollkommene“ des Paradieses, drohte nun — wem? — zum Unheil zu werden, und darum, sollen wir glauben, nach dem Muster der Weltalter eine abermalige Verschlechterung der menschlichen Rede: Spaltung in sich selbst, Vielzüngigkeit. Und das wären nicht kindliche Vorstellungen?] „Das Band also“, heißt es dann S. 148. mit seltsamer Begründung weiter, „mußte nun zerrissen, und die Menschheit mußte gespalten werden, damit das ungeheure Uebel, das in die Welt kommen sollte, verhütet, und aus den Trümmern des einen Menschenvolkes so viel für die wahre Religion gerettet würde, als nur die Freiheit der zu Erlösenden möglich macht“.

Nach Josephus erfolgte die gewaltsame Zerstörung des babylonischen Thurmbaues, weil die Menschen auf den Rath Gottes nicht hören wollten, der Ebene von Sennaar, welche nach der großen Fluth allmählig überbevölkert worden, durch Ausfendung von Kolonien, Erleichterung zu verschaffen. Derjenige aber, welcher sie, seiner Erzählung zufolge, zum Uebermuth gegen Gott und zur Mißachtung desselben aufreizte, war Nimrod, Enkel des mißachteten Hams, des Sohnes Noahs. Vgl. Böhmer, das erste Buch der Thora S. 161: „Die Katastrophe fiel also nach dem Redactor entweder unter Semiramis, die 2182. antrat, oder noch unter Ninus, d. h. Nimrod (eine Identität, die wir im Anhang begründen werden; [vgl. DMZ. XV, 7.]). Zwar stellt der zweite Erzähler in der Genesis den Begründer der assyrischen Großmacht als einen gottesfürchtigen Jäger („vor dem Herrn“ eig. contra dominum? Kaulen S. 148.) dar, aber es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß man schon zur Zeit des Redactors auch das, als Zeichen titanischer Selbstüberhebung angesehene Unternehmen jenes Thurmbaues, wie Josephus thut, dem Nimrod zugeschrieben, von dessen Dynastie es jedenfalls herrührt, und daß der Redactor dieser Ansicht gefolgt sei. Allein es steht, zumal er den Nimrod bei dieser Gelegenheit nicht nennt, andererseits auch nichts im Wege, für möglich zu halten, daß er vielmehr, wie Diodor, die Semiramis als die Thurmbauerin angenommen“. Zur Erläuterung des schon in der Bibel enthaltenen Spieles mit dem Namen Babel, als hieße es „Verwirrung“, kann noch ein von Böhmer a. a. D.

erwähntes Gegenstück dienen. Das Thargum Jeruschalmi I. nämlich findet die revolutionäre Tendenz Nimrods schon in seinem Namen. Nach Böhmer S. 311. s. v. a. Nammiri, was auf assyrischen Inschr. zufolge Oppert Deutsch-morgentl. Ztschr. XI, 135. mit den Saten des persischen Legtes Caka, übereinkäme, deren Beiwort Humargâ (*Συβαί Ἀνύογιοι* Herodots) Oppert aus einem im Sskr. möglichen Sumrga „die schöne Thiere haben“ als pastores erklärt. Indem Sskr. mrga zwar auch Thiere im Allgemeinen, jedoch gewöhnlich A deer, an antelope, ja Hunting, chase bedeutet: riethe ich meinerseits viel eher auf Jäger, „die schönes Wild erjagen“. Das um so passender, wenn der Name der Nammiri wirklich mit dem Nimrods ethymologisch zusammenhängt. Nimrod war, nach Weise Assyrischer, Babilonischer und Persischer großer Herren (Sahard; Popul. Bericht über die Ausgrabungen zu Niniveh S. 63.), Jäger; und Orion, dem er mythisch gleichgestellt wird (Böhmer S. 310.), war ebenfalls Jäger. Selbst nimir, der Name des Leoparden, kann an Jagd erinnern. Wenigstens der kleine Panther (*Felis panthera*, etwa: Alljäger?) wird zur Jagd auf Rehe, Gazellen u. s. w. abgerichtet, wie Blumenbach, Naturgesch. S. 89. bezeugt. Vgl. noch DMZ. XV, 537. Ja es verdient bei solcher Bewandniß noch besondere Aufmerksamkeit der Umstand, daß im Sskr. obiges mrga (Antilope) und häufiger mrgaçiras (Antilopen-Haupt) eine Benennung ist für: The fifth lunar mansion, containing three stars, one of which is λ Orionis, and figured by an antelope's head, whence its name. Das Thargum aber hat vom Nimrod: „Er war stark in der Empörung (gibbar m'roddâ); deßhalb sagt man: seit dem Tage der Schöpfung der Welt war Keiner wie Nimrod stark in der Jagd und der Empörung vor dem Ewigen“. Dazu Böhmer: „Es lag nahe, nimrod zu übersetzen: laßt uns empören. Das paßte zu Gen. 11, 4: laßt uns einen Thurm bauen und seinen Gipfel bis in den Himmel“. Sollte wohl gar das bei Böhmers Erklärung von Nimrod räthselhaft zurückbleibende d nur um solchen Witzspieles willen, sonst ohne innere Berechtigung, zu ihm herangezogen sein? Die Aeußerung des Petrus in den Clementinen, welche das Chronicon Paschale p. 50. anführt, Nimrod habe die Assyrer die Verehrung des Feuers gelehrt, will als wahrscheinlich auf Vermengung mit dem Zoroaster beruhend, dessen Geburt man freilich oft auch schon in das graue Alterthum versetzte, nicht viel sagen. Allein Nimrods, als Geßten des Orion, offenbar mythischer Charakter, mit welchem Orion auch insofern eine Berührung zeigt, als letzterer, wie jener sich als gegen Gott widerspänstig erweist, gleichfalls mit mehreren Gottheiten in feindlichen Conflict geräth (s. meinen Aufsatz über ihn in Kuhn's Ztschr. VI. S. 259. Et. Forsch. II. 892.); nein, noch mehr, wenn wir in den Namen Ba-

bels (nach allein glaubhafter Ethnologie, s. oben) hinten den Namen eines heidnischen Gottes anerkennen müssen, — diese und andere Umstände machen es wahrscheinlich genug, mit dem Thurmbau Babels, welche Stadt sich ohnehin wegen Abgötterei das schimpfliche Prädicat einer „Hure“ zuzog, sei in der Genesis die Vorstellung verbunden, als sei jener Thurm das frebelhafte Teufels-Werk von Götzenbienern. Dagegen aber, während Kölner Dome und Straßburger Münster nur Gott wohlgefällig sein könnten, zornig eifernd in die Schranke zu treten war der monotheistisch Eine und wahre Gott Israels natürlich um so entschiedener berechtigt, ja (nach jüdischen Begriffen) verpflichtet, als er damit das ausschließlich ihm dienende und allein rechtgläubige Volk, sein Volk, das jüdische, gegen die Gewaltthaten der Gojim (gentes, Heiden) und vor deren Irrlehren in Schutz nahm.

Streng-logische Gedankenfolge liegt nicht in der Art des Mythos. Sonst müßte man äußerst bedenklich finden, daß die Völker, oder Gojim, welche als mittelst der Noachiden bereits bei wirklichen Namen erwähnt, ja stemmatisch (d. h. jedoch zum Theil mehr geographisch, als ethnologisch und nach den linguistischen Affiliations-Verhältnissen) gruppirt und geordnet das 10. Kap. der Genesis vorwegnimmt, nun erst im 11. dasjenige hinten nachgeholt bekommen, den Sprach=Unterschied, wodurch eben Völker von Völkern wesenhaft abgesehene Sammelindividuen werden und sind. Im Grunde also der vorliegende Mythos von der Sprach=Spaltung als etwas, was sich beim Vorhandensein von Völkern (d. h. diesen Begriff nicht uneigentlich im bloß politischen oder staatlichen, sondern im ethnischen Sinne gebraucht) bereits ganz von selbst versteht. Denehin hat das Verschmeltern eines Thurmes oder Hemmung seines Baues durchaus nicht irgendwelchen natürlichen Causal=Zusammenhang mit Bildung von Sprachverschiedenheit; am wenigsten jener weiteren und tiefer greifenden, die, wo sie nicht als eine primitive in letzter Instanz auf ursprünglicher Verschiedenheit menschlicher Urpaare in geistiger wie körperlicher Anlage beruhen sollte, bis jetzt ein ungelöstes Problem ist, während die Trennung von Sprachen, welche trotz ihrer Verschiedenheit stammheitlich verbunden geblieben, zu einem großen Theile auf geographischen und historischen Ursachen beruhen wird.

Kaulen stellt S. 149. den Satz auf: „Der Glaube ist seiner Natur nach nur Einer [ganz recht, vorausgesetzt daß und soweit er mit der Wahrheit übereinkommt]; dem Unglauben [Irrglauben ?] ist es wesenhaft, in der mannichfachen Gestalt aufzutreten. Der Abfall von Gott zu Babel fällt daher zusammen mit der Entstehung der Vielgötterei oder des Heidenthums“. Solcher Annahme liegt nun die wenig begründete Voraussetzung zum Grunde,

als sei der Pantheismus im Bewußtsein der Menschen der Zeit nach dem Polytheismus vorausgegangen. Auch bei den Hebräern, ist schon an einer früheren Stelle klar gemacht, eine verkehrte Ordnung der Dinge, indem auch sie erst durch langen Irrthum hindurch allmählig in den Besitz eines alleinigen Gottes gelangten. In so fern widerspreche ich dem Autor; habe aber bereits selber bemerkt, daß die Erbauer des Babylonischen Thurmes der Intention des Mythos nach, wo nicht allein, doch mit ihren gerechten Lohn empfangen als dem Hebräer nicht sprachverwandte Verehrer fremder heidnischer Götter. So mischen sich denn die Vorstellungen fremder, vom Hebräischen durch weite Kluft geschiedener Sprachidiome und fremden, dem monotheistischen Hebräer mit Recht abgöttisch erscheinenden Götterdienstes allerdings zusammen. Wobei nur die Vorstellung, als sei die Sprach-Verschiedenheit erst die Folge von falschem Glauben und sündhaftem Handeln, zum Höchsten poetische und mythische Wahrheit enthält; historische aber nicht weiter, als daß ein, vermuthlich durch Blitz zerstörter Thurm und Vielsprachigkeit in der großen Handelsstadt Babel zu der ihr angebichteten Sage den Anlaß gaben. Was aber Hr. Kaulen weiter aus eignen Mitteln hinzuhut, entbehrt zu einem guten Theile vernünftigen Sinnes. Seine Worte lauten nämlich so: „Wie nun aber bisher die volksthümliche, d. i. die religiöse Einheit der Menschen die Uebereinstimmung der Sprache [trotz ihrer durch die erste Sünde auf Erden in sie hineingekommene Tendenz zur Vielheit S. 142.] bewahrt hatte, so trat jetzt auch in der Sprache die längst vorbereitete Zerspaltung ein, indem durch Mehrheit der religiösen Anschauung auch eine Mehrheit der Volksthümlichkeit entstand. — Auch das Werk, welches den Plan Gottes vereiteln sollte, ward das natürliche Mittel [also „natürlich“ und kein Wunder?], Gottes Absicht zu erreichen [wie kleinlich anthropopathisch, als ob der Allwissende erst hätte auf eine günstige Gelegenheit gegen ohnmächtige Menschen zu warten brauchen?!]; denn die Vereinigung der Menschen zu einem großartigen Bauunternehmen* war nach natürlicher [d. h. sehr unnatürlicher] Weise der füglichste (!) Anlaß, Sprachverwirrung und Völkertrennung herbeizuführen“. Um den ersten Satz in seiner ganzen nackten Blöße zu erkennen, entsinne man sich Hn. Kaulens früherer Argumentation. Adam, hieß es, verlor die ihm angeborne „Vollkommenheit“, weil er (allerdings klarer Unsinn) nach noch höherer Vollkommenheit (oder Gottgleichheit) strebte. Und hier wieder, belehrt man uns, sei Mehrheit der Volksthümlichkeit und die Sprachverschiedenheit aus Mehrheit der religiösen Anschauung entstanden. Dagegen S. 145.: „Wie aber die Sprach-Einheit eine Folge der Volks- und demnach der Glaubenseinheit in der ersten Menschheit war, so muß umgekehrt die Uebereinstimmung in der Sprache selbst eine

mächtige Rückwirkung auf das Bestehen der volksthümlichen Einheit gehabt haben und demnach für die Erhaltung der ursprünglichen Religion von dem größten Belang gewesen sein.“ Wie kam es nun aber trotzdem, daß die Menschheit sich getheiltem Glauben hingab, ohne durch die Einheit der Sprache, als mächtiges Gegenmittel gegen häretische Absonderung, davon abgehalten zu werden, ja daß man sogar (S. 159.) „die Einheit der Volksthümlichkeit zur Sünde mißbrauchte“? Wer kann das wissen? Gott selber ja, wird uns versichert, muß seinen ursprünglichen Plan, den er mit der Menschheit hatte, ändern. „Die Heilsoökonomie Gottes ward hiedurch in so fern eine andere, als die von dem Herrn gewählten Mittel stets den Bedingungen, welche die menschliche Freiheit setzt (sie läßt er aber den Menschen aus pädagogischen Gründen), entsprechen. War früher die Einheit der Sprache das rechte Mittel, um die Reinheit der Offenbarungslehren und die Einigkeit des Glaubens auf der ganzen Erde [also schon auf der ganzen Erde, ehebevor die Völker entstanden und über sie zerstreut waren!] zu wahren, so ward nun die Verschiedenheit der Sprachen und Völker ein Anlaß [nur gelegentlich benutzter Anlaß?], um vermöge der Abgeschlossenheit des Volkthums in einer einzigen Nation [also der jüdischen!] die Summe der göttlichen Mittheilungen zu bewahren und von dieser aus allen anderen Völkern zu vermitteln. Nicht aber dieses eine auserwählte Volk allein sollte die Vorbereitung auf den verheißenen Erlöser vollziehen, sondern auch den übrigen abgöttischen Völkern war hiebei eine Rolle zugebacht. Wie jenes positiv, so wirkten diese [sein ausgeklügel] negativ;“ — durch abschreckendes Beispiel. Einerseits ist also Abfall von Gott, dem Einen, und Irrglaube Schuld an Auflösung der bis dahin auch einheitlichen Sprache in mehrere; und während nun andrerseits Gott selbst diese Auflösung zur Strafe für den Abfall vollzogen hätte, begreife ich nicht, wie doch nur des durch sich schon Sprachverschiedenheit bewerkstelligen den Glaubens-Zwiespaltes sich Gott kann als bloßen Mittel, oder gar nur Anlasses, bedient haben zur Sprachverwirrung. Außerdem zeige man Beispiele, wenn es deren giebt, wie in Folge religiöser Differenz neue Sprachen, und vollends stammfremde, entstanden seien. Das babylonische ist keins. Was der Vf. im achtzehnten Kap. „Sprache und Religion“ in dieser Richtung versucht, schließt seine eigne Selbstwiderlegung in vollem Maße in sich. Es ist sehr weise von Hr. Kaulen, wenn er S. 234., um sich nicht offen mit den schlagendsten Thatsachen zu übertwerfen, gerade das Christenthum trotz seiner tiefen Ideen-Umwälzung bei vielen Völkern, ja seiner weltgeschichtlichen Bedeutung ungeachtet, von dem sprachschöpferischen Drange der Verschiedenheit in Religions-Bewußtsein und Weltansicht ausnimmt, und lieber auch hier wieder zu einem,

der babylonischen Sprachtrennung einigermaßen entgegengesetzten „Wunder“ greift: Einigung im christlichen Glauben Angesichts wenig durch ihn alterirter Sprachverschiedenheit. Einfluß, oft sehr mächtigen Einfluß hat das Christenthum auf die Sprache christlicher Völker, und zwar unvermeidlich, gelübt. Vgl. z. B. Rudolf von Raumer, Die Einwirkung des Christenthums auf die Alt-hochdeutsche Sprache. Stuttg. 1845. Allein der Einfluß erstreckte sich nur auf Sprachen, die es vorfand, ohne neue zu erzeugen; und selbst unsere Deutsche Sprache hat durch den großen und sprachgewaltigen Religionsverbesserer Luther zwar vielfache heilsame Umgestaltung erfahren, welcher selbst der Katholicismus sich nicht hat zu entziehen vermocht; auch — ohne darum undeutsch zu werden. „Wie durch Christus alle Völker ohne Unterschied selig werden sollen,“ sind Kaulens Worte, „so hat das Christenthum alle Sprachen und alle Volksthümlichkeiten in sich aufgenommen, ohne selbst in seinem Wesen eine Verschiedenheit [vollkommen wahr auch nicht] erfahren zu haben.“ Und warum ist, wenn Glaubens-Verschiedenheit die Macht besaß, ein früher einheitlich gewesenes Volk in vielsprachige Völker weithin auseinanderzuschmeißen, der Glaube bis jetzt nicht stark genug gewesen, um (und das mag auch lange noch frommer Wunsch bleiben) alle Sprachen wenigstens der zum Christenthum bekehrten Sprachen wieder zu einer zu versammeln und vereinfachen? Sogar all dem mächtigen Aufwande der katholischen Kirche ist nicht — wenigstens nicht außerhalb der klerikalen Kreise — gelungen, auch nur mittelst des ihm im römischen Reiche dienstwillig entgegengelassenen Lateins sich gleichsam eine Universal-Sprache, eine *γλώσσα καθολική*, als Organ zu verschaffen, um mit dessen Hülfe jegliche Glaubens-Differenz und schismatische Abtrennungen gänzlich zu verhüten. Daran ist dann allerdings, wird man einwerfen, hauptsächlich der häufige Ungehorsam mehrerer Völker gegen die alleinseligmachende Kirche schuld. Als ob sich hiemit aber nicht diese selbe Kirche ein Ohnmachts-Zeugniß ausstellte Angesichts der weltlichen, ja heidnischen Macht, vermöge welcher die Römer in mehreren der von ihnen unterworfenen Provinzen die einheimische Rede fast mit Stumpf und Stil ausrotteten und an deren Stelle ihr Latein setzten, das dann unter dem Einflusse wieder anderer Völker zu einer Sechszahl von sog. romanischen Idiomen sich umbildete! Man vergleiche über die oft von der Gewalt (Ludwig XIV., Napoleon, angeblich Attila) betriebene Politik der Römer, die Sprache unterworfenen Völker niederzuhalten, wo nicht durch die ihrige zu verdrängen. Bayle v. Claude.

Doch, was sich freilich nicht vom Christenthum sagen läßt, das versteht Hr. Kaulen auf andere Manier zu erweisen. Trotzdem daß von Sem, Cham und Saphet als einer unantastbaren

Wahrheit ursprünglicher Völker-Scheide ausgegangen wird, finde er doch, daß „die Menschheit eben so wie nach der Religion, so nach der Abstammung in zwei große Klassen getheilt werden kann“, nicht, wie man nach Obigem glauben sollte, in drei! Ich will euch sagen, warum. Mit dem Nachweis von drei Urreligionen für die drei Noachiden würde man in's Gedränge kommen; und doch soll ja Sprach-Verschiedenheit mit Glaubens-Unterschied beständig Hand in Hand gehen. Um nun jeder unbequemen Specification des Glaubens bei Japhetiden und Chamiten glücklich zu entrinnen, werden sie geschickt mit dem Zeugniß des beiden gemeinschaftlichen Polytheismus abgefertigt, wie himmelweit verschiedenen auch z. B. der Fetischismus*) des (chamitischen) Neger's vom Indischen, Griechischen und Scandinavischen Mythos laute, die vermöge der indogermanischen Stamm-Einheit der dabei betheiligten Völker allerdings einen gewissen Typus der Familien-ähnlichkeit an sich tragen. „Kein Volk chamitischer oder japhethischer Herkunft bekennt ursprünglich sich zum Monotheismus, und wo Einzelne in diesen Völkern die Idee der göttlichen Einheit erfaßt haben, sind sie bloß durch philosophische Speculation [als ob dazu nicht mehr und angestrenigtere geistige Kraft gehörte, als zu „bloß“ passiver Aufnahme durch Offenbarung?] oder noch häufiger durch semitischen Einfluß zu demselben gelangt.“ In Schoofe des Semitismus hat sich allerdings früh der Monotheismus erzeugt; allein nicht einmal beim Hebräischen Volke, viel weniger bei den Schwesterstämmen, z. B. Phönikern, Arabern war er anfangs und ohne vorherige Vielgötterei zu Hause. Ich will nicht reden von den Elohim, als plurale Bezeichnung der Gottheit, welche der Verehrung Jahveh's (Jehovah's) bekanntlich der Zeit nach vorausging, indem manche Sprachforscher den Plural glauben mit der Einheit Gottes nicht in nothwendigem sprachlichen Widerspruch. Ewald Hebr. Gramm. S. 361. Aufl. 2. Immerhin. Nicht nur aber ist zufolge Steinthal, Zeitschr. für Völkerpsychol. I. 339. „die ganze Genesis voll von umgestalte

*) Wie vorsichtig man übrigens mit solchen allgemeinen Stichwörtern umzugehen habe, lehrt der vortrefflichen Anthropologie der Naturvölker von Waitz Th. II. S. 167., wo gezeigt wird, die Religionsform der Negere sei nicht in dem Maße roh und ungeschlachtet, als man nur zu oft aus Mangel an Kenntniß des wahren Sachverhaltes, so oberflächlich vorgeht. „Man kommt vielmehr neuerdings zu dem überraschenden Resultat, daß mehrere Negervölker, bei denen sich ein Einfluß höherstehender Völker bis jetzt nicht nachweisen und kaum vermuthen läßt, in der Ausbildung ihrer religiösen Vorstellungen weiter vorgeschritten sind, als fast alle anderen Naturvölker, soweit, daß wir sie, wenn nicht Monotheisten nennen, doch von ihnen behaupten dürfen, daß sie auf der Grenze des Monotheismus stehen, wenn ihre Religion auch mit einer großen Summe groben Aberglaubens vermischt ist.“

tem Polytheismus,“ sondern es steht, wie er nachweist, auch mit dem vermeintlich uranfänglichen Monotheismus der übrigen Semiten im höchsten Grade mißlich. Vgl. noch bei Böhmer, Thora S. 124. die sehr triftige Bemerkung, daß „in dem Stück Gen. Kap. 2, 4. bis Kap. 3. Schluß 20 mal die Verbindung יהוה אלהים vorkommt, und dieselbe jedenfalls einen Nachdruck darauf legen soll, daß es außer der Einen Gottheit keine andere giebt, daß Jave und Elohim Ein Gott sind,“ was mithin im Volksebewußtsein gar nicht so fest stand. Vgl. auch S. 139.

Den Zusammenhang aber, welchen Kaulen zwischen Monotheismus und dem besonderen Sprachcharakter des Semitismus vor allen anderen Sprachformen herausgefunden haben will, kann man höchstens als geistreiches Aperçu hinnehmen, dem inzwischen alle innere Berechtigung fehlt. Man lasse sich daher nicht allzu sehr durch die kühne Wendung verblüffen, welche in folgenden Worten enthalten ist: „Wenn wir uns nun erinnern, daß auch die Sprachen der semitischen Völker in ihrer Flexion durch Lautsymbolik [durch Mitbenutzung des Vokals zur Bildung grammatischer Formen] einen principiellen Gegensatz zu allen anderen Sprachen der Welt bilden, und daß die Sprachen der hamitischen und japhethitischen Völker unter sich in einem viel näheren Zusammenhang stehen, als eine von beiden Gruppen mit dem Semitischen Sprachstamme, so müssen wir [d. h. Hr. Kaulen, für sein alleiniges Ich] überzeugt sein, daß wir den Zusammenhang zwischen den Sprachen und den Religionen der Völker in jenen bestätigt finden werden.“ Also doch erst zukünftig — finden werden. Fürwahr, es wäre herrlich, wenn das so leichten Kaufs anginge. Hr. K. verweist uns auf S. 231. seines Buches, wo aber, ungeachtet aller aufgewendeten Mühe, der Versuch, mit der mosaischen Trias (Sem, Ham und Japhet) eine leidliche Eintheilung der Sprachen auch zu dreien, sei es nun nach genealogischem oder nach physiologischem Gesichtspunkt (in welcher letzteren Rücksicht Humboldt, Verh. S. 301. unglücklicher Weise 4 Sprachformen kennt: isolirende, flectirende, agglutirende, einverleibende) in Parallele zu bringen, so vollständig mißglückt ist, daß nur als allein wahr übrig bleibt: „Nach dem heutigen Zustande der Wissenschaft [und vermuthlich so in alle Ewigkeit] ist es unmöglich, aus der Betrachtung der bestehenden Sprachformen selbst die Richtigkeit der von Moses angegebenen Völkerverwandtschaft nachzuweisen.“ Und wie kann man so thöricht sein, z. B. das monosyllabe und isolirende Chinesisch entweder als japhethisch mit dem Indogermanischen Sprachtypus oder (es bliebe aber keine andere Wahl) — wider alle geographische und linguistische Möglichkeit — und gleichwohl ist das Hr. Kaulens Meinung, als angeblich hamitisch mit Africas

Sprachen in Einem Topfe zusammenzurühren, während letztere doch nichts weniger als einen dem chinesischen auch nur auf Meilenteile sich annähernden Charakter zeigen? Letztere aber hauptsächlich meint die Völkertafel unter Chams Namen, weshalb sogar die Missionare keinen Anstand nehmen, die afrikanischen Sprachen (freilich ihrer zum Theil großen genealogischen Differenz unter einander wegen nicht allzueignend) unter dem Gesamtnamen hamitischer Idiome zusammenzufassen. So äußert sich z. B. der verdiente Missionar Krapf (Oull. of the Elements of the Kisúaheli Lang. Tübingen, 1850.) rücksichtlich des großen präfigirenden Sprachstammes in Süd-Afrika p. 7. folgendermaßen: However deficient this language may be in many respects, if compared with the Semitic and Japhetic languages (von der Suahili-Sprache und ihren zahlreichen Verwandten aber wird p. 8. gesagt, sie hätten entirely kept the Semitic aloof, während Somali und Galla, noch mehr als das Amhara, die semitischen Fesseln — nach einem schwerlich ganz correcten Ausdrucke — „abgeworfen“ hätten), yet we must be surprised at the vigour, moveableness, tendency to clearness, and other grammatical phenomena, which this language manifests throughout. It has his own stamp and typus, which we may call the Hamitic in distinction from the Semitic and Japhetic. And this characteristic stamp is its beauty as well as its dignity etc. Also trotz des Fluches, welcher auf Ham lastet, ist das Idiom der Hamiten durchaus nicht so gottverdammt, als es nach Hn. Kaulens Theorien sein mußte.

Wir sagten vorhin, aus welchen Gründen, gegenüber dem Semitismus, der wegen Monotheismus und wegen Lautsymbolik, als gleichsam noch aus dem Paradiese herübergeretteten Stüchens Göttlichkeit von der „Vollkommenheit der Ursprache“, hoch über alle Sprachen der Welt auf den Schild erhoben wird, sämtliche übrige Völker und Sprachen gleichsam als ganz gemeiner, keiner besonderen Unterscheidung und Auszeichnung würdiger Vöbel, bloßer numerus, in ein und denselben Sack des Japheto-Chamismus und Polntheismus gesteckt werden. Das Hebräische als lingua primaeva und als lingua sacrosancta muß ja, — wie hätte sonst ohne sie das jüdische Volk einen so tief religiösen Charakter haben, und wie, umgekehrt, auch wieder letzteren im Bekenntniß des Einen Gottes sprachlich genügend äußern können? — wenn auch nicht mehr, wie Adams Sprache, absolut vollkommen, doch unter allen Sprachen, die unbestritten vorzüglichste sein. Und wie tief steht denn etwa das Griechische als Sprache des neuen und, in der Septuaginta, des alten Testaments, sowie das Latein der katholischer Seite als Uebersetzung approbirten Vulgata unter dem gefeierten Hebräischen? Kein Mensch, außer Hr. Kaulen, glaubt an eine solche Inferiorität der eben genannten beiden Indogermanischen Sprachen

trotz der ursprünglichen Vielgötterei bei Griechen und Römern. Kaulen wendet zwar das Manoeuvre an, daß er den bis dahin „flexibisch“ geheißenen Indogermanischen Sprachen dies ehrende Epitheton raubt, um es seiner Favorite, der Hebräischen Sprache, beizulegen, und jene wieder zu „agglutinirenden“ herabdrückt. Allein dadurch wird sich Niemand täuschen lassen, um nicht dennoch Hn. v. Humboldt beizupflichten, wenn dieser (Versch. des menschl. Sprachbaues S. 23.) den Semitischen Sprachbau als „von der durch die rein gesetzmäßige Nothwendigkeit vorgezeichneten Bahn abweichend“, ja als „weniger vollkommen“ bezeichnet. „Auch an sich, bloß technisch betrachtet“ — so liest man bei letzterem S. 308. — steht der Organismus dieser Sprachen an Strenge der Consequenz, kunstvoller Einfachheit, und sinnreicher Anpassung des Lautes an den Gedanken nicht nur nicht keinem andern nach, sondern übertrifft vielleicht hierin alle. Dennoch [dennoch!] tragen diese Sprachen zwei Eigenthümlichkeiten an sich, welche nicht in den natürlichen Forderungen, ja man kann mit Sicherheit hinzusetzen, kaum den Zulassungen der Sprache überhaupt liegen. Sie verlangen nämlich, wenigstens in ihrer jetzigen Gestaltung, durchaus drei Consonanten in jedem Wortstamm, und Consonant und Vokal enthalten nicht zusammen die Bedeutung der Wörter, sondern [lexikale] Bedeutung und [grammatische] Beziehung sind ausschließlich, jene den Consonanten, diese den Vokalen zugeheilt. Aus der ersteren dieser Eigenthümlichkeiten entsteht ein Zwang für die Wortform, welchem man billig die Freiheit anderer Sprachen, namentlich des Sanskritischen (!) Stammes, vorzieht. Auch bei der zweiten jener Eigenthümlichkeiten finden sich Nachtheile gegen die Flexion durch Anfügung gehörig untergeordneter Laute. Man muß also doch, meiner Ueberzeugung nach, von diesen Seiten aus, die Semitischen Sprachen zu den von der angemessensten Bahn der Geistesentwicklung abweichenden rechnen.“

Hr. Kaulen ist zum Defteren etwas vergeßlich in seinen Urtheilen, weshalb sich denn oft ein späteres Urtheil mit einem früher abgegebenen ungefähr so gut reimen will, wie etwa Weiß und Schwarz; es eigentlich auch nicht besser soll; weil das Ganze am liebsten in einem trüben Nebelgrau erhalten wird, in welchem die Einbildungskraft ungehindert Gestalten zu erblicken im Stande ist, von welcher Art ihr beliebt. Unser Autor weiß und zwar von Adams und seiner vornoachischen Nachkommen Sprache so angenehm zu unterhalten, wie etwa mit einem Märchen aus Tausend und einer Nacht möglich, ungeachtet es ihm mit seiner Erzählung bitterer Ernst ist. Gleichwohl hat er sich wohl gehütet, uns nur über den einen kleinen Punct wünschenswerthe Auskunft zu geben, ob jene Ursprache ein- oder mehrsyllbig gewesen, wogegen ich

ihm alles Uebrige vielleicht ohne große Bekümmerniß geschenkt hätte. Bei seinen Bestrebungen, alle Sprachen als aus einer uranfänglichen Einheit hervorgegangen darzustellen, besteht er fort und fort darauf, auf die Formverschiedenheit der Sprachen komme wenig an, weil allgemeine Identität der Wurzeln zwischen allen Sprachen sogar noch heute stattfinde. Zugegeben, obschon es durchaus nicht erwiesen ist. Bestand nun jene vermeintliche Ursprache, — und mir ist dabei gleichgültig, ob vor oder nach dem Sündenfall, was sonst der Voraussetzung nach einen gewaltigen Unterschied macht, — überhaupt noch bloß aus grammatisch ungeformten Wurzeln, und von welcher Länge? Ein- oder, nach Weise der semitischen Sprachen, soweit das Gedächtniß von ihnen in die Vorzeit reicht, mehr-sylbig, und dreiconsonantig? Wenn letzteres wegen der vermeintlich höheren Stufe des Hebräischen vor allen anderen Sprachidiomen der Fall sein sollte: ist dann z. B. Indogermanisch mit seinen, trotz der Einsylbigkeit seiner Wurzeln, zu einem großen Theile mehrsylbigen Wörtern; oder ist das Chinesische, welches auch in seinen Wörtern die Einsylbigkeit nicht aufgibt, — im Grunde nur ein zusammengeschrumpfteres Semitisch, wiewohl ohne dessen so hoch angerechneten Vorzug der Lautsymbolik? Wie konnten alle übrigen Sprachen aus dem Semitismus entstehen trotz ihres „principiellen“ (und mithin doch wohl unüberwindlichen) Gegensatzes, den Hr. Kaulen selber behauptet? Ich frage, und höre nicht auf so zu fragen. War aber die Ursprache, wie man einer Theorie zufolge, welche Alles als vom Einfachsten begonnen ansehen möchte, fast vermuthen mußte, einsylbig, also wie es das Chinesische und die hinterindischen Sprachen bis auf den heutigen Tag geblieben (kaum doch erst nachmals geworden): womit retten wir da die Urmenschen mit solcher Ursprache von dem Vorwurfe des Atheismus? Denn wissen muß man, es ist Hrn. Kaulen's Verdienst S. 238., das Isolirungs-System der chinesischen Sprache (die indochinesischen läßt er unberührt) aus dem, nun einmal mit einem gewandten Federstriche den Chinesen zugeschriebenen Atheismus (und ettoa auch umgekehrt diesen aus ersterem?) herzuleiten. Anderseits besaßen doch Adam und die Erzväter, indem auch der Polytheismus nach Kaulen erst mit der Sprachtrennung in die Welt kam, nur monotheistischen Glauben.

Alle außersemitische Völker aber müssen nun unbegreiflicher Weise, und davon sollen auch ihre gar bunt aussehenden Sprachen den Beweis liefern, den Polytheismus in sich aufgenommen haben, während die Nachkommen Sem's allein (also vermöge eines, schon der vornoachischen Zeit angehörnden Sprachtypus von der Art des Semitismus, oder weil sie bei dem frevelhaften Bau nicht mit thätig waren?) den Monotheismus unverfehrt bewahrten und der

Nachwelt überlieferten. Sehe nun Hr. Kaulen (vgl. ihn S. 240.) zu, wie er sich aus solchem Dilemma: einshlbige Ursprache mit Atheismus; oder ursprünglicher Monotheismus mit uranfänglicher Mehrshlbigkeit (wie im Semitismus) und daneben angeblich Identität der Wurzeln, wohl meist nur einshlbiger, in allen nachmaligen Sprachen heraus helfen will. Lehrenfalls müßte denn das Chinesische Volk mit seinem allerdings (wie der Aegyptische) etwas dumpfen und mumienartigen Geiste beim Babylonischen Thurmbau am übelsten weggekommen sein, indem es mit dem Monosyllabismus (wenn man diesen, freilich mit Bezug gerade auf das Chinesische unter Läugnen Steinthal's, Charakt. S. 328., am tiefsten stellen zu müssen glaubt) sogar den Atheismus (oder soll ich sagen, jenen als Ausfluß von letzterem?) zugeheilt erhalten hätte. Waren es die Chinesen vielleicht, die den untersten Grund von dem Thurme legten oder die, weil sie damit am höchsten hinaus wollten, nach gerechtem Strafmaß hiefür am tiefsten fielen?

Zudeß nicht sehr viel besser als um das Chinesische steht es um die anderen außersemitischen Sprachen; und gerade die Indogermanischen, welche man sonst so hoch hält, sind erst recht die wahren Sünder. Ihm auf der Stirn eingebrannt, und selbst bei denjenigen Völkern, welche zum Christenthum übergetreten, als unauslöschliches Kains = Zeichen zurückgeblieben steht mit unverkennbaren Lettern: Vielgötterei. Ad. Wuttke handelt in seinem zweiten Bde. der Gesch. des Heidenthums zuerst von den gebildeten Völkern der objectiven Weltanschauung, der [wenigstens!] »verständigen Auffassung des objectiven Bewußtseins«, den Chinesen und Japanern (welche letzteren doch nichts weniger als auch, wie die Chinesen, eine monosyllabe, sondern eine mehrshlbige Sprache mit agglutirendem Charakter besitzen), dann von dem Volke der Inder, als dem der »vernünftigen, nach der Einheit im Denken ringenden Form des objectiven Bewußtseins«. Hingegen Kaulen: »Ob schon eine solche atheistische Anschauungsweise in der nächsten Verwandtschaft zu dem consequenten Polytheismus steht, so scheinen doch die religiösen Begriffe des Indogermanen den diametralen Gegensatz zu den chinesischen zu bilden. Wie dort Alles Abstraction, so wird hier Alles Person«, und werden deß zum Zeugniß die 333 Millionen Indischer Götter (offenbar eine bloße Hyperbel der Inder und Indern gemeinschaftlichen 33, Mensch, Indien S. 169.) beigebracht. »Bei der indogermanischen Völkerfamilie waltet eben so sehr Gefühl und Phantasie als bei den Chinesen verstandesmäßige Reflexion vor. Ein Geist aber, der sich überall nur von persönlichem Leben umgeben sieht, kann nicht leicht sich von den Erscheinungen losmachen, worin er lebt; er kann nicht abstrahiren, sondern nur concrete Anschauungen bewahren«. Uad

woher doch dem zum Troß, daß Abstractionsfähigkeit den Indogermanen versagt sein soll, während in der Philosophie der Semitismus sowenig als das chinesische Volk etwas Nennenswerthes leistete, Philosophie, ächte Philosophie, gerade nur bei indogermanischen Völkern, Indern, Griechen, Deutschen, und zwar bei den Griechen neben ihren plastisch vollendeten Göttergestalten? „Die Verschmelzung der persönlichen Fürwörter giebt das leichteste Mittel, der maßlosen Personificirung zu entsprechen, die den Charakter des Polytheismus bildet; durch jenes Mittel erhalten alle Nomina ein Geschlecht, auch wenn sie Lebloses bezeichnen, und alle Verba werden Thätwörter, auch wenn sie nur Zustände ausdrücken“ u. s. w.

Ich bin gewiß nicht der thörichten Meinung, als ob bei den Völkern, namentlich in ihren primitiveren Stadien, gar kein engeres Band zwischen ihrer Sprache und ihrer religiösen Weltanschauung bestehe. Vielmehr wäre ich, unter gewissen Restrictionen, des Herrn v. Hahn seinen Mythologischen Parallelen vorgesezte Motto: „Sprachverwandtschaft fordert Sagverwandtschaft“ mir anzueignen bereit. Allein man darf nicht, wie Hr. Kaulen thut, den Parallelismus zwischen Religionsform und Sprache in ein rein willkürliches Spiel der Phantasie ausarten lassen, was, allen Ernstes beim Schopf gefaßt, seinen Urheber müßte zu den baarsten Verkehrtheiten der Consequenz fortreißen, weit jenseit des Zieles, das er zu erreichen beabsichtigte. Also, dasjenige Geschlecht der Grammatik, welches die von Natur und Wirklichkeit eingehaltenen Grenzen überschreitet, beruht, mit der Mythenbildung und mit der mythischen Personification allerdings vielfach zusammengehend, auf demselben plastischen Gestaltungs-Drange. Gewiß; und das ausführlich darzuthun ist mein langer Artikel „Grammatisches Geschlecht“ in der Brockhaus'schen Encyclopädie, insbesondere gegen das Ende hin, eifrig bemüht. Aus Hn. Kaulen's Grundsätze jedoch, welchen er rücksichtlich des grammatischen oder der bloßen Idee angehörenden conventionalen Geschlechtes befolgt, würde bei strengem Festhalten daran folgerichtig stecken, nicht nur erstens: fast alle Sprachen außerhalb Indogermanismus und Semitismus verriethen eine unendlich geringere Hinneigung derjenigen Völker, welchen sie eigen sind, zu Vielgötterei, als die Indogermanischen, sondern auch zweitens: der Semitische Sprachkreis, und zwar ohne Ausschluß des Hebräer-Idioms, stecke erst recht voll polytheistischer Gestalten weit über den Indogermanismus hinaus. Rechte grammatische Geschlechts-Bildung nämlich ist außerhalb der Indogermanischen und Semitischen Sprachen in der Regel gar nicht vorhanden, und müssen deshalb die allermeisten Sprachen (z. B. die Tatarischen; die einshlbigen; auch die Amerikanischen, welche an Stelle der Geschlechtlichkeit

einen kalten Unterschied von Lebendigem und Unlebendigem schieben) auf jenes ungemein wichtige Belebungsmittel verzichten, wodurch die schöpferische Einbildungskraft ihre Romina dem Fluche zu farblosen Einerleies entreizt. Es besinne sich aber Hr. Kaulen: während in allen Sprachen des Indogermanismus mit Ausnahme einiger jüngeren Formen, ja im Grunde nur in Indogermanischen Sprachen, sich das sog. Neutrum mit dem Geschlechte contrastirend heraushebt, fehlt dies offenbar prosaisch-nüchterne und verständige Moment, welches im Indogermanismus sich der realen und der bloß dichterisch-idealen Geschlechtlichkeit, wenn schon in wenig ersichtlicher Consequenz, als Gegengewicht entgegensetzt, — dem Semitismus gänzlich (Ewald, Gramm. crit. linguae Arab. p. 171.). Sonach kommt der Semite, müßte man schließen, sprachlich gar nie zu dem Gefühle von Etwas, was der Geschiedenheit in polarisch einander gegenüberstehende Geschlechter nicht unterliegt. Geschlechtlich afficirt ist bei ihm jede Substanz ohne Unterschied; und, dafern man, nach Weise der Thier-Apologien, alles Lebendige mit seinem geschlechtlichen Auseinandertreten, weiter gefaßt, als Person nimmt, auch — personificirt. Und solche Neigung des Semitismus zum Polytheismus zwar in der Anlage vorhanden, aber bloß zurückgebrängt und überwunden vom Monotheismus? und, mittelst welcher Kraft? Wollte Jemand aber noch an dem auch in den Semitischen Sprachen zur Personification mächtig hintreibenden Gewalt zweifeln: dem wäre bald der Mund verstopft durch Hinweis auf die zahllose Menge von Benennungen aller Art: Thiere, Pflanzen, andere Gegenstände und Begriffe, welche ausdrücklich durch einen verwandtschaftlichen, also persönlichen, Namen (Vater, Mutter; Sohn, Tochter) zu Stande kommen, wovon ein zweites Nomen abhängig gemacht wird, um zur Bezeichnung der vorhin genannten Gegenstände zu dienen. Siehe das reiche Verzeichniß bei J. v. Hammer, Namen der Araber S. 23—57. (vgl. meine Familiennamen S. 708.). J. B. Kameel: ebú-Ejúb Vater (glf. Ahnherr?) Hiob's, d. h. das Geduldige; ebú-ssifwán Vater des harten Gesteins, von den Felsen, die es betritt. Das Schaf ebú-dolef Vater (Erzeuger) des Fettes. Der Igel ebú-schaúk Dornenvater, als Besitzer von Stacheln in seiner Haut charakterisirt. Die Wassermelone: ebúl-ássfer, Vater des Gelben. Datel: ebú-'aún Hilfevater: also opifer. Das frische Brot: ebú-n'aim Vater des Wohlthätigen. Milch: ebúl-ebjadh Vater der Weisesten. Wasser: ebúl-háiwet Vater des Lebens. — Eselin: omm-hils Mutter des Sattelpolsters. Huhn: omm-náfi Mutter des Nützlichen; auch omm-ol-welid Mutter des viele Kinder Erzeugenden. Omm-et-th'aam, Mutter der Speise; für Weizen, Mehl und Magen. Sonne: omm-schomle Mutter

(also weiblich) der Umfassung, weil sie mit ihrem Lichte die ganze Schöpfung umfaßt. Der Vorname des Brunnens oder der Cisterne ist omm-gars Mutter der Anpflanzung: der Vorname des Widerhalles omm-ess-ssada Mutter des Schalles. Die Stadt Kairo: omm-ed-dunja Mutter der Welt. Unglück heißt z. B. omm-ed-dehim Mutter des Finsteren, Schwarzen. — Gazelle: ibn-berí Sohn des Schönäugigen, vgl. *δορξας*. Der Flob: ibn-thámir Sohn des Springenden (und da Art nicht von Art läßt, selbst: Springer). Ibn-tháb Sohn des Guten, Art Dattel von Medine. Der Mond: ibnol-lejáli Sohn der Nächte. Tag und Nacht: ebna-dschemír die zwei Söhne des Gedränges; im Sg. die finstere Nacht: ibn-dschemír Sohn des Gedränges [etwa bei nächtlichen Reisen und Unternehmungen?]. Ibn-thád Sohn des Berges, für ein großer Fels, der doch immer, gegen den Berg gehalten, ein bloßes Deminutivum ist. — Das weibliche Kameel: bintol-beid Tochter der Wüste. Binát-ssahal Tochter der Viehernden, Stuten. Bintol-mathar Tochter des Regens, Regenturm. Bint-erdh Erdentochter, jede Pflanze überhaupt. Binát-bahr, Meerestochter, die Wolken der See, gegenüber den Landwolken binát-bachr, Tochter der Dünste. Bintol-dschebél, Tochter des Berges; so heißt, außer dem Echo, auch das Steingerölle. Brot: bint-tennur Tochter des Kohlenbeerdes. Aufgewärmte Suppe: binton-neirein Tochter zweier Feuer. Binátol-máut Tochter des Todes (d. h. wohl diesen gewissermaßen als Todesgott gedacht) heißen die Weile, die wegen ihrer tobberursachenden Beschaffenheit wir uns sonst auch als: Väter des Todes vorstellen könnten.

Die persönlichen Fürwörter aber als Affirmativa des Verbums anlangend, wodurch nach Hrn. Kaulens Behauptung die Sprachen Indogermanischen Stammes zunächst der Personification und mittelbar der Herausbildung mythischer Göttergestalten Vorschub leisten: muß derselbe sich ferner den Umstand vorhalten, daß, wie Hr. v. Humboldt (Versch. des menschl. Sprachbaues S. 313.) hervorhebt: in den Semitischen Sprachen „die Andeutung der Casus des Nomens, insofern sie einen Ausdruck zulassen, und nicht bloß durch die Stellung unterschieden werden, durch Hinzufügung von Präpositionen geschieht, die der Personen des Verbums durch Hinzufügung der Pronomina“. Vgl. Döbhausen, Hebr. Gramm. S. 226. von der Bezeichnung des Subjectes. Also in letzterer Rücksicht besteht ja zwischen dem Verfahren der Semitischen und der Indogermanischen Sprachen, rechnet man etwa ab, daß dort je nach dem Temporal-Unterschiede das Pronomen hinten oder vorn angefügt wird, gar kein wesentlicher Unterschied. An sich ist aber auch schwer zu begreifen, wie das Subject als Träger des in der Verbal-Wurzel enthaltenen Prädicats je *tsuu*

in dem Schooße der Wurzel selbst ihren angemessenen Ausdruck finden und demnach vielmehr umgekehrt von letzterer getragen werden. Es muß, meine ich, entweder, was freilich in vielen Sprachen der Fall ist, welche keiner ächten Conjugation sich rühmen können, ganz außerhalb des Verbums, vollkommen getrennt von ihm, für sich bleiben, oder, wenn ihm auch angefügt, doch nie in den Leib der Verbaltwurzel selbst eingehen; und würde ich daher wenigstens diese Affigirung von Personal-Pronomina nicht mit dem Vorwurfe der „Inconsequenz“ belasten, welcher sonst die semitischen Sprachen Steinthal (Gramm., Logik u. s. w. S. 380.) mit Recht beizutheilen mag. Die Innerlichkeit vocalischer Umbiegung, wodurch in den Semitischen Sprachen so häufig die Wurzel der Wörter in ihrem eigentlichsten Kerne lautlich und begrifflich afficirt wird, geht doch immer mehr von solcherlei Kategorieen, wie Zeitunterschied, Ursachlichkeit (Act. und Pass.; Reciprocität) u. dgl. aus, welche in den Indogermanischen Sprachen zwar meist nur als jedesmal von außen an die Wurzel herangebrachtes Accedens vorkommen, allein sich doch auch, obwohl nur Bezüglichkeiten des Begriffs, gleichsam als ganz eigentlich innere Wandlungen seines Wesens vorstellen lassen. Mit dieser Art Flexion, wie Kaulen es nennt, wird also je der grammatische Unterschied eines Begriffs in die Allgemeinheit der gleichsam vocalisch noch indifferenten Wurzel selbst verlegt, oder, will man so lieber; er entspringt aus ihr, während die Indogermanische Flexion, von Kaulen Agglutination gescholten, über Beide, die in der Wurzel vertretene materiale Bedeutung und die durch die Afformativen zum Ausdruck gelangenden formalen Beziehungen, hinübergreifend, beide zwar einheitlich aufs innigste verbindet, ja oft schwer unterscheidbar mit einander verschmilzt, ohne daß darum ihr polarischer Gegensatz als ein, indeß wechselseitig sich suchendes Zwiefache vermöchte dem lebendigeren Sprachgeföhle sich gänzlich zu entziehen. In meinen Ethm. Forsch. Bd. II. S. 653. Ausg. 1. habe ich das Gefüge und das Ineinandergreifen der grammatischen Kategorieen, wie sie in der Indogermanischen Conjugation zur Erscheinung kommen, tabellarisch zu veranschaulichen gesucht. Daraus ergiebt sich also z. B., daß die Passivität, deren grammatische Bezeichnung und Wesen durch des Hn. v. d. Gabelentz über eine Anzahl von Sprachen sich erstreckende Untersuchung und aufs vielseitigste erschlossen ist, im Latein geradezu vom Reflexivum ausgeht, indem r oder in 2. Sg. noch s als accusatives, mithin Einflüsse erleidendes Object se sich mit der Personal-Endung verbindet, welche das logische Subject vorstellt. Gabelentz S. 534. Im Sskr. und Griech. aber kommt das Medium und Passiv, wie man sie sonst erkläre, in den meisten Formen (z. B. Aor. 1. und 2. Pass. im Gr. ausgenommen) dadurch zu Stande,

daß keinesweges die Wurzel verändert wird, sondern die Personal-Endung hier als Repräsentant dessen, was ein Leiden in sich aufnimmt, an sich die Veränderung erfährt. Vollkommen begriffgemäß, indem z. B. der Begriff des Schlagens durchaus keinen Unterschied erleidet, fasse ich nun diese Thätigkeit bei dem Anfangspuncte, von wo sie ausgeht, also abseits des Schlagenden, auf, oder da, wo sie ihre Endschafft erreicht, bei dem Empfänger der Schläge; während freilich für die beim Schlagen beteiligten Personen der Unterschied sich verzwweifelt anders stellt, jenachdem das Erste von einer gilt oder das Zweite. Nicht so in den Semitischen Idiomen. „Sie haben die Fähigkeit, Verbalstämme, deren Bedeutung es nicht von vorn herein unmöglich machte, vermittelt inneren Vokalwechsels ins Passivum umzusetzen. So finden wir es namentlich im Altarabischen, doch unterscheidet sich dieses Passivum wesentlich von unserem Passivum dadurch, daß das unmittelbare Agens nicht dabei genannt werden kann. Man kann also wohl sagen *qutila*, er ist getödtet worden, aber nicht *qutila minuh* er ist von ihm (als unmittelbarem Thäter) getödtet worden, wofür das Altarabische nur sagen kann *qatalahu* er hat ihn getödtet.“ Und Dtschhausen, Hebr. Gramm. S. 33: „Neben denjenigen Parallelgruppen, in welchen das Subject durch die Prädicatsbezeichnung als ein irgendwie thätiges oder handelndes dargestellt wird, geht eine Reihe von Gruppen her, in denen das Prädicat die Thätigkeit eines entweder unbekanntes oder doch ignorirten Subjects bezeichnet. Hierin besteht das Wesen der sogenannten Passivform in den semitischen Sprachen, welche durch Verwendung anderer Vokallaute für die Prädicatsbezeichnung [also nicht des Personalpron.] zu werden pflegt.“

Lautsymbolik an sich ist nichts Ungewöhnliches in den Sprachen. Vgl. meinen Vergleich derselben mit der Farbensymbolik Ethim. Forsch. II. 261 fg. Ausg. 2. Auch Guna und Vriiddhi im Sskr., sowie der Ablaut in den Germanischen Sprachen, im Griechischen u. s. w. spielen mannichfach dahin ein. Der tief bedeutsame Unterschied zwischen anderen Sprachen und den Semitischen ist jedoch der, daß nirgends so sehr als in letzteren der Vokal einen fast ausschließlich formbildenden Charakter offenbart, und die symbolisch-bedeutsame (nicht rein mundartliche und mechanische) Vokal-Veränderung in jenen meist nur eine schon anderweit erworbene Form als ausmalendes Beiwerk begleitet, während sie im Semitismus eine, um nicht zu sagen, die Hauptrolle übernimmt in Wort-Biegung und Wort-Bildung. Vgl. z. B. im Griechischen die auch zu temporaler Färbung nicht unwichtigen Vokalveränderungen.

λείπω mit Veränderung — innen
ἔ-λιπ-ον — vorn

ἐ-λειπ-σα	— vorn, innen und hinten
λέλοιπα	— vorn und innen
λείπ-σω, λημπ-άνω	— innen und hinten
(τύπ-τω, ληπ-τομαι	— hinten)

— Selbst in vergleichsweise späteren Stadien ihres Verlaufs haben manche Sprachen sich nicht hie und dort des Vortheils begeben, mittelst einer kleinen, übrigens nichts weniger als in der Urform beabsichtigten Lautabänderung gewisse, entweder wirklich zusammengefallene oder mit Vermengung bedrohte Formen wieder sichtlich auseinander zu halten. Vgl. z. B. πόδες, πόδας, im Skr. beide Male pád-as, jedoch im Acc. Plur. -as vermuthlich an Stelle von -ans (Lat. pedēs im Acc. und Nom., entweder indem der Acc. seine z. B. durch die Analogie von as, os, us, es gerechtfertigte Länge auf den Nom. übertrug, oder weil sich dies *es* aus parissyllabigen Themen auf -i, z. B. sinēs von sini-s u. s. w., einschlich). Dagegen ποδ-ός statt des auch schon im Skr. hinten betonten pad-ás im Gen. Sg. G. Curtius, die Sprachvergleichung u. s. w. S. 38. Wie sonst zur Variation der Ableitung häufig der Accent mitwirkt, gewährt er also auch mehrfach in der Flexion eine gewisse Beihülfe. In dem soeben genannten Beispiele gilt es der Unterscheidung von Casus. Vgl. auch z. B. Zurückziehung des Tones im Vocativ, z. B. πάτερ, ἀνεψ. Buttm. Ausf. Gramm. S. 45. Ich glaube indeß auch Wechsel des Accents mit Wechsel des Numerus nicht bloß in lautlichem Interesse verbunden in den von Ahrens, Philologus VI. S. 3. besprochenen Fällen. „Aber Τῶα und δμῶα — wenn der Sg. je in Gebrauch war — müssen durchaus Dactyla sein, weil das kurze -α der Endung bekanntlich keinen Accent tragen kann. Wie vereinigt sich damit der unzweifelhaft feststehende Accent von Τῶαι und δμῶαι? Man erinnere sich, daß auch bei anderen Femininen auf kurzes -α ein gleicher Wechsel des Accents vorkommt. Zuerst ἄγνια, ὄργνια, Θέσπια, Πλάταια — Plur. ἄγνιαι, ὄργνιαι, Θεσπιαί, Πλαταιαί s. Arcad. 98, 2^o u. s. w. — Oder ferner: im Skr. Perf. lautet die 1. und die 3. Sg. ganz überein, indem, nach beidmaligem Wegfall des eigentlichen Personalsuffixes, gewöhnlich der bloße Bindesokal -a zurückblieb. Z. B. śakāra (feci, fecit). Griech. dagegen behielt den volleren Vokal in Perf. 1. Sg. z. B. γέγραφα, während die dritte sich an dessen Stelle das noch mattherzigere ε (γέγραφε) gefallen lassen mußte, dem öfters dann noch aus Wohllautsgründen ein Nasal antrat. Eben so beim Nor. krúpa, krúpe. Also scheinbar (ich sage scheinbar: weil die ächten Urformen in ihrer Integrität verletzt worden) handelte es sich hierbei in dem einen und in dem anderen Falle sogar um Verschiedenheit von Casus und Personen, wo auch den Semiten die Lautsymbolik verläßt. Auch könnte man mit gutem Fug es als eine

symbolische Auszeichnung der sog. ersten (sprechenden) Person aller drei Numeri des Verbuns vor dem gemeinen Troß der beiden sonstigen Personen ansehen, wenn das Sskr. das Gewicht des Bindevokales dort gegen den kurzen hier durch Verdoppelung desselben erhöht. 3. B. 1. Sg. bodhāmi, 2. bodhāsi, 3. bodhāti, Du. 1. bodhāvas, Pl. 1. bodhāmas u. s. w. Siehe ferner über die Steigerung des Bindevokals im Sskr. Let'-Modus (Conj.) gegen Indikativ; des Femininum gegen Masc. und Neutr. meinen Art. Geschlecht S. 400. Auch selbst der Unterschied zwischen den Numeri in vokalischer Rücksicht z. B. *oida*, *iduev*, Goth. *vait*, *vitum* ich weiß, wir wissen u. s. w. ließe sich in gewissem Betracht so deuten, obschon Bopp in dem, von ihm entdeckten Gleichgewichts-Systeme zwischen Suffix und Wurzel durchaus nur ein mechanisches Gesetz anerkennt. — Nicht minder verliert selbst der Deutsche Umlaut, welcher zunächst auf einer Annäherung des Wurzel-Vokales zu ursprünglichem *i* im Suffixe beruht, doch allmählig so sehr seinen rein lautlichen Charakter, daß er Bedeutsamkeit wenigstens heuchelt. 3. B. Ahd. *aphul*, Apfel, Pl. *ephili*, Äpfel. So Dexte, Früchte u. s. w. Ferner der Conj. wäre, hätte gegen war, hatte. Ähnlich auch im Imperativ: stirb mit Ind. stirbst, stirbt gegen: ich sterbe, wir sterben u. s. w.

Hr. Kaulen beschleicht selbst S. 241. das Gefühl von der Unzulänglichkeit, solchen ausgebehten Gebrauch symbolischen Lautwandels auf den Monotheismus der Semitischen Völker (oder besser gesagt: der Juden in einer allerdings relativ schon sehr frühen Zeit, wiewohl nachweislich nicht in der ältesten), oder meinetwegen in umgekehrter Ordnung letzteren auf jenen, zurückzuführen. Hätte er doch diesem richtigen Instincte nachgegeben: so wäre er durch ihn vor vielen seiner in ein leeres Nichts sich verlaufenden Folgerungen bewahrt geblieben. Was soll nur all das Gerede vom Hebräischen als einstiger Ursprache der Menschheit? Solchen puren puten Abertwitz, wovon die Bibel auch nicht eine Silbe sagt, sollten wir doch ruhig als eine, auf nichts Haltbares gestützte Einbildung unserer Vorfahren zu den längst abgethanen und keiner Wiederbelebung würdigen Irthümern legen. Auch die Einschränkungen, welche Hr. Kaulen doch nothgebrungen zugeibt, helfen zu nichts. „Nur muß“, sagt er, „die Wahrheit hierbei in der Beschränkung gesucht werden, daß das Hebräische bestimmte charakteristische Merkmale der Ursprache beibehalten hat [Phantastie, nichts weiter]; denn gewiß ist, daß Adam und Eva nicht das Hebräische, wie wir es kennen [also doch! und worin bestand der Unterschied?], gesprochen haben“. Daß die Juden etwa sich einbilden konnten, von der allgemeinen Sprachverwirrung seien bloß ihre Vorfahren als „portio Dei“ verschont geblieben, und die Ursprache der Menschheit sei, jenes gewaltsame Ereigniß

überbauend, etwa nur mit kleinen Modificationen, zu ihnen herabgelangt: mag entschuldbarer National-Eitelkeit*) zu Gute gehalten werden, wie denn Bahle im äußerst ergötzlichen Artikel über Adam auch die vorzügliche Notiz eines achtbaren Gelehrten in Syrien beibringt: Noah habe Adams Gebeine in der Arche gerettet, DRZ. XV, 41., und unter seine drei Söhne vertheilt; bei dieser Gelegenheit sei Sem (und wem denn auch sonst?) Adams Schädel (nur leider ohne das Gehirn darin) als Antheil zugefallen. Wahr wird es dadurch keinen Augenblick; und die Sprachwissenschaft ist in ihrem vollen Rechte, sich nicht von außen her, etwa von der etwas anfrängerischen Theologie, octrohiren zu lassen, wofür sie in sich selbst keinerlei Anhalt findet. Es interessirt vielleicht Manchen, hier einen anderen Theologen, Herder (Hebr. Sprache Bd. II. S. 54.), abzuhören, dessen Vorstellungen jetzt freilich zum Theil etwas sehr alifränkisch klingen. „A. Die ebräische Sprache halten Sie also doch nicht für die älteste Sprache unter der Sonne, die Sprache des Paradieses, die Mutter aller Sprachen der Erde — E. Wie könnte sie das, wenigstens in ihrem jetzigen Zustande sein? Ihre Wurzeln sind alle geregelt und zweifelhig; in ihren Grundfäden ist sie schon eine sehr gebildete Sprache. Menschen, die Jahrtausende leben, müssen einen anderen Bau, andere Organe, mithin auch eine andre Sprache gehabt haben. [Gegenthätig, wo man weiß, daß Sprachen, wie die Indogermanischen und Semitischen, Jahrtausende hindurch doch wesentlich denselben Stammtypus beibehalten haben, ein in seinen Grundlagen etwas veraltetes Raisonnement]. Offenbar ist das niedre Asien, wo diese Völkersämme wohnen (nicht Kaschmire oder der Ganges), Klima zu dieser Mundart. [Er meint wohl: Art zu reden.] Indessen halte ich sie für eine Tochter der Ursprache, und zwar für eine der ältesten Töchter. Ihre Regelmäßigkeit auch in den Wurzeln hindert sie daran nicht [nein!]; diese ist eben [ganz verkehrte Ansicht!] aus dem frühen Gebrauch der Buchstabenschrift entstanden, denn es ist aus der Geschichte aller Sprachen und Völker zu ertweisen: „Buchstaben und Schrift haben alle Sprachen [nur in gewissen Punkten] geregelt, bei Hieroglyphen [zu denen den Schlüssel gefunden zu haben man zu Herders Zeit noch weit entfernt war] bleiben sie in einer ewigen Kindheit und unübersehbaren Wildheit“. Ein äußerst disputabler Gegenstand! Vgl. z. B. W. v. Humboldt: Ueber den Zusammenhang der Schrift und der Sprache, hinter seinem Werke über Verschiedenheit des Sprachbaues S. 415. A. A. E. Schleiermacher De l'influence de l'écriture sur le langage. Darm-

*) Als Ausfluß derselben muß man unter Anderem auch ansehen, daß dem Sem die Stellung eines Stammvaters aller Propheten angewiesen wird, sowohl Arabischer wie Nichtarabischer. DRZ. XV, 41.

stadt 1835. 8. — Und wie die Juden über andere Völker, sich gegenüber, sehr einseitig urtheilten: so hat es, wie mich bedünkt, in ihrer den freien Blick einengenden Art die Theologie an sich, von der Hebräischen Sprache als wenigstens Reste der einen Ursprache (denn an der hält man nun einmal aller tausendfältigen Verschiedenheit von Sprachen zum Trotz mit den Zähnen fest) nicht los zu lassen. Wenn nun etwa Indier, Chinesen, Aegyptier u. s. w. von ihrem Mutteridiome vorgäben, dieses sei die Ursprache der Menschheit gewesen, um wie viel wöge da ihr Zeugniß geringer als das Jüdische? Wie schon erinnert, aber speculiren sich späte jüdische und nachmals christliche Schriftsteller eine Hebräische Ursprache zurecht um dogmatischer Combinationen willen, wozu sie jene gebrauchen, oder mißbrauchen. Die Bibel, es sei noch einmal wiederholt, weiß nichts davon; und selbst ihr Zeugniß müßte sich, um vollgültig zu werden, einer gerechten Prüfung unterwerfen. Die Phantasterei freilich, welche Jahrhunderte hindurch, eine übrigens lustige Theorie einmal für wahr angenommen, nicht ganz folgewidrig alle Sprachen auf das Steckenpferd der hebräischen laden und damit gleichwie mit einem Parabelgaul Wunders welchen Staat machen zu können vermeinte, ist gegenüber der unabweisbaren Thatsache, daß die mehrsyllbigen Wurzeln der Semitischen Sprachen überhaupt sowie der Hebräischen insbesondere, ohne vorausgegangene Zurückführung ersterer auf Einsylbigkeit, einer ethnologischen Vereinigung mit den einsyllbigen Wurzeln, z. B. nur der Indogermanischen, wie gewiß der meisten, Sprachen, sich hartnäckig schon im bloßen Principe widersetzen müßten, außerschimpflichste, und hoffentlich, für alle Zeiten, an den Boden gelegt. Doch der Unverstand findet — si furca expellas — zur Wieberkehr mindestens in veränderter Gestalt doch immer leicht wieder ein Löffelchen offen. Sollte nun aber in der That die Wissenschaft fordern, es sei den Semitischen Sprachen der historischen Zeit ein gewisser Charakter der Einsylbigkeit in ihren Wurzeln vorausgegangen: dann ist wenigstens so viel über allen Zweifel erhaben, die grammatische Form des Semitismus habe in solch einer mythischen Vorzeit ein von der gegenwärtigen in ihm durchweg verschiedenes Aussehen haben müssen. Diese Form steht und fällt mit der Triconsonanz der Wurzeln; und Allem voran in der jetzigen Gestalt und Ausdehnung jene von Hn. Kaulen über Gebühr vielgepriesene und gleichsam vergötterte — Lautsymbolik! Es bedeuten daher blühwenig Kaulen's Worte S. 241.: „Bei dem engen Zusammenhange, in welchem die Sprachform mit der geistigen Anschauung steht [allein Kaulen schiebt dem beständig, als falle das mit „geistig“, bei Humboldt „intellectuell“ S. 242. vollkommen zusammen: „religiös“ unter], erscheint es natürlich, daß diejenigen Menschen-

gruppen, welche dem ersten Glauben [das wäre factisch unstreitig nicht der Mono-, sondern der Polytheismus gewesen] treu blieben [man fingirt, Noah und Sem seien nicht bei dem verhängnißvollen Thurmbau gewesen; durch Kaulen übersetzt in: die einzigen Monotheisten], auch von der Strafe nicht ereilt wurden und daher aus der ersten Sprachform so viel herüberretteten, als die Folgen der Erbsünde möglich ließen. Die symbolische Bezeichnung der Laute hat aber, wie wir gefunden, [nur gewiß nicht die im Hebräischen, soweit sie uns in's Alterthum zurück vorliegt, übliche Weise], das charakteristische Merkmal der uranfänglichen Sprache ausgemacht; Grund genug [bei äußerst mäßigen Anforderungen], die spätere semitische Flexion als Ueberbleibsel aus der [paradisischen, oder bloß nachabamitischen?] Ursprache zu erkennen“. Ich sage: genug für den, welcher Augen hat zum Sehen, und Ohren, welche sich nicht dem Hören verschließen! Wie verträgt sich das: „die spätere semitische Flexion [!]“ als bloßes Ueberbleibsel aus der Urzeit, während uns sonst aller Orten von Hn. Kaulen laut versichert wird, die Wurzeln aller Sprachen seien identisch? Also die Wurzeln der Hebräischen oder der Semitischen Sprachen überhaupt machen davon, und zwar trotzdem daß sie eigentlich als bloß consonantiges Skelett nur seelenlos, d. h. lautlos und ohne bestimmten Vokal, sein sollen, eine Ausnahme? O über den Wirrwar, wenn man mit lauter Nullen rechnen will, und ihnen nun doch bald diesen bald jenen bestimmten Zahlenwerth unterzulegen im Verlaufe der Rechnung genöthigt wird! Es kommt aber noch besser. „Nachdem folglich zu Babel die Sprachverwirrung durch Entstehung verschiedener Religionen [natürlich um deren von Hn. Kaulen ausgedachten Parallelismus mit den Sprachen willen] vollzogen war, muß die jedesmalige religiöse Anschauungsweise ihrerseits durch den Sprachgeist erhalten und genährt worden sein. [„Nutz — sein“; eine neue Art apodiktischer Form für eitle Vermuthungen.] Das Bestehen des Heidenthums war demnach durch die Fortdauer der Sprachverschiedenheit gesichert, weil es in derselben seine innere Stütze fand“. Das heißt mir doch, Gott, den Gott der Wahrheit, selber auf's glänzende zum Mitschuldigen machen an dem „gesicherten Fortbestande“ des Heidenthums und des Zweifels an Gottes Einzigkeit, — mittelst der von ihm in, so mühte man fast schließen, gegen die Folgen blindem Zorne über die Menschen verhängten Strafe der Sprachverschiedenheit, welche einseitig bald als Ursache und bald wieder, obshon, dafern nicht eine Wechsel-Bedingtheit gemeint ist (vgl. S. 197. Sprachgeist und Volksgeist), im Widerstreit gegen eine richtige Gedankenfolge, insgeheim als Folge der Vielgötterei gedacht wird. Doch hören wir die, als ob aus einem Geheim-

Secretariat Gottes transpirirten, Worte unseres Verfassers: „Hier angelangt, können wir nun den Rathschluß Gottes bei dem großen Ereignisse zu Babel klarer, als bisher möglich war, erkennen und bewundern. Es war nicht genug, daß die verbrecherische Einheit, zu der die Menschheit in Babel sich verbunden, aufgelöst worden war; es mußte auch Vorsorge getroffen werden, daß eine neue derartige Einigung nicht abermals die Erhaltung der Offenbarung auf Erden in Frage stelle. Eine solche Einigung aber hätte nicht anders zu Stande kommen können, als wenn Eine Form des an sich vielgestaltigen Irrthums die ganze ungläubige Menschheit beherrschte; und wäre also dieß geschehen, so würde gerade die Allgemeinheit des Unglaubens auch eine zeitliche Beständigkeit desselben gesichert haben. Beides ward unmöglich als die Sprachtrennung eintrat“. Welchen Namen soll man derlei Rasonnement geben? Adam war „vollkommen“, und vermochte trotzdem nicht, was wahrlich kein Zeichen von Vollkommenheit ist, einem augenblicklichen Gelüste zu widerstehen; und durch Einen solchen, menschlich angesehen, verzeihlichen Schritt wiederum kommt so viel Unglück in die Welt. Darüber sinkt von Stund an auch die bis dahin „vollkommen“ gewesene Sprache (was vermöge der erblichen Natur des Menschen keine Sprache gewesen, noch je eine sein wird) gleichfalls zur Unvollkommenheit herab. Dessenungeachtet ist die bewahrte Einheit der Sprache stark genug, den, der Menschheit bei ihrem ersten Eintritte in die Welt mitgegebenen Glauben an Einen Gott Jahrtausende hindurch aufrecht zu erhalten, und dieser ausreichend, seinerseits die Ausartung in eine Mehrheit einander nicht mehr verständlich bleibender Sprachbiome zu verhindern. Doch nein! Er ist es auch nicht. Vielmehr dient die Sprach-Einheit nach ausgestandener Ueberschwemmung der Erde unter den Nachkommen der wenigen Ueberbliebenen nur dazu, durch eine, so zu sagen, gemeinsame Verschwörung gegen den, als Einen anerkannten Gott, — gleichsam als wolle man ihn absetzen und dafür eine Vielherrschaft von Göttern einführen, — zwar allerdings eine Götter-Mehrheit, und, damit diese ja nicht so bald wieder verloren gehe, eine das gegenseitige Verständniß wenigstens erschweringende Vielsprachigkeit auf ihr schuldiges Haupt herabzuziehen. Lediglich das von Gott bevorzugte jüdische Volk, dessen Sprache er würdigte, nicht nur „den Ausdruck der einzig richtigen Weltanschauung zu bilden“, sondern auch in ihr „Offenbarungen an die Menschen mitzutheilen“ S. 243., verblieb fortan gleichsam im Besitz des Geheimnisses von Gottes-Einheit. War jedoch das der Weg, die doch sicherlich Gott genehme Offenbartwerdung und Weiterausbreitung solchen wahren Glaubens bei der irrenden Menschheit schnell wieder zu ermöglchen? Vorausgesetzt, wie von Menschen angenommen worden, der Urtext einiger Evangelien des N. T.

sei Hebräisch gewesen: so liegt doch auf der Hand, nur die Hei-
 densprache der Griechen mußte ein Paulus sammt seinen Mit-
 aposteln, bei damaliger Weltlage überhaupt und bei dem hohen
 Stande Griechischer Bildung und Sprache im Besonderen, für das,
 von allen übrigen Sprachen geeignete Idiom halten zu schneller
 und weitester sowie gedeihlichster Ausbreitung und Vertiefung des
 Christenthums. Außerdem, warum Vorkehrungen gegen das Un-
 mögliche treffen, daß der Unglaube, dem doch, hieß es S. 149.,
 weesenhaft ist, in der mannichfachsten Gestalt aufzutreten,
 durch Gewinnung Einer Form wieder zu, ich weiß nicht welchen,
 Uebelthaten sich zusammenthue. Folgerichtig jedoch mußte, nach
 von uns durch Hrn. Kaulen erlangter Einsicht, wie nur in der
 hebräischen Sprache für die Menschheit das wahre Seelenheil blühe,
 diese einmüthig in ihrer Gesammtheit und ohne Verzug sich auf-
 machen und jedes Volk, mit gänzlicher Abthuung des ihnen ange-
 bornen Sonder-Idioms, woran die in Babeln begangene Sünde
 der Väter klebt, sich kopflings hineinstürzen in Aneignung der Sprache
 von Moses und Salomo; oder doch mindestens, wenn anders nicht durch
 die von den Juden an Christus vollzogene Kreuzigung, und seit-
 dem, für die Judensprache die Heiligkeit verwirkt ist, von Mausehel
 und Ithig. Vielleicht am besten und kürzesten, wenn wir uns
 sämmtlich nach dem Bisthum Jerusalem zu solchem Zwecke auf-
 machen. Und so gelangten wir denn mit Einem Male in den von
 Vielen gewünschten und projectirten Besitz einer allgemein und
 überall verständlichen Universal-Sprache, wodurch zugleich wie-
 der einigermaßen der Schaden gut gemacht würde, welchen der ba-
 bylonische Thurmbau so gründlich und mit so anhaltender Nach-
 wirkung angerichtet hatte. Nur etwas schwer und hart wird es
 uns Anfangs ankommen. Indeß, wie aus Kap. 19. zu ersehen,
 ist schon einer „Neuen Spracheinheit“ von anderer Seite vor-
 gearbeitet. Nämlich durch das *γλώσσαις λαλεῖν* am Pfingstfeste;
 — welches, begreiflicher Weise, ungefähr so viel Auslegungen ge-
 funden hat, als es Ausleger des N. T. giebt. So unbegreiflich
 und wunderbar ist dies Sprachen-Charisma, das aber doch, was
 nach Kaulens Voraussetzungen stark zu vermuthen gewesen wäre,
 Rückführung der vollkommenen Paradieses-Sprache oder
 auch nur der Spracheinheit, wie jebermänniglich bekant, keines-
 weges zur Folge gehabt hat. Hören wir darüber unseren Ver-
 fasser. „Das Wunder“, sagt er, „welches zu Jerusalem geschah,
 war ein doppeltes: einmal im Geiste der Redenden, dann auch
 im Geiste der Hörenden; allein bei Beiden geschah im Grunde
 daselbe. Bei den Redenden offenbarte sich das Wunder darin,
 daß sie Sprachen redeten, die sie vorher nicht verstanden; denn sie
 redeten „in verschiedenen Sprachen, wie der heilige Geist ihnen gab zu
 sprechen“. Für die Hörenden geschah ein anderes Wunder, indem jeder

Einzelne den Apostel, der nur in Einer Sprache redete, in seiner jedesmaligen Muttersprache reden zu hören glaubte“. Die Sprachwissenschaft als solche hat von ihrem beschränkten Standpunkte zu dieser zeitweiligen Wiederaufhebung der Vielheit von Sprachen so wenig Ersprießliches zu sagen, als von einer angeblich vollkommenen, und nur einen, Sprache der Urmenschen; oder von Entstehung einer Vielheit von Menschen Sprachen in Folge von Strafe und aus einem verwirrten Nischmasch heraus, auf welchen zurückzuschließen denn doch der im Allgemeinen staunenswerthe, wennschon nirgends völlig ungestört gebliebene Urbau einer wahren Fluth von, trotz ihrer Mannichfaltigkeit, jedes in sich äußerst geregelten Sprachidiomen dem aufmerksamen Beobachter geradezu verbietet. Sie muß, dergleichen verständlich zu finden und Anderen verständlich zu machen, eben so wie überdem den, mit Bezug auf die von den verschiedenen Völkern verehrte Zahl von Gottheiten behaupteten Parallelismus der Sprachen, der höheren Brahmanen-Weisheit der ersten unter den vier Facultäts-Casten überlassen. Sie selbst könnte zu dergleichen placita et decreta theologorum sich höchstens verneinend verhalten. Wenn z. B. Hr. Kaulen weiter angeht: „Indem also die Apostel eine Sprache redeten, gebrauchten sie dieselbe ohne jene subjective, nationale Form, welche sie zur Einzelsprache macht. Da aber alle Sprachen nach Abzug der singulären Form identisch sind [d. h. aufhören, überhaupt noch Sprache zu sein, obgleich nach Hn. Kaulen's zuverlässiger Ermittlung die Adams auch so beschaffen gewesen wäre], so sprachen die Apostel mit einer zugleich alle Sprachen der Welt; und wurden daher auch von allen den verschiedensprachigen Zuhörern in gleicher Weise verstanden“: so weiß ich mir in meiner geringen Eigenschaft als Sprachforscher von solch wunderfeltfamer Gedankenmittheilung durchaus keine Vorstellung zu machen; oder — es wurde bei dem Pfingstfeste gesprochen und gehört in einer Sprache, die keine, wenigstens keine aus Buchstaben und Lauten bestehende (denn selbst diese schon können sich nicht subjectiver menschlicher Auffassung bei Begabung eines Wortes, eines Lautcomplexes mit irgendwelcher Bedeutung ent schlagen), kurzum keine menschliche Sprache sein könnte, ohne etwa in die Kategorie eines „viereckigen Zirkels“ zu verfallen. Es bliebe also höchstens der aller sinnlichen Bekleidung entäußerte reine Gedanke übrig, der sich ohne sinnliche Mittel dennoch unmittelbar sinnlich wahrnehmbar zu machen verstand? Wie? verrathe ich aus dem schlechtweg zureichenden Grunde nicht, — weil ich es nicht weiß. — Daß ich eine absolut „vollkommene“ Sprache, wie sie dem Urmenschen von Kaulen angebichtet wird, eben so wenig begreife: ist schon zum Deuteren von mir erinnert. Welche Aufgabe eine relativ vollkommene Sprache zu lösen habe, saßt Waiß (Anthrop. I. 273.) kurz in die Worte: „Eine Sprache

ist ohne Zweifel im Allgemeinen um so vollkommener, je vollständiger und sicherer alle Beziehungen der Einzelvorstellungen, die zu einem Satze irgend zusammentreten könnten, sich aus ihr erkennen lassen, d. h. je genauer sie bezeichnet sind. Der Mittel hiezu aber giebt es eine unübersehbare Menge u. s. w.“ Wie reimt sich damit ferner aber Kaulens Verlangen, auf jene ursprünglich, wie er meint, einheitliche und, trotzdem daß sie Adam nicht fix und fertig von Gott verliehen war, „vollkommene“ Sprache, dessenungeachtet sämtliche Sprachen bis zu den unvollkommensten hinab als auf ihre Urahnin zurückführen zu wollen? Waitz Anthrop. I. 271. hat ganz Recht: „Gleichheit der ursprünglichen Erfindung bei durchaus stammverschiedenen Völkern in Rücksicht des Sprachbaues ist wegen der großen Complication des letzteren in den meisten Fällen und wegen der unübersehbaren Mannichfaltigkeit der Mittel, die der Bezeichnung grammatischer Verhältnisse dienlich gemacht werden können, so unwahrscheinlich, daß sie fast einer Unmöglichkeit gleichgesetzt werden darf“. Aus gleichen Gründen ist das Umgekehrte, die thatsächliche Ungleichheit im Grundbau der Sprachen von solchen Volksstämmen, welche man als stammverschiedene betrachten darf, aus einer einzigen Ursprache eine baare Unmöglichkeit; und wäre doppelt unmöglich mit Bezug auf eine solche, wie man sie Adam andichtet. Diese hätte ja, weit entfernt, etwa nur noch aus bloßen Wurzelwörtern zu bestehen und dem Kinderlallen sich zu nähern, vielmehr in ihrer „Vollkommenheit“ doch auch unmöglich eines vollkommenen Sprachbaues entzathen können. Und der hätte sich nun in die Unzahl bunter Formen verwandelt, welchen wir auf der Erde begegnen? Urheber aber gerade dieser ungeheuren Mannichfaltigkeit unvollkommener Sprachen wäre Gott selber, der nicht einmal Schöpfer gewesen sein soll von Adams Sprache? War die Sprachverwirrung bloß die Strafe für Vielgötterei, — diese Strafe vollzog Gott!

Wir kommen jetzt zu einem Thema, das sich um die Frage dreht: „Wie entstanden Völker?“ Hierauf weiß denn auch Hr. Kaulen eine runde Antwort zu geben. „Fassen wir“ lauten in dieser Rücksicht S. 205. seine Worte, „die gewonnenen Resultate zusammen, so ergibt sich als letzter Grund der auf Erden zu beobachtenden Sprachverschiedenheit die Scheidung der Menschen in gesonderte Nationen, als Grund der Völkertrennung aber die Entstehung religiöser Verschiedenheit; insofern daher die sprachlichen Unterschiede mit den Besonderheiten des Volksgeistes zusammenfallen, ist die gesammte sprachliche Verschiedenheit auf Erden auch nach rein wissenschaftlicher [?!] Betrachtung die Folge des Abfalls der ursprünglichen Religion“. Woher dann aber die religiöse Verschieden-

heit selbst gekommen, die doch mit dem Volkscharakter und mit sonstigen Bedingungen, unter welchen ein Volk lebt, aufs innigste verwebt ist, — das wird uns wohlweislich verschwiegen. Wir haben schon im Obigen wiederholt zu rügen gehabt, daß man sich hier stets in demselben logischen Kreise herumbreht, und in arger Selbstverblendung bestritt Anderen weiß machen möchte, man komme mit all seinem Drehen und Wenden vom Flecke, während in der That immer nur wieder hintereinander dieselben Punkte derselben Zirkel-Bahn berührt werden. So wenig Adam zugleich „vollkommen“ und doch sündhaft sein konnte: so wenig begreift sich, wie in dem Einen Urvolke voll religiöser Gesinnung und im Gebrauche einer nahezu vollkommenen, ja heiligen Sprache, dazu mit frommen Patriarchen an seiner Spitze, dennoch plötzlich und zwar keineswegs vereinzelt, sondern massentweises ein Geist empörender Auflehnung habe Platz greifen können gegen Gott den einen Herrn. Ganz ohne alle Ursache. Denn wünschten die damaligen Menschen, es möge nicht geschehen, was sie fürchteten, von Gott zerstreut zu werden in alle Welt (an sich ja ein sehr natürlicher Wunsch, wie das Schicksal der Juden in späterer Zeit am besten beweist): so schloße ja das nach Hn. Kaulens eigener Voraussetzung ein, sie suchten eine der Einheit der Sprache sowie nicht minder des Glaubens mit dem Garauß drohenden Trennung durch engeres Zusammenschließen an einander entgegenzuwirken. Und dies Streben nach Einheit des Glaubens wäre Sünde, sollen wir von einem Katholiken uns überreden lassen? War aber Trennung durch Uebersöfkerung des Landes, also durch Naturnothwendigkeit, geboten, und wiederum, war Vielsprachigkeit die natürliche Folge vorausgegangenen religiösen Zwiespaltes und der Vielgötterei, welche dann nichtsdestoweniger, wird in Widerspruch damit und abermals zugemuthet zu glauben, ihrerseits Folge wäre des Zerfallens der Menschheit in verschiedene Völker und Sprachen, — wozu hätte es dann einer Maschinerie, wie das babylonische Ereigniß, bedurft, um zu bewirken, was ohnedies geschehen wäre? Außerdem, will man auf die dem Menschen von Gott zugestandene Freiheit in der Wahl seiner Handlungen und auf die Sündhaftigkeit seiner Natur sich berufen, die den Abfall von Gott ermöglicht habe: — warum reichte dann die Einheit der Ursprache und des Urvolkes nicht einmal aus, um einer fast gänzlichen Vertilgung des Menschengeschlechts durch die Sintfluth vorzubeugen? Also mußte Schlechtigkeit und Abtrünnigkeit von Gott (und mithin auch Vielgötterei?) — hier nicht wieder des sicherlich auch, wenigstens zum Theil, auf Religionszweifel hinauslaufenden Streites von Kain mit seinem Bruder zu gedenken — schon vor der Fluth die gesammte Menschheit (der Einzigkeit ihrer Rationalität zum Troß) ergriffen haben mit der einzigen Ausnahme nur

einer Familie. Und nach solch einem ungeheuren Strafgericht, das schon bei den nächsten Nachkommen Noahs sichtlich seine abschreckende Wirkung verfehlte, nun, gleichsam als müsse eingelenkt werden, ein, falls nicht auch etwa das Vergehen um Vieles geringer war, ungleich milderes! Aus solchem Wirrsall von raschen Voraussetzungen, Folgerungen und Meinungen, mich wieder heraus zu finden, gestehe ich offen nicht die Fähigkeit zu besitzen, um so weniger, als ich mich auch nicht einmal in dasselbe hinein finde. Ein erstes Menschenpaar — Paradies und dessen Aufhören bis zu so tiefem Sinken, daß durch eine ungeheure Fluth an der Menschheit ein großartiges Exempel statuirt werden muß, — Rettung Weniger, die es verdienen, bei dem allgemeinen Untergange, und rasches Anwachsen ihrer Nachkommenschaft selbst noch zu Lebzeiten der Gerechten diesmal gesteigert zu vielsprachigen Völkern, welche eine schwer erklärbare, allein über den Erdboden weithin verstreute Wirklichkeit sind, auch nicht in natürlichem Verlaufe der Dinge, sondern durch unmittelbares Eingreifen der Gottheit und überdies gleichsam als Strafe für begangene Sünde, ob schon auch nichts als die Folge natürlicher Verhältnisse — Dies und mehr, nach Weise eines Mythos, begreife ich vollkommen. Wer aber diesen Mythos in ganze vollwichtige Wahrheit und geschehene Thatfache umsetzen will: kann unmöglich anders als sich in ein Gewirr von Abenteuerlichkeiten verlieren, wodurch Alles, wie in gewissen Spiegeln, seltsam verschoben und verzerrt erblickt werden muß.

Doch wie? Hr. Kaulen weiß sich für die Vorstellungsweise, welche er von der Völker- und Sprachen-Trennung hegt, nicht bloß auf den kirchlichen Glauben, sondern auf wissenschaftliche Gründe und auf einen „unverdächtigen Zeugen“ von schwer anzusehendem Gewicht, nämlich Schelling, zu berufen. Dieser Herr, dessen Aussprüche bekanntlich viel von der Natur selbstgewisser Orakel besitzen, an denen von vorn herein jeder Widerspruch als eine moralische Unmöglichkeit abgeleitet, hat namentlich in seiner Einleitung in die Philosophie der Mythologie (nebenbei gesagt, eine in der Schelling'schen Fassung gerabelwegs verfehlte Disciplin!) gewissermaßen als Dogma die Behauptung hingestellt, als sei „die Menschheit vom relativen Monotheismus oder von Eingötterei durch Zweigötterei (Dytheismus) zur entschiedenen Vielgötterei (Polytheismus) fortgeschritten“; was mithin nur ein Fortschritt im Zurückschreiten wäre. „Derselbe Fortschritt“, wird weiter versichert, „ist in den Principien der Sprachen, die von ursprünglichem Monosyllabismus durch Dissyllabismus zu ganz entfesseltem Polysyllabismus fortgehen“. Diese überaus fessellosen Phantastestückchen sind von mir schon im 2. Bde meiner Ethn. Forsch. S. 93. Ausg. 2. nach Gebühr beleuchtet. Von der Stelle Einl. S. 104., deren sich

Kaulen zu seinen Zwecken bedient, hier nur so viel: „Polytheismus also ist das Scheidungsmittel, das in die homogene Menschheit geworfen wurde. Verschiedene von einander abweichende, im weiteren Fortgange sich sogar ausschließende Götterlehren sind das unfehlbare Werkzeug der Völkertrennung. Mögen sich, woran wir indeß nach dem bisher Verhandelten allen Grund haben zu zweifeln [sehr zweifelhaft!], andere Ursachen [köstlich ausgedrückt:] ersinnen lassen, welche ein Auseinandergehen der Menschheit bewirken konnten: was die Scheidung und endlich die vollkommene Trennung der Völker unaufhaltsam und unwiderstehlich bewirken mußte, war der entschiedene Polytheismus und die von ihm unzertrennliche Verschiedenheit mit einander nicht mehr verträglicher Götterlehren“. Philosophischer Galimathias, der sich selbst richtet. Daß Glaubens-Verschiedenheit, also eine innerliche Verschiedenheit gleichsam der Seelen, auch äußerlich zu heftigem Krieg und Zwiespalt oft einen mächtigeren und andauernderen Anstoß abgibt, als selbst der glühendste Rational-Haß, wer will das bestreiten? Daß aber der, an sich, wird uns auf der einen Seite versichert, ohnmächtige Polytheismus, doch andererseits so stark gewesen, die Menschheit nicht bloß geistig in vielsprachige Völker, sondern sogar [klarer Unsinn!] körperlicherseits in weiße, schwarze, rothe, gelbe, braune Massen zu zersprengen und, ungefähr nach dem Muster Ovidischer Metamorphosen, umzuwandeln in Gruppen, welche viele Naturforscher als schlechtthin uranfängliche und stetige, also auch — ohne fleischliche Mischung — keiner Annäherung, keines Ueberganges in einander, fähig erklären: dazu gehört denn freilich ein stärkerer Glaube, als worüber jedermann verfügen könnte. Der Wissenschaft vergeht in derlei dünner Atmosphäre natürlich aller Athem. Ohnedies liegt dem ganzen Raisonement von Schelling die durchaus unertwiesene, ja von der Naturforschung lebhaft bestrittene Voraussetzung zum Grunde, als sei die Menschheit von Einem Urpaare ausgegangen, und nicht von einer Mehrheit zwar artlich homogener, allein sonst körperlich und geistig verschieden disponirter Urpaare. Eine solche Philosophie aber, welche von Voraussetzungen ausgeht, die nicht entfernt durch sie im Verfolg zur Evidenz gelangen, ist keine, werth dieses hohen Namens. Und was folgt denn diese Philosophie doch außerdem, oder vielmehr welchen zweiten Nachspruch fügt sie zu dem ersten, vorhin genannten? Hr. Kaulen hat guten Grund, zwar den ersten dankbarlichst anzunehmen und zu seinen Gunsten zu verwenden; allein den zweiten, der sonst doch nahe damit zusammenhängt, mit Stillschweigen zu übergehen, findet er nicht minder räthlich. „Der Monosyllabismus“ (z. B. also im Chinesischen). sagt Schelling weiter, „ist ein Princip, welches die semitischen Sprachen zu überwinden hat und nur darum das Ueberwundene noch als Spur oder als

Moment betwahren“. Zwar bestreite ich a. a. D. die Wahrheit dieses Satzes so gut wie die des vorigen. Allein Hr. Kaulen müßte folgerichtig auch ihn an Kindes statt annehmen zusammen dem ersten. Da unser Vf. nämlich Adam und seinen Nachkommen eine dem Hebräischen zunächst kommende Idiom beilegt, wovon sich ein beträchtlicher Theil in den Stamm Sem's hinübergerettet habe nach und trotz der Sprachverwirrung (s. B. S. 241.): wie reimt sich das mit dem, durch den Semitismus erst „übertwundenen“ Standpunkt des mit dem Monotheismus parallel laufenden Monosyllabismus, — des „unverbächtigen Zeugen“ so überaus fein ausgeflügelter, obschon von Grund aus verfehlter Gedanke! Also Adams Sprache war eine einshlbige, und doch (incredibile auditu!) zugleich hebräisch, folglich schon in den Wurzeln und in der Wurzel (im Grundprincip) mehrshlbig. Man entschuldige mich, — meine Verstandeskräfte sind viel zu gering, solcher Weisheit nachkommen zu können. Vollends dann, wenn Steinthal Recht hat mit seinem Satze (Charakteristik S. 323). „Daß die Rebensektion“, so Er, „[wie im Chinesischen] zur Anfügung [Agglutination, wie in dem Tatarischen Sprachstamme üblich], diese zur Anbildung [Flexion, wie bei den Sprachen Indogermanischer Ursprungs] werden könne, in geschichtlicher Zeit durch die richtige Entwicklung des Volksgeistes, ist schwer zu glauben [also ein Wunder nöthig, würde Kaulen mit seines Gleichen excipiren], und nirgends etwas Aehnliches nachweisbar, während die ägyptische Sprache, deren Entwicklung wir durch vier Jahrtausende verfolgen können, das Gegentheil beweist“.

Ueber Zerlegung von stammheitlich stets, wennschon auch nicht immer mehr im Bewußtsein der Beteiligten, zusammengehaltenen Völkern, welche zunächst in Folge örtlicher Trennung einander mehr oder minder entfremdet wurden, waltet kein Zweifel. Es bleibt sie gegenwärtig jedermann zu. Ich will nur als Beispiel die Indogermanische, oder von Vielen Arisch genannte, Sprach- und Völkerfamilie nennen. Von ihr sagt Adolph Pictet in seinen Origines Indo-Européennes ou les Aryas primitifs. Essai de Paléontologie linguistique. Première Partie p. 2. Folgendes, was, indem es in Kürze den Stand der Sache richtig bezeichnet, hieher verpflanzt werden mag: D'abord une et homogène, cette langue, déjà parvenue à un très-haut degré de perfection, servit d'organe commun à ce peuple primitif tant qu'il ne dépassa pas les limites de son pays natal. [Das aus den linguistischen Daten, welche in den Nachkömmlingen jener partialen Ursprache vorliegen, darzuthun ist eben die Aufgabe des sich als linguistische Paläontologie bezeichnenden Werkes.] Mais un accroissement constant et rapide de la population dut amener bientôt des migrations graduelles, et de plus en plus lointaines. Des

lors la séparation en tribus distinctes, les communications devenues moins fréquentes, les changements dans la manière de vivre, firent surgir, du fonds commun, un certain nombre de dialectes qui continuèrent à se développer, sans toutefois se détacher encore de leur souche primitive; et, en même temps, le caractère original de la race, se modifiant suivant les circonstances, donna naissance à autant de génies nationaux secondaires, destinés plus tard à grandir, à vivre de leur vie propre, et à jouer leur rôle dans le vaste drame de l'humanité.

Also Wanderungen; vielleicht wegen Mangel an zureichenden Lebensmitteln, vielleicht aus bloßer Abenteuerlust, vielleicht gar wegen entstandener religiöser Schismen, wovon z. B. der Zend-Avesta im Gegensatz zu dem trotzdem religionsverwandten Indem noch deutliche Spuren verräth, — und was die Ursachen sonst gewesen. Die Grundverschiedenheit des Charakters der Zendsprache aber vom Sanskrit (bei und trotz der nahen Verwandtschaft) — natürlich abgesehen von Verschiedenheit der Ausdrucksweisen, welche durch die beiderseitige Verschiedenheit religiöser Anschauungsweise unmittelbar bedingt wird — rühre von dem zwischen Zend- und Sanskrit-Volk ausgebrochenen religiösen Zwiste her, — mehr als Thor, wer das glaubt. Weiter p. 5: L'affinité radicale de toutes les langues ariennes conduit nécessairement à les considérer comme issues d'une seule langue-mère primitive, car aucune autre hypothèse ne saurait rendre compte des rapports intimes qui les relieut entre elles. Or, comme une langue suppose toujours un peuple qui la parle, il en résulte également que toutes les nations ariennes proviennent d'une souche unique, en tenant compte cependant des éléments étrangers qu'elles ont pu s'assimiler quelquefois. On peut conclure de là avec certitude, à l'existence préhistorique d'un peuple arien, pur à son origine de tout mélange, assez nombreux pour avoir alimenté les essaims d'hommes qui en sont sortis, assez bien doué pour être parvenu à se créer la plus belle, peut-être, des langues du monde. Außerdem p. 9: Si, au point de vue religieux, ils (les Ariens) ont marché d'un pas moins sûr que le peuple gardien des vérités du monothéisme, il faut reconnaître que, ici et là, ils sont arrivés bien près du but, et on ne saurait, sans injustice, nier la beauté et la grandeur des formes qui ont servi d'expression à leurs croyances sincères. [Vgl. z. B. manche Hymnen in den Vedem, welche den Psalmen an poetischer Kraft und an Innigkeit religiöser Gefühle kaum etwas nachgeben.] Il ne faut pas oublier non plus (was auch von uns schon oben erinnert worden) que, si le christianisme a pris naissance au sein du monde sémitique, ce n'est qu'en passant aux races ariennes (also gerade, indem es die geistig und

prachlich sehr engen Schranken des Judenthums durchbrach) qu'il est devenu à tout jamais la religion de l'humanité.

Vergeffen wir aber nicht auch ein sehr wahres Wort Hn. Victor's, was die über den Arischen — oder auch jeden andern besondern — Sprachstamm hinausliegende Frage nach einheitlichem oder (denn solche Alternative muß gestellt werden) mehrheitlichem Ursprung der Menschheit angeht. On conçoit tout d'abord, so heißt es bei ihm p. 7, le vif intérêt que peuvent avoir de semblables recherches (aus der linguistischen Paläontologie), soit pour l'histoire de l'esprit humain en général, soit plus particulièrement pour celle de notre race. Que de systèmes n'a-t-on pas construits sur des hypothèses relatives à l'état primitif du genre humain! Pour les uns, l'homme, parti de la vie sauvage pour s'élever graduellement à la civilisation ne serait en réalité qu'un animal perfectionné. Pour les autres (zu dieser Classe gehört Kaufen), il aurait débuté par un âge d'or où, doué de tous les biens, y compris la science infuse (welche Art bloß „eingegossener“ Wissenschaft dem Genusse selbsterarbeiteter Kräfte vorzuziehen, eignem Geständniß nach, ein Lessing nicht über sich vermocht hätte), il régnait en maître sur la nature, comme un être supérior descendu de l'empyrée (sehr gut gesagt); et les arts, les sciences, les religions diverses n'auraient été que des débris épars d'un antique système de vérités révélées au commencement des âges. Jusqu'à présent, ces hypothèses, élayées de raisonnements plus ou moins plausibles, sont restées cependant à l'état de fictions (allerdings nichts weiter), parce que la science (und eben so der sich fälschlich für unbestreitbar ausgebende Glaube) était impuissante à soulever le plus petit coin du voile qui recouvre les temps préhistoriques. En faisant pénétrer quelque lumière au sein de ces ténèbres, la paléontologie linguistique peut seule nous fournir les données nécessaires pour approcher, tout au moins, d'une solution positive.

„Ueber den Zusammenhang aller Sprachen eines ganzen Sprachstammes“ ins Klare zu kommen, ist eine der wichtigsten und nächstliegenden Aufgaben der Linguistik. Ob sich aber jenseit der verschiedenen Sprachstämme noch wieder ein höherer einheitlicher Zusammenhang aller Sprachstämme der Erde ermitteln lasse, — das ist eine Frage, die vorberhand eben so wenig schlechthin bejaht als verneint werden sollte; sicherlich aber nur vor dem Forum gedachter unserer Wissenschaft, vor keinem andern, ausgemacht werden kann. Was meine persönliche Ansicht anbetrifft, die ich übrigens Niemandem aufdringe: so geht sie entschieden dahin, soweit zurück wir auch mit Glück bemüht sein mögen, den zwischen den Sprachen auf der Erde bestehenden Unterschied durch Rückführung auf immer weniger und weniger

Sprach=Stämme herabzubringen, gänzlich aufheben läßt er sich nicht. Genealogisch werden wir vor einer Mehrheit von Sprach=Stämmen stehen bleiben müssen, die sich aller weiteren Reduction hartnäckig entzieht. Wie groß die Anzahl solcher im letzten Hintergrunde nach dem, ihnen angestammten verschiedenen Wesen unvereinbarer Stämme ausfallen werde: läßt sich zum Voraus auch nicht annäherungsweise bestimmen. Dabei muß ich aber wiederholen, was von mir schon, außer vielem Anderem, was hierher schlägt, in meinem Aufsatze: „*Max Müller und die Kennzeichen der Sprachverwandtschaft*“ DMZ. XI. S. 408. nachdrücklich hervorgehoben worden, wie mehrheitlicher Anfang von Sprachen möglich bliebe auch unter Voraussetzung nur Eines menschlichen Urpaars, obwohl ich nicht verhehle, daß für sprachliche Stammschiedenheit auch das Setzen mehrerer Adams, etwa z. B. fünf je nach den fünf Blumenbach'schen Rassen in den fünf Welttheilen, mir als die naturgemähere Annahme erscheint. Wie aber die Theologie darauf erpicht ist, ihrem Glauben an eine, die Sprachwelt umundum kehrende Begebenheit ins Angesicht hinein, gleichwohl radikale Verschiedenheit von Sprachstämmen zu läugnen, begreife ich nicht ganz. Man will nach beiden Seiten hin freie Hand behalten: Einheit der Sprache beim Beginn, und nachmals Aufhebung der Einheit zwar, allein doch bloß eine graduelle Aufhebung, keine generische,*) während erstere doch, sahen wir nur eben noch, gar nichts Wunderbares mehr hat, und die zweite, wenn mich nicht Alles trügt, durch den Bestand der Sache geboten ist, wie er in den Sprachen selbst vorliegt. Wurden die Sprachen jedoch beim Babylonischen Thurmbau von Grund aus verändert (und was hinderte denn jenen, welcher das Ereigniß überhaupt für

*) Man hängt sich dabei an den Ausdruck „Sprachverwirrung“ und preßt ihn so, wie man ihn braucht. „Verwirrung“ sagt Schelling Einl. in die Philos. der Myth. S. 114. entsteht nur, wo mißhellige Elemente, die nicht zur Einheit gelangen, eben so wenig aus einander können. [Also neue Sprachen wären noch nicht sogleich entstanden und gesprochen, wie auch S. 110. ausdrücklich behauptet wird, sondern bloß — nach einer selbst recht gründlich confusen Vorstellung „wirklich gewissermaßen [und wie eigentlich und ohne Bild?] verschiedene Sprachen durch einander gesprochen“. Kamen in die bis dahin eine und homogene Sprachmasse keine fremde Elemente von außen hinein: so hätten die in, ihr selbst enthaltenen Elemente bloß anders durchschüttelt und nicht einmal wieder mit einander so verbunden sein müssen, um, auch nur nach Weise des Rabelais's, eine Regel und Ordnung zu zeigen, mit deren Nicht-Einhalten jede Möglichkeit einer verständlichen Sprache erlischt. Und wie gelangten denn nun die Menschen, deren Keiner den andern verstand, zu nachmals doch wieder von den gemeinsamen Sprachgenossen verstandene Sprachen? Durch ein etwaiges Gegenwunder, wodurch das Wunder Nr. Eins wieder aufgehoben wurde? Doch von Wundern wird ja eben jede vernünftige Erklärung ausgeschlossen. Sie gehen über die Vernunft; sonst sind es keine Wunder mehr.

wahr hält, daran, es anzunehmen?): so wäre damit auch das Band früherer Einheit so völlig zerrissen, daß es lächerlich scheint, noch nach einzelnen Verknüpfungsfäden in der schlechtthin neuen Sprachschöpfung zu spähen. Anders liegt die Sache für den, welcher durch die Erzählung vom Thurmbau und von der Sprachverwirrung, welche angeblich dabei statt gefunden hätte, wie durch einen offenbaren Mythos sich in keiner Beziehung gebunden erachtet. Er muß sich nämlich in dem Dilemma, in welches er hinein geräth, entscheiden. Entweder: es giebt noch einen höheren verwandtschaftlichen Zusammenhang sogar der Sprachstämme (d. h. der Genealogie nach, nicht bloß mit Rücksicht auf die Gleichmäßigkeit allgemein menschlichen Geistes und menschlicher Sprache überhaupt) unter sich. Dann gilt es, ihn zu finden und (was noch von Niemandem, s. später, auch nur entfernt gesehen) überzeugend ans Licht zu stellen. Oder: es giebt keinen solchen Zusammenhang, und es bleibt vielmehr zuletzt ein durchaus irrationeller Rest von Sprachstämmen, der uns nöthigt, an Mehrheit sprachlicher Ursprünge zu glauben, wo jeder Versuch, weitere Vereinfachung zu erzwingen, sich an dem selbst rächen müßte, welcher etwas so Unmögliches verlangte als Trauben zu ernten vom Dornbusch. So weit aber meine geringe Kenntniß von Sprachen reicht, ist das letztere meine aus ihr genommene Ueberzeugung, die ich übrigens gern gegen überlegene Gründe, als die meinigen, aufgebe. Zu solchen inzwischen die Skaulens zu rechnen sehe ich mich in keinem Betracht gemüßigt. S. 200. meint er z. B.: »Wer die Frage, wie entstanden Völker? etwa für überflüssig erklären wollte, der müßte entweder den Satz aufstellen: Völker waren von jeher, oder den anderen: Völker entstehen von selbst. Zur ersteren Behauptung wird sich nicht leicht jemand entschließen. Wohl aber könnte man versuchen, zu behaupten, Völker entstehen von selbst, sie entstehen schon in Folge der fortwährenden Vermehrung in den Geschlechtern, wodurch nicht nur überhaupt ein größerer Raum der Erde bevölkert wird, sondern auch die Linien der Abstammung immer weiter auseinandergehen. Dieß führte jedoch nur auf Stämme, nicht auf Völker«. Daß auf die Erde, seit ein Menschenfuß auf ihr wandelte, schon Völkern gleich geliebte Wassen von Menschen wären versetzt worden: ist allerdings mehr als bloß unwahrscheinlich. Daß aber die Natur solle ihr Lieblings-Geschöpf, den Menschen, (angenommen selbst, er sei nur an Einem Punkte, etwa Asiens, gleichviel auf welche Weise, geschaffen,) in einem einzigen Urpaar, den Wechselfällen des Klimas, der Krankheit, des Mangel eines Löwen, dessen Magen und sein Gebiß auf paradiesisches Fressen von Gras vor Jahrtausenden um nichts mehr eingerichtet war als heute, unvorsorglich ausgesetzt haben: ist zehnmal unwahrscheinlicher. Wenn aber Vermehrung einer ursprünglich

heit selbst gekommen, die doch mit dem Volkscharakter und mit sonstigen Bedingungen, unter welchen ein Volk lebt, aufs innigste verwebt ist, — das wird uns wohlweislich verschwiegen. Wir haben schon im Obigen wiederholt zu rügen gehabt, daß man sich hier stets in demselben logischen Kreise herumdreht, und in arger Selbstverblendung bestrickt Anderen weiß machen möchte, man komme mit all seinem Drehen und Wenden vom Flecke, während in der That immer nur wieder hintereinander dieselben Punkte derselben Zirkel-Bahn berührt werden. So wenig Adam zugleich „vollkommen“ und doch sündhaft sein konnte: so wenig begreift sich, wie in dem Einen Urvolke voll religiöser Gesinnung und im Gebrauche einer nahezu vollkommenen, ja heiligen Sprache, dazu mit frommen Patriarchen an seiner Spitze, dennoch plötzlich und zwar keineswegs vereinzelt, sondern massentwies ein Geist empörender Auflehnung habe Platz greifen können gegen Gott den einen Herrn. Ganz ohne alle Ursache. Denn wünschten die damaligen Menschen, es möge nicht geschehen, was sie fürchteten, von Gott zerstreut zu werden in alle Welt (an sich ja ein sehr natürlicher Wunsch, wie das Schicksal der Juden in späterer Zeit am besten beweist): so schloße ja das nach Hn. Kaulens eigener Voraussetzung ein, sie suchten eine der Einheit der Sprache sowie nicht minder des Glaubens mit dem Voraus drohenden Trennung durch engeres Zusammenschließen an einander entgegenzuwirken. Und dies Streben nach Einheit des Glaubens wäre Sünde, sollen wir von einem Katholiken uns überreden lassen? War aber Trennung durch Uebersiedelung des Landes, also durch Naturnothwendigkeit, geboten, und wiederum, war Vielsprachigkeit die natürliche Folge vorausgegangenen religiösen Zwiespaltes und der Vielgötterei, welche dann nichtsdestoweniger, wird in Widerspruch damit und abermals zugemuthet zu glauben, ihrerseits Folge wäre des Zerfallens der Menschheit in verschiedene Völker und Sprachen, — wozu hätte es dann einer Maschinerie, wie das babylonische Ereigniß, bedurft, um zu bewirken, was ohnedies geschehen wäre? Außerdem, will man auf die dem Menschen von Gott zugestandene Freiheit in der Wahl seiner Handlungen und auf die Sündhaftigkeit seiner Natur sich berufen, die den Abfall von Gott ermöglicht habe: — warum reichte dann die Einheit der Ursprache und des Urvolkes nicht einmal aus, um einer fast gänzlichen Vertilgung des Menschengeschlechtes durch die Sinflood vorzubeugen? Also mußte Schlechtigkeit und Abtrünnigkeit von Gott (und mithin auch Vielgötterei?) — hier nicht wieder des sicherlich auch, wenigstens zum Theil, auf Religionszwist hinauslaufenden Streites von Kain mit seinem Bruder zu gedenken — schon vor der Flood die gesammte Menschheit (der Einzigkeit ihrer Rationalität zum Trost) ergriffen haben mit der einzigen Ausnahme nur

Boudinot, A star in the West; or, an Humble Attempt to Discover the Long-Lost Ten Tribes of Israel. Trenton, 1816. Ferner Lit. p. XXI. Israel Worsley, A View of the American Indians cet. showing them to be the descendants of the Ten tribes of Israel; the language of prophecy concerning them, and the course by which they travelled from Media into America. Lond. 1828. Ferner, außer dem längst von der Wissenschaft beurtheilten Court de Gebelin, noch Lit. p. XVII. in Adair, Hist. of the American Indians 1775. daß Kap. On the Connection of the Indian languages with the Hebrew, und Malcolme, Letters, Essays, and other Tracts, illustrating the Antiquities of Great Britain and Ireland; together with many curious discoveries of the affinities between the language [nur Eine?] of the Americans and the ancient Britons in the Greek and Latin etc. Edinb. 1738. Noch kann ich ein Wort von neuestem Datum anführen. Nämlich: Essays Ethnological and Linguistic by the late James Kennedy, Lond. 1861. Laut Vorrede p. VI. ist die Absicht dieser Schrift über die Amerikanischen Indianer, zu zeigen, Amerika habe von verschiedenen Punkten der alten Welt aus seine Bevölkerung erhalten und die Karaißen im Besonderen seien aus Afrika herübergekommen. This opinion is strengthened by an incidental remark by the German traveller Julius Froebel respecting the similarity between a musical instrument called the *Marimba* which he notices as used in Nicaragua and there said to be of Indian origin (also bloß zufolge eines on dit, während es doch durch eingeführte Reger nach Amerika gekommen sein könnte), and an instrument of the same name and construction described by Livingstone as used in Angola and the neighbouring districts. Mit welchen Strohhalmen doch man sich über Wasser zu halten sucht! Kap. VIII. behandelt: Question on the Supposed lost Tribes of Israel, with Appendices on the six days of the Creation, and in the Chronology of the World. Note 1. Respecting the Basques. Note 2. Resp. traces of Phoenician Civilization to be found in Central America. — Mit gesundem Urtheil äußert sich in der Sache Tylor, Anahuac: or Mexico and the Mexicans, Ancient and Modern Lond. 1861. p. 17: When the Spaniards came to these countries [Yucatan], as soon as they had leisure to ask themselves what could be the origin of the people they found there, the answer came at once, „the lost tribes of Israel“, of course. And as we looked at these grave taciturn men, with their brown complexions, bright eyes, and strikingly acquiline noses, it did not seem strange that this belief should have been generally held, considering the state of knowledge on such matters in those days. (Zum Theil herrscht solche Stupidität leider auch noch jetzt!) We

English found the ten tribes in the Red men of the north; Jews have written books in Hebrew for their own people, to make known to them that the rest of their race had been found in the mountains of Chili, retaining unmistakable traces of their origin and conversing fluently in Hebrew; and but lately they turned up, collected together and converted to Christianity, on the shores of the Caspian. The last two theories have their supporters at the present day. Crude as most of these ideas are, one feels a good deal of interest in the first inquiry that set men thinking seriously about the origin of races, and laid the foundation of the science of ethnology". — An betrügerischer Weise untergeschobenen Phöniciſchen, Griechiſchen u. ſ. w. Inſchriften hat es auch nicht gefehlt. Der Sache die Krone aber ſetzt auf das „Buch der Mormonen“, welches der Stifter der Secte Joseph Smith von goldenen Tafeln überſetzt haben wollte „mit Hilfe der Urim und Thumim“. Wie ſich ſpäter ergeben hat, iſt das theilweiſe ein Plagiat geweſen. Ausland Nr. 48. 1861. S. 1151. Ein proteſtantiſcher Geiſtlicher nämlich, Salomon Spaulding mit Namen († 1816.), der ſeit 1809 Neuſalem in dem an indianiſchen Alterthümern ſo reichen Staate Ohio bewohnte, hatte aus Spaß, wie er offen bekannte, unter dem Titel „die aufgefundene Handſchrift“ apokryphe Annalen der verlorenen 10 Stämme Iſraels verfaßt, von denen die heutigen Urbewohner Amerikas abſtammen ſollen. Die Erfindung fand Beifall, da im Angeliſchſiſchen wie im Spaniſchen Amerika bei Proteſtanten wie bei Katholiken die Hypotheſe einer iſraelitiſchen Abſtammung der Rothhäute weit verbreitet iſt und gern geglaubt wird. In jenem jokiſen Werke, welches übrigens nur handſchriftlich cirkulirte, kommen die Phantaſie-Namen Mormon, Lehi, Nephi, Lamaniten vor, ſoſt hat Smith, ſo viel er auch läugnen mag, da dieſelben Namen im Mormonenbuch auftreten, Spaulding's Phantaſien ſich zu Nutzen gemacht. In grammatiſch ſchlechtem Engliſch mit Nachahmung der Bibeldſprache erzählt nun Smith's „Buch der Mormonen“, daß die zehn Judenſtämme, als ſie nach Amerika kamen, ſich in zwei Stämme, in die gottloſen Lamaniten (die heutigen Rothhäute) und die frommen Nephtiten trenneten, welche letztere ſeinerzeit durch himmliſche und terreſtriſche Wahrzeichen von der Geburt Chriſti unterrichtet wurden. Am Ende des vierten Jahrhunderts brach ein entſehlicher Racenkrieg mit den Lamaniten aus, dem die Nephtiten gänzlich unterlagen, bis auf Mormon und ſeinen Sohn Mormoni, zwei gottesfürchtige Männer, mit denen [ſoſtlich gegen alle, nicht bloß poetiſche, Gerechtigkeit] ſie erloſchen. Bei ihnen hatten ſich noch die alten Annalen der Judenſtämme bis 420 nach Chr. erhalten, und Mormoni begrub die goldenen Schriftblätter im Berge Cumorah

(Kethort), wo sie verborgen blieben bis zum 22. Sept. 1827, als ein Engel sie Joseph Smith verrieth, damit er sie überführe. — Nicht wahr? eine hübsche Geschichte, und zugleich ein lehrreicher Beleg dafür, wie noch heute unter unseren eignen Augen sich Rhythmbildung vollziehen kann. Was die von dem schalkhaften Pfarrer Spaulding gebrauchten Namen anbetrifft: so läßt sich freilich schwer entscheiden, ob er sie bloß auf gut Glück hin und rein willkürlich erdacht habe, oder mit einer gewissen bezüglichen Absichtlichkeit. Im ersten Falle möchte ich dann doch die humoristische Laune zum wenigsten des Zufalls bewundern, die Spaulding einen Mormon in die Feder dicitirte, welcher dem Klange nach mit *Mogwán* oder *Mogwó* zusammenfällt, dem jedoch (was nicht viel austrägt) weiblichen Kindergespenste und Popanze der Griechen. Bei Gelegenheit der Lamaniten aber kommt mir ungerufen der Dalai Lama Tibets in den Kopf, oder noch spaßiger die in Amerika einheimische Sorte von — Kameelen (*Camelus Llama*). Die Nephiten aber, welche ein so klägliches Ende nehmen, wie könnten sie etwas anderes sein, als in's Griechische übersetzte Nibelungen?! — Den nach Art Afrikanischer Eroberer von den Afrikanern aus ihrer Heimath gerissenen Jüdischen Stämmen übrigens hat man mit wahrhaft rührender Betriebsamkeit fast um die ganze Erdkugel nachgejagt. So glaubte man lange fest z. B. auch von den Afghanen, sie stammten von daher, bis die Sprachforschung den Irrthum unerbittlich aufdeckte. Klaproth, *Asia Polyglotta* S. 55.

Mit der Racenverschiedenheit wird Kaulen S. 201. rasch fertig. Wer aber einigermaßen mit der Frage vertraut ist, muß sich gerechter Weise über solche Leichtfertigkeit wundern. Darwin mit seiner, noch nichts weniger als von der Naturforschung anerkannten Theorie, welcher zufolge, der bisherigen Annahme von der Konstanz der Arten zuwider, aus Arten durch Stabilwerden von Spielarten sich neue Arten entwickeln könnten, würde zu dem Behufe, den von der Racenverschiedenheit hergenommenen Grund gegen einpaarigen Ursprung des gesammten Menschengeschlechts damit zu entkräften, besser nicht citirt, indem wir sonst leicht damit der, obschon albernen, doch öfters nicht mehr in bloßem Scherz vorgebrachten Meinung Vorschub leisteten, als sei der Mensch eigentlich nur eine unter besonders günstigen Umständen vervollkommnete Varietät vom — Affen, hoffentlich nur dem ungeschwänzten. „Also die Quadrumanen, unsere nächsten Nachbarn im Systeme, wären dann also etwa nur eine bedenkliche Vorstufe von uns Menschen“; — diese Consequenz zieht der Vf. des Aufsatzes „Darwins Lehre und der Mensch“ Morgenbl. Nr. 1. S. 1 fgg. 1862. Und was würde dann aus dem „vollkommenen“ Adam? Waiß, der, nach sorgfältigster Abwägung aller Gründe für oder gegen ein-

paarigen und von nur einem Orte ausgegangenen Ursprung unferes Geschlechts, „die Annahme der Arteinheit des Menschengeschlechts als durch die Thatfachen erlaubt, ja, diese Ansicht mit geringeren Schwierigkeiten als die entgegengesetzte verbunden“ erachtet, glaubt bei alle dem die Frage noch als eine offene gelten lassen zu müssen. Th. I. 257. Natürliche Ursachen der Veränderung, welchen der Mensch in physischer Hinsicht unterworfen ist, bringt er, ungerechnet die Mischung, unter vier Klassen: Klima; Nahrung und Lebensweise; Cultur des geistigen Lebens; spontane Entstehung und Vererbung neuer Eigenthümlichkeiten. Hr. Kaulen schleicht sich um all dergleichen leichten Kaufs mit der Bemerkung hinweg, die Naturforscher seien in diesem Punkte zu uneins. Wie will Er dann aber, als Theologe, entscheiden, die Racenverschiedenheit beruhe in keinerlei Rücksicht auf uranfänglicher Verschiedenheit der physiologischen Anlage, sondern ganz allein auf nachmaligen accidentellen Einflüssen? Und von welcher Zeit datiren diese? Auch vom babylonischen Thurbau? Wie kommt es dann aber, daß Cham schon vor demselben der Schwarze oder Verbrannte (vgl. *Aistov*) hieß und es allem Vermuthen nach auch war? Könnte aber hebräische Vielgötterei Sprachen (und zwar so anständige wie Estr., Griech., Germ.) erzeugen: so war sie, vermuthet ich, auch zu dem doch wohl kleineren im Stande, Schädel, Haut und Haar der Menschen zu wandeln. Sie war, wird uns mit großer Zuversicht aber und aber vorgehalten, die Ursache von Zerschlagung der Völkern in Völker und Sprachstämme. Nun, dann auch folgerichtig, — es hilft kein Tergiversiren, von der analogen Spaltung in physiologisch geschiedene Rassen, so absurd dies an sich ist. „Die Theilung der Menschheit in Völker muß also jedenfalls durch eine innere, d. h. im Schooße der Menschengesellschaft selbst auftretende Ursache herbeigeführt worden sein. War sie eine innere, so kann sie ebensowohl körperlich, als geistig, d. h. sie kann ebensowohl auf die physische Beschaffenheit der Menschen, als auf die geistige Anschauung derselben wirksam gewesen sein“. So Kaulen S. 201. Der erste Fall wird verneint, indem die physiologische Racenverschiedenheit ohne Bedenken auf den Kernstock natürlicher Ursachen, die sprachliche (also physische) Geschiedenheit der, zum Theil, wie ich glaube, von Anbeginn her gesonderten Sprachstämme hingegen auf den übernatürlicher oder vielmehr unnatürlicher gebracht wird. An den „Conflict des naturhistorischen und linguistischen Gesichtspunctes“ (Wailz I. 281.) aber, welcher zum Theil noch nicht befriedigend aufgelöst ist, sollte man zum mindesten nicht mit so eiliger Hast sich anklammern, wie es unser Vf. thut. Dieser calculirt so: „Wenn nun innerhalb eines und desselben Sprachstammes (vorausgesetzt, daß die Volksstämme immer ihre eigene Sprache behalten haben) sich physto-

logische Unterschiede finden [wenn! und falls, welcher Art und wie groß?]: so folgt daraus [?], daß solche Differenzen auch in Einem und demselben Menschenstamm hervortreten können. Nun aber zeigen sich innerhalb des indogermanischen Sprachstammes solche phhysiologische Abstände, wie von den fast schwarzen Hindu bis zu den weißen Deutschen, und da hier von Sprachentausch nicht die Rede sein kann, so genügt dieß ein Beispiel, um zu zeigen, daß das Dasein phhysiologischer Unterschiede auf Erden durchaus nicht eine genetische Mehrheit der Menschen voraussetzt. D, gemacht. Offenbar fehlt Hn. Kaulen die Einsicht in das Sach-Verhältniß. Sonst hätte er sich einer so gebrechlichen Stütze nicht bedient. In Indien giebt es zwei Hauptstämme, welche Lassen mittelst der Namen: Arisch und Dekhanisch unterscheidet. Wenn nun auch die Arischen Indier gegen die heißfarbigeren Iranier dießseit des Indus dunklere Farbe zeigen: so muß man dieß entweder mit Prichard (Naturgesch. des Menschengeschl. Bd. III, Abth. 2. S. 258.) auf Rechnung des heißen Klimas in Indien oder, was er — kaum mit ausreichenden Gründen — ablehnt — auf fleischliche Vermischung der eingewanderten weißen Arier setzen mit den unterworfenen einheimischen Stämmen des Landes von dunkelfarbigem Colorit. „Herodots schwarze Indier gehöre (aufolge Lassen, Alterthumsk. I. 389.) dem inneren Lande und unter die rohen Urbewohner“. Die Bemerkung, daß die Rasse gerade der Brahmanen (var'n'a, der Name der Kasten, bezeichnet selbst eig. „Farbe“) gewöhnlich vergleichsweise hellfarbig ist: erklärte sich dann entweder daraus, daß sie zum Theil nicht so sehr der Sonne sich aussetzen mag, als die übrigen Kasten, oder weil sie schon in frühester Urzeit sich reiner erhielt von Einmischung fremden Blutes. Eine derartige tiefere Färbung in der Haut des arischen Inders, welche zumal vielleicht nicht tiefer sitzt, als der bloße dunklere Teint, d. h. nicht unter der Epidermis, wie das färbende Pigment beim Neger, macht jenen darum nicht zu einem Mann der — sog. äthiopischen oder Negerrasse. Und eben so wenig paßt das Beispiel, welches dem Semitischen Sprachstamm entnommen wird, wonach „die eine Familie des Arabischen sich auf Angehörige der kaulassischen und der äthiopischen Race vertheilt“. Wer hat je behauptet, daß die Bewohner von Habesch, welche eines semitischen, dem Arabischen zunächst verwandten Idioms (Dillmann, Grammatik der äthiopischen Sprache S. 1 fg.) sich bedienen, nicht auch stammheitlich mit den Arabern der Arabischen Halbinsel zusammenhängen, diejenigen ursprünglich Afrikanischen Elemente abgerechnet, welche das gewöhnlich so geheißene Aethiopische auf sich haben mehr oder minder einwirken lassen? Allein auch Neger sind die nicht-semitischen Bewohner von Habesch so wenig, daß Prichard, Naturgesch. I. 144. sich durch den, ihnen eigenthümlichen Nationalcharakter der Gestalt betrogen

fühlt, „die Abstinier an jene Klasse afrikanischer Nationen anzuschließen, welche er mit der Benennung Aethiopier zum Unterschiebe von den Negern zu bezeichnen beabsichtigt“. Verwendet daher Kaulen den Ausdruck „äthiopische Rasse“ in dem seit Blumenbach üblichen Sinne von Negern: so befindet er sich augenscheinlich in dem irrthümlichen Vorurtheile derer, welche in dem Maaße schwarz sehen, daß ihnen so ziemlich alle Bewohner Afrikas für „Negern“ gelten. Mit viel besserem Grunde noch wäre z. B. an den analogen Sprachtypus von Mongolen, Türken und Finnen erinnert, der, obschon nicht füglich zu bestreiten, sich unverträglich zu erweisen scheint mit der Racen-Stellung der beiden zuletzt genannten Völker, in so fern sie mehr nach dem sog. Kaukasischen oder Europäischen Rassen-Typus sich hinzuneigen scheinen als zum Mongolischen. Ob dabei vielleicht Mischungen verschiedener Racen mit einander im Spiel sind, wage ich nicht zu entscheiden. Vgl. inbeß Prichard, Naturgesch. des Menschengeschl. Th. III. Abth. 2. S. 424., und über Mißgriffe der Kraniologen in beregter Hinsicht in Castrén's Ethnol. Vorlesungen über die Altaischen Völker S. 10. Auch möge hier noch anderer Worte desselben Gelehrten gedacht werden (Kleinere Schriften, herausg. von Schiefner. S. 122.): „Außer Esoma haben auch andere sowohl ungarische als deutsche und französische Gelehrte alle möglichen Scheingründe aufgesucht, um gegen alle Wahrheit und Billigkeit die Ungarn von dem gering geachteten finnischen Stamme zu sondern. Wir [Finnen] können uns darüber nicht wundern, denn auch unser eigenes Gefühl will sich bei dem Gedanken, daß Lappen und Samojeden unsere Blutsverwandten sind, empören. [Ganz ähnlich der Grund, weshalb die Völkertafel so widerrechtlich die Kanaaniter von dem Stamme Sem's ausschließt.] Es ist sogar dieses selbe Gefühl — das ehrenwerthe Gefühl für hohe und glänzende Ahnen, das auch mehrere Gelehrte unseres Landes vermocht hat unsere Wiege in Griechenland und in dem gelobten Lande zu suchen. Wir müssen jedoch auf alle Verwandtschaft mit den Hellenen, mit den zehn Stämmen Israels [also auch hier gesucht!], mit den großen, privilegirten Nationen im Allgemeinen Verzicht leisten, und hiebei soll unser Trost sein, daß doch „ein jeder der Sohn seiner Handlungen“ ist, daß jeder wahrhafte und wirkliche Adel selbst erworben sein muß“. Und einen solchen Adel besaß Castrén in vollem Maaße.

Nachdem so mit liebenswürdiger Oberflächlichkeit, gerade wie bei Schelling (Einl. in die Philos. der Myth. S. 97.) auch, die Racenunterschiede als durchaus gering und nichtsbedeutend über die Seite gebracht worden, wird fortgefahren: „Es war also kein physischer Grund, der Menschheit in Völker zerschlug“. Ist unserm Vf. die Beschaffenheit des Syllogismus cornutus im Ge-

dächtniß? Wo nicht, so erlaube ich mir, ihn daran zu erinnern. Danach besitzt Jemand Hörner, — weil er sie nicht verloren hat. Zer schlagen kann aber auch nur werden, was zuvor eine Einheit war; und Schelling so gut als Kaulen thun immer so, als wäre Ursprungs-Einheit aller Völker von Einem Urpaare die ausgemachteste Sache von der Welt. Bekanntlich muß aber Beweis der Wirklichkeit eines Factums allem Anderen, eingerechnet dessen Erklärung, vorausgehen. Sonst macht man sich so lächerlich, wie jene Akademiker, welche der Himmel weiß, welche schöne Erklärungen beibrachten zur Lösung einer Aufgabe, die ihnen schalkhafter Weise gestellt worden: Wie es doch komme, daß ein Gefäß voll Wasser mit Fischen nicht mehr wiege als ohne dieselben? Begreiflicher Weise deshalb unlösbar, weil das Factum ein imaginäres ist. Doch als wahr angenommen jene bloß geheißte Ursprungs-Einheit aller Menschen, wie erklärt man das Uebergehen jener Einheit in die Vielheit von Völkern, Sprachen, und so fort? Aus einer großen inneren Krisis. „Entweder war es eine Spaltung hinsichtlich der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung, oder ein religiöses Zertwüfniß; nichts Anderes läßt sich denken, daß damals die Geister so mächtig konnte bewegt haben. Allein genau betrachtet, waltet zwischen diesen beiden Möglichkeiten kein Unterschied ob“. Und, wer weiter auf den Erklärer mit einem Pourquoi de pourquoi in dem Betracht auf den Leib rückte, daß er wiederum den Grund jener gesellschaftlichen Unordnung, jenes religiösen Zertwüfnisses inmitten des schönsten patriarchalischen Lebens zu wissen wünschte, was antwortet man dem? Hätte es nicht einen viel verständigeren Sinn, die gesellschaftliche oder religiöse Unordnung aus vorausgegangener Sprachdifferenz zu erklären, als in mythischer Weise letztere aus jener? Ich dünkte doch. Mag die Religion den Menschen noch so tief ergreifen und wie ganz gefangen nehmen: so gewaltig, die Sprache dieses Menschen (vom Stile reden wir natürlich nicht) zu ändern, und also etwa (denn es ist nöthig, sich ganz bestimmte Beispiele vor Augen zu stellen) sein Hebräisch, was er bis dahin sprach und allein konnte, binnen einer Minute in Griechisch oder Chinesisch oder in Hottentottisch, zudem seinen Körper, wenn er zuvor ein kaukasischer war, in einen Mohren zu verwandeln, ist sie gleichwohl mit nichten; und muß man einen Gedanken, welcher die ungeheure Sprachverschiedenheit im Betrage von gegen 1000 Sprachen, oder meinetwegen auch nur die aus der Bibel erschlossenen zweiundsiebenzig, aus den drei Unterschieden der Religionsform: Monotheismus und, daraus angeblich selbst erst hervorgegangen, Polytheismus und Atheismus, überdies ohne irgend welche Angabe, wie das möglich sein soll, hervorzaubert, mit Grund als eine bloße groteske Phantasie bezeichnen, nicht weiter! Dazu,

welche Verkehrtheit, ein eben als Wunder unerklärbares und plötzliches Wunder, von dessen Wahrheit man sich nun einmal nicht abbringen läßt, überhaupt aus natürlichen Ursachen, und aus Ursachen erklären zu wollen, welche nicht mit einander wie über Nacht, sondern unter allen Umständen höchstens in noch unendlich länger andauernder Allmähligkeit des Werdens zu wirken vermöchten, als derlei still wirkende Mächte (darunter aber nur wie ein verschwindender Theil das Christenthum) aus dem mütterlichen Latein im Zusammenstoß mit anderssprachigen Völkern und in deren Schooske bloße Secundär-Sprachen, die romanischen, erst im Dunkel mehrerer Jahrhunderte hervorbildeten. Ich weiß nicht, meint man, wie den (schon der Name will das sagen: schöpferischen) Poeten ein Furor beigelegt wird: so habe auch ein entsprechender religiöser Wahnsinn alle Sprachen, außer den, allein vom rechten Glauben durchweheten Semitischen, geschaffen oder mindestens sehr wesentlich umgeschaffen, und die heidnischen Sprachen, so äußerst vernünftig und viele unter ihnen, ja vernünftig noch über den Semitismus hinaus, vorkommen, seien demnach trotzdem Erzeugnisse, wo nicht geradezu von Verrücktheit (diese influenzirt aber öfters die Sprache des von ihr Befallenen, Schaller, Leib und Seele S. 448.), doch von einer Exaltation des Geistes im Allgemeinen (was sich eher hören ließe), und zwar: was wieder in's Gebiet exorbitantester Leichtgläubigkeit fiel, ausschließlich von einer, mit dem Monotheismus als der Idee zerfallenen religiösen? Glaube das, wer es kann; nur lasse man uns Sprachforscher mit solchem Krimstrand ungeschoren. — Der „Schluß, daß die Völkerbildung auf Erden aus dem Abfall von der Verehrung Eines Gottes (als ursprünglicher Religion) und aus der Entstehung des Heidenthums sich herleite“ S. 204. erscheint mir, wie ich ihn wende, in allen seinen Gliedern, Prämissen wie Schlussfolgerung, als eine ungeheuerliche Prätension, an welcher die größte, ich wähne aber auch alleinige, Bewunderung der Muth verdient, mit der sie vorgetragen wird.

Wäre jene Behauptung Kaulens in der Wahrheit begründet: dann käme ja auch die sonst gar verwunderliche Eintheilung von Sprachen einigermaßen wieder zu Ehren, welche Stäbler (Wiss. der Sprache S. 15.) wenigstens in Betreff der von ihm so gehelhenen B. gebildeten Sprachen aufstellt. „Es sind“, sagt er, „an dem sich entwickelnden Kunstwerk der Sprachen oder, wie man auch sagen kann, an der Grammatik drei Bildungsperioden zu unterscheiden. In der ersten vollendet die Sprache ihr Material, in der zweiten ihre Form, in der dritten ihren idealen Inhalt selbst. [Leerer und unwahrer Schematismus.] a. Die Sprachen der ersten Bildungsperiode sind die sog. [!] orientalischen, [in welchen zweiten Satz dann z. B. Sanskrit und die Sprachen der semitischen

tischen Völker — aller ihrer wesentlichen Verschiedenheit in's Angesicht hinein — friedlich zusammengehen.] Wie diese Völker die ersten [der Zeit nach ersten?] des weißen Menschenstammes sind: so haben sie sich zuerst über die Natur und zu der darüber herrschenden Macht emporgehoben. [D. h., wie wir aus §. 14. lernen, sie haben sich über A. die natürlichen Sprachen derjenigen Völker erhoben, welche sich noch in dem Zustande der bloßen Natürlichkeit befinden. Cf. Hegel. Dahin gehören die Neger, die Bewohner Polynesiens, die Indianer Amerikas, und mehrere Bewohner von Mittel- und Nord-Amerika.] Ihr Inhalt ist wesentlich diese Beziehung des Vorhandenen auf ein Höheres, Ueberirdisches, Göttliches, und die Unterwerfung unter dasselbe; überhaupt also die Religion. Hiemit verlor das Äußere seinen unmittelbaren Werth; es wurde etwas Anderes in ihm gedacht und verehrt, als was es an ihm selbst schien und vorgab: man betrachtete es hinfort als die bloße Andeutung, als das Symbol dieses Anderen. Die Äußerung solches Inhalts ist daher sowohl in Rede wie in Schrift [also auch in der so höchst vollendeten Buchstabenschrift, dem Devanagari?] eine bilberhafte, die etwas Anderes meint als was sie unmittelbar sagt, die es aber noch nicht vermag, das, was sie meint, in seiner Bestimmtheit auszudrücken, sondern nur andeutungs- und gleichnißweise. [Was meint hiezu Hr. Kaulen, wenn er auf den vorzugsweise symbolischen Charakter des Semitismus ein so großes Gewicht legt, daß er in ihm sogar das Wesen einer, vom Monothetismus geweihten Ursprache findet?]. Der Geist beginnt hier damit, sich seine Vorstellungen [von denen will nun freilich Kaulen gerade bei Adam nichts wissen] erst zu erzeugen, dem Laut seiner Stimme eine feste Form und Haltung zu geben und das Wort, welches bei den Naturvölkern diesen Namen noch kaum verdiente, zu dem zu bilden, was es sein sollte. [Wie hübsch sich doch über Dinge schwatzen läßt, die man kaum dem Namen nach kennt!]. Diese Wortbildung oder, wie man es heißt, die Etymologie [so heißt man vielmehr die Wissenschaft, welche den Bau der Sprachen und ihrer Gebilde aufzudecken sucht] ist demnach für den Charakter; diese Vorbereitung und Zurichtung ihres Materials [und solche Zurichtung wäre nicht bereits Form?] für das Interesse der hieher gehörigen Sprachen anzusehen. — b. „Die Sprachen der zweiten Bildungsperiode sind die, welche man die antiken, auch die klassischen, zu nennen gewohnt ist, nämlich die Griechische und Lateinische“. Nunmehr erst, man denke, kommt hinterdrein die Form, während die Sprachvergleichung umgekehrt in der lingua utraque vielmehr bereits einen häufigen Verfall der Form wahrnimmt im Vergleich zum Sanskrit. Wenn es daher heißt: „Diese Formbildung oder, wie es in der Grammatik heißt, die Formlehre macht das Wesen der hieher ge-

hörigen Sprachen aus“: so wird das nur deshalb mit den Haaren herbeigezogen, weil man zu dem Fortgange von der Religion der Arier und Semiten zu der Kunst und Plastik namentlich der Griechen eine Parallele suchte in den Sprachen. Gestehe man aber der Kunst einen tieferen Zusammenhang mit der Form zu: was hat denn aber das Material (die Wurzeln!), der Sprache mit der Religion zu thun? Die Lateinische Sprache [obwohl in den Augen der Sachkundigen in vielen Punkten alterthümlicher und ursprünglicher als das Griechische] erscheint Hn. Städler dennoch als ein Erlöschen der Griechischen [vollkommen schief und unwahr], gleichwie [Schade um den schönen Vergleich, welcher damit in's Wasser fällt] das römische Reich als das Grab und der Untergang des ganzen Alterthums. — c, und mit glücklich auf Hegelisch erreichter Drei: „Das Zeitalter, welches aus jenem Grabe seine Auferstehung feierte, ist nun das christliche, dessen Völker sich ihre Sitze in Europa und Amerika erkämpft und bereitet haben. Die Sprachen derselben pflegt man die modernen zu nennen. — Die Arbeit, sich seine Vorstellungen erst von außen her zu abstrahiren und einzulernen, ist nun gethan; die plastische Form derselben, die Kunst hat er für den sinnlichen Schein derselben anerkannt: sein Streben ist nunmehr die Erkenntniß des Wahren, sein Charakter das Gewissen und die Wissenschaft. [Also Prosa?]. Wie dieser Inhalt der umfassendste und concreteste ist: so vollendet sich an der Aeußerung desselben die dritte Bildungsperiode der Sprache, so, daß sie selbst wieder [herrlich genug!] eine dreifache Entwickelung darbietet. Nämlich α , die romanischen Sprachen. Ihr Abstreifen des irdischen Stoffes, ihr Emporschwingen des Geistes über seine natürliche Beschränktheit hinaus [d. h. über den „äußerlichen Formalismus“ der Antike], darein er versunken gewesen, dieses Zu-sich-kommen [ich dünkte eher: Außer-sich-kommen] desselben ist nun das, was man das Romantische nennt. Haupt-sphäre dieser Sprache ist „die Literatur, welche sich der Grammatik entäußert und dieselbe hinter sich gelassen hat“. Wie bringt man denn aber den üblichen Begriff von Literatur eigentlich unter den von Wissenschaft sub c? — β , folgen die (übrigens keineswegs in dem Sinne, wie die romanischen, secundären) germanischen Sprachen. Prädikat des Deutschen Volkes ist hauptsächlich das in sich gefehrte Denken, die Kraft und die Freiheit des Geistes; seine größte That ist die Reformation; sein Wesen der Protestantismus gegen Alles, was bloß äußerlich den Sinn und Verstand des Subjects und dessen absonderliches Interesse angeht; kurz sein Inhalt ist das Allgemeine, das Allumfassende. So ist auch seine Sprache die Sprache des Allgemeinen. — Ferner ist sie der bestimmteste und concreteste Ausdruck des seiner selbst inne gewordenen Bewußtseins und die eigenthümliche Form

dessen, was wir überhaupt unter Inhalt verstehen — eine Form, welche das geäußerte, sich in seiner ungetrübten Deutlichkeit aussprechende Innere selbst ist. [Da hätten wir ja also im Grunde Hn. Kaulens „vollkommene“ und durchweg begriffgemäße Sprache Adams wieder, wir glücklichen Deutschen! Man höre nur weiter.] Außer der gehaltvollsten Literatur finden wir demnach wiederum eine wirkliche Grammatik (im Gegensatz zu den romanischen Sprachen), aber eine solche, welche, da sie von dem Inhalt selbst und nur für diesen gebildet ist, das Ideal aller Grammatik (!) darstellt und deren Erkenntniß, obwohl die schwerste von allen, auch die Erkenntniß aller (viel gesagt) und wesentlich Sprachwissenschaft ist. — γ, die slawischen Sprachen, die, als bloß „mit dem Gepräge der Nachahmung“ versehen, demzufolge einer weitläufigen Beschreibung kaum würdig erscheinen.

Ich brauche wohl kaum noch beizufügen, daß diese Art Einteilung, welche einer vermeintlich wissenschaftlichen Betrachtung der Sprache der letzteren an sich in ihrem Grundbaue meist ganz fremde Beziehungen, wie Volkscharakter, Religion, Literatur dgl., einmischt, und die charakteristischen Unterschiede ihres eigentlichen Wesens, sei es in genealogischer und physiologischer Rücksicht, ganz und gar nicht trifft, ja kaum berührt, so gut wie völlig werthlos ist für die Sprachwissenschaft. Gleichwohl verspreche ich mir von Darlegung dieser Classification von Sprachen, welche recht philosophisch zu verfahren sich bedünkt, den Nutzen, daß man hieraus die Abenteuerlichkeiten erkennen lerne, welche bei Einmischung von überhaupt Ungehörigem, oder von sonst vielleicht Berechtigtem, nur am unrechten Orte, in unsere Wissenschaft herauskommen. Die Theologie als Theologie gehört gar nicht in sie hinein; oder sie müßte ihre Berechtigung hiezu erst überzeugender darthun, als Hn. Kaulen, aller aufgewendeten Mühe zum Trotz, gelungen ist.

Indeß hören wir weiter, was die Theologie uns in der Person des Autors zu sagen hat, welchen lebhaft zu bekämpfen unsere wissenschaftliche Ueberzeugung erheischt. „Die durchgängige Identität sämmtlicher Sprachwurzeln“, aus allen Sprachen zusammengenommen, ist zwar von der Sprachwissenschaft nicht erlesen, so viel wird eingeräumt; aber — Moses hat es gesagt, oder — Gott (αὐτός ἔφα) durch ihn. S. 207. Was braucht es mehr? Ja, wenn nur das leidige Wenn, das *Et*, nicht wäre, welches so Vielen in der Welt unangenehme Querstriche macht! Die angernene Autorität ist — keine; sie löst sich bloß in das Dissolving View von Herrn Kaulens eigenem Portrait auf. Denn glücklicher Weise ergeht an uns im gegenwärtigen Falle nur die Zumuthung, an die übertwältigende Kraft von unserm Wfs. Auslegungs-Künsten zu glauben. Weiter zurück habe ich schon einmal des Satzes;

„Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache“ als eines solchen gedacht, worin die Ausdrücke des Hebräischen Textes *sāphāh* (labium) und *d'hārim* (vocalula, sermo) bloß taologische Parallelglieder seien von wesentlich nur Einem Werthe für den einen Begriff: Sprache. Hr. Kaulen weiß dagegen, es bedeute der erste Ausdruck „Sprachform“ (gewissermaßen: Grammatik), hingegen der zweite „den Stoff der Sprachen, Sprachwurzeln“. Solche Mißdeutung von „Zunge und Sprache“ jedoch macht auf meine Ohren keinen gehaltvolleren Eindruck, als *יד־ננב* Erz und eine klingende Schelle“. Denn auch dort werden nur, wie hier, nach der im Hebräischen üblichen Weise (z. B. *Thohu va-Bohu*, wüst und leer), zwei an sich synonyme Parallelausdrücke mit einander verbunden. Und, wenn daher gelegentlich der Sprachverwirrung *sāphāh* gebraucht wird, und nicht *d'hārim*, Kaulen aber daraus schließt: durch jenen Act seien nicht die Sprachwurzeln alterirt, vielmehr allein die Form der Sprache (wo möglich ganz im Sinne Humboldts, Kaulen S. 208.): was soll man da zu dem Greifen nach einer vollkommen modernen Unterscheidung sagen in einem so alten Dokumente? Hätte Moses uns wirklich Aufschluß hinterlassen wollen über die Art, in welcher die Sprachen verwirrt worden, das Unglaubliche angenommen, er habe es selber gewußt: dann konnte er, muß ich bekennen, kein Mittel wählen, was, mit Bezug auf den Zweck, verfehlter hätte sein können; es sei denn, er habe aus einer Caprice, ich weiß nicht welcher, absichtlich seine wichtige Ueberlieferung in orakelmäßiges Dunkel hüllen wollen, gleich dem Apollo *Loßias*. Nur nach dieser zweiten Annahme begriffe ich ihn; und hätte er in diesem Falle auch den Erfolg entschieden auf seiner Seite, indem ja wirklich erst nach Jahrtausenden Hrn. Kaulen's glücklichem Scharfsinn es vorbehalten war, das bis dahin unerrathene Geheimniß der Menschheit zu verrathen. Wie wenig gerechtfertigt nämlich erschienene Mosis zu argloses Vertrauen, mit hyperlakonischer Kürze, auf das einzige Wort *sāphāh*, — welches, eigentlich Lippe bezeichnend, fürwahr doch an sich zu vage und *λοξόν* ist, als daß er mit Grund hätte hoffen dürfen, auch ohne weitere Erläuterung könne unter seinen Lesern keiner bei dem allein richtigen Verständniß jenes Wortes ausschließlich als „Sprach-Form“ dennoch abirrend nebenhin taumeln!! Der Erfolg spräche, ja schrie in diesem Falle laut gegen ihn, indem nach bisheriger Mode *sāphāh* im Zusammenhange des Textes (ohne hier sophistische Abscheidung der Grammatik vom — Lexikon) einfach für „Sprache überhaupt“ (auch nicht etwa noch nebenbei „Gefinnung, Geistesrichtung“ S. 208., die doch hoffentlich nicht in bloßem Lippenwert besteht) galt; — und, um wieder in den Ernst zurück zu verfallen, diese mehr als tausendjährige Mode wird auch allem Vermuthen

Nehmen wir da einmal den Göthischen Faust. Dem Sokrates muthe ich natürlich nicht zu, den Faust zu kennen. Er mag sich in seinem Gedanken an dessen Stelle eine große Griechische Dichtung setzen, ganz nach eigener Auswahl. Es kommt mir nur auf ein passendes Beispiel an. Nun also. Gehört der Göthische Faust nicht diesem Subjecte, Göthe geheißten, an, so viel ihm auch die vorgefundene Sage dargeboten haben mag, welche ihrerseits wieder ganz unzweifelhaft keine oder zum kleinsten Theile objectiv thatsächliche und historische Wahrheit enthält? Und ist das Werk, schon weil Dichtung, nicht ein subjectives Erzeugniß zunächst des Deutschen Volks-Geistes und dann eines gewaltigen Deutschen Dichter-Geistes im Besonderen, wie deren nur wenige Einzelsterne durch die Jahrhunderte leuchten? Längnet aber darum Jemand, daß es ein Meisterwerk, ein wahrhaftes, wenngleich poetisches, σοφόν sei (allerdings z. B. kein mathematisches), ja, nicht bloß voll objectiver Wahrheiten, sondern, richtig verstanden, selbst im Ganzen (ich spreche aber nur von seiner älteren fragmentarischen Gestalt) eine objectiv Wahrheit? Volleuds aber wird Niemand wagen, den Faust etwa „confus“ zu nennen, darum weil er zu einem mächtigen Theile der Einbildungskraft entsprang.

Was so Weises aber weiß denn der „weise“ Sokrates, allerdings nur mittelst seines Hintermannes und Souffleurs, und zu verkünden? Die Sprachen sind „subjectiv“, — nur noch um Vieles subjectiver, als ich unbedingt einräumen könnte, — und dennoch „weise“. Sagte ich etwas Anderes, oder — höre ich falsch? Freilich, was ich von der Weisheit der Sprache bemerkte, war nur in der Vorrede mit ein paar Worten hingeworfen; also ohne allen Anspruch der Ausführung. Steinthal führt das weiter aus und begründet es tiefer. Dagegen habe ich nichts. Also z. B. S. 327. in folgender Weise: „Sieh den menschlichen Leib an, ist er nicht ein σοφόν? — Das Meisterwerk der schöpferischen Natur, wie man sagt. — Nun schön. Sieh auch die Rübe an, die Pflanze von der Zeder bis zum Ysop, ist nicht jedes ein σοφόν? — Aber wie denn? lehrt dich der Baum Physik und Metaphysik? — Das nicht, aber jedes dieser Wesen hat seinen wunderbaren organischen Bau. — Ja wohl, du Guter; in jedem zeigt sich ein weises Zusammenwirken vieler Kräfte zur Erzeugung dieses Wesens; und in dieser schöpferischen Harmonie der Kräfte liegt etwas Weises. Diese Kräfte ferner bringen ein sich genügendes, selbständiges Wesen hervor, das alle Mittel zu seinem Dasein und Leben hat, Glieder und Organe mit Wirksamkeiten, die sich gegenseitig fördern und im Dienste des Ganzen stehen, und darum ist es auch an sich selbst etwas Weises. — Ich verstehe, Sokrates. Und die Sprachen?“ — Wir wollen hier einen Augenblick Athem schöpfen, um

sich nie vollständig verwinden. Schwerlich jedoch vermöchte irgend ein Nahrungstoff, auch nicht ein so mächtiger wie die Religion, hineingeworfen in die bis dahin, will die Voraussetzung, einartige Masse der ältesten Ursprache diese so bis auf den letzten Grund (wenn anders ein solcher Act auf den Namen „Sprachverwirrung“ ein Recht hat), wieder aufzulösen und aufzuwählen, daß sich aus den jetzt völlig entkleideten Wurzeln abermals formell durchweg neue Sprachtypen herausbilden und gestalten. „Eine solche Verwirrung der Sprachweise trat zu Babel ein, daß vollkommen [so!] geschiedene, selbständige Sprachen zu Tage kamen, deren gegenseitiges Verständniß unmöglich war; dieß aber kann nur durch ein Wunder geschehen sein. Bei einem den gewöhnlichen Gesetzen entsprechenden Verlaufe läßt sich die Möglichkeit nicht einsehen, wie dieselben Menschen, die sich erst verstanden, ihre Redeweise so ändern sollen, daß sie sich nachher nicht mehr verstehen“. S. 219. Rein, sogar bei einem und demselben Volke ist das nur nach mehreren Generationen, gleichzeitig aber höchstens unter, einander schon sehr entfremdeten örtlichen Mundarten, möglich. Nach vernünftiger Schlußfolgerung müßte der Satz dahin umgedreht werden, daß erzählte Factum verbodiene keinen Glauben, eben weil es den gewöhnlichen Gesetzen durchaus widerspricht. Gleichwohl setzt man, in seltsamem Widerspruche mit sich selbst, der doch nutzlos wäre, dafern das Wunder von selbst zum Glauben an es zwingt auch ohne, oder eigentlich gegen, jeden Beweis, mit wunderbarer Geschäftigkeit die Sprachwissenschaft und ihre wichtigsten Vertreter in Contribution, um die vollkommenste Ueber einstimmung ihrer Ergebnisse darzuthun mit dem, was das Wunder der Sprachverwirrung verlangt. Wie reimt sich aber mit obiger Behauptung, daß aus der Sprachverwirrung „selbständige Sprachen“ entstanden, die S. 213. ausgeführte Annahme, als seien „zu Babel, ohne daß neue Sprachen geschaffen wurden, [in Folge bloßen, an sich ja alltäglichen Bedeutungswechsels] in einem und demselben Sprachstoffe solche Anschauungs- und Formverschiedenheiten entstanden, daß „„Einer des Anderen Redeweise nicht verstand.““? Also bildeten sich nur etwa verschiedene Arten Nothwelsch?

„Die mosaische Darstellung entspricht mit vollständiger Sicherheit [das wäre!] allen den Anforderungen, welche die Humboldt'sche Sprachwissenschaft an einen Versuch der Erklärung der Sprachverschiedenheit stellen könnte“. S. 208. [Wir haben gesehen: gar nicht, indem sie nichts erklärt, was ja überhaupt kein Wunder thut.] Ja sogar (freilich zu meiner großen Verwunderung, unstreitig in Folge zu geringer Selbsterkenntniß) wird meine eigene unbedeutende Person zu Bestätigung aufgerufen von der Wahrheit, die Sprachen litten noch bis auf den heutigen Tag an dem alten

Fluche der Verwirrung und Confusion. Wo habe ich das je gesagt? Nirgends. Man folgert es nur aus Worten, die ich geschrieben habe. Noch besser: — indem ich die babylonische Sprachverwirrung läugne, helfe ich, wird mir sonderbarer Weise nachgesagt, durch Widerlegung meiner selbst dieselbe Bewahrheiten. S. 211 fgg. Grundes genug, über solche Confusion in meinem Gehirn etwas unruhig und bedenklich zu werden. Doch Muth, Muth! es ist die Sache vielleicht nicht allzu schlimm.

„Die Verwirrung schließt nicht bloß den Begriff der Regellosigkeit in sich [und doch entstanden daraus so schöne und, wenn auch nicht durchweg nach Einer langweiligen Schnur abgemessene, doch schwerlich ungerregelte Sprachen, wie Sanskrit, Griechisch, Latein u. s. w. ?], sondern bezeichnet dieselbe auch als Aufhebung einer früheren Ordnung und zwar bei Gegenständen, die für sich vollkommen sind“. Weiter: „Die [„vollkommen“ postulirte!] Vollkommenheit der ersten Sprachform, in deren Besitz die Menschheit damals noch war, ist in irgend welchem Grade auch den neuen Sprachformen [also der einen dies, der anderen jenes Stückchen „Vollkommenheit“] zu Theil geworden; denn weil die Menschen damals noch eine hohe Fülle der Weisheit und Erkenntniß besaßen, die aus dem Paradiese stammte, muß auch ihre Sprachanschauung in hohem Grade den Charakter innerer Wahrheit behalten haben“. [Das wirklich Begründete an der Sache wäre etwa dies: Dem menschlichen Geschlechte in seiner Kindheit muß beim Schaffen der Sprache — oder der Sprachen — eine allerdings schärfere Kraft intuitiver Beobachtung und Divination, oder, wenn man will, ein größerer Grad dichterischer Begabung, beigezogen haben, als deren wir uns irgend jetzt noch rühmen könnten. Stehen indeß unsere heutigen Kinder höher als die Erwachsenen, weil sie mit unbegreiflicher Schnelligkeit ihre Muttersprache erlernen?] „So erklären wir uns jenen Schatz von Philosophie [man höre und merke: Adam war nicht bloß ein großer Theolog, sondern auch ein großer Weltweiser], der in allen Sprachen liegt, und der nicht aus Reflexion, sondern aus Unmittelbarkeit der Anschauung hervorgegangen ist. [Vgl. Aehnliches bei Schelling Kaulen S. 200. Dagegen Bernhardi, ohne alle Rücksicht auf die imaginäre Sprachverwirrung: „Die Sprache, welche ihre Wurzel in der Vernunft [indeß zum Theil auch in der Phantasie] hat, entwickelt sich nach nothwendigen Gesetzen, aber [instinctiv?] bewußtlos.“] Indem aber vor der Sprachentrennung [durch den Sündenfall] Abfall von der objectiven Wahrheit schon vollzogen und die Subjectivität in den Geistern vorherrschend geworden war, mußte in den einzelnen Sprachgestaltungen jener Mangel an Ebenmaß und jene Planlosigkeit [?] zu Tage treten, die eben wegen der subjectiven Wahrheit des Einzelnen das Bestehen eines aufgehobenen Normalzu-

standes voraussetzen läßt. [Durchaus nicht.] Es ist also [kühn geschlossen] eine Verwirrung, was zwischen den einzelnen Sprachanschauungen herrscht: jede an sich richtig und doch den anderen gegenüber verschoben; jede subjectiv wahr und dennoch der objectiven Wahrheit gegenüber nur „ein conventioneller Irrthum“. So muß denn auch Pott von seinem erfahrungsmäßigen Standpunct aus gestehen, daß zwischen den einzelnen Sprachformen der Erde „eine vollständige Confusion“ vorhanden ist“. Noch einmal: die in Gänsefüßchen eingeklammerten Worte wären die meinigen? Weber die ersten noch die zweiten, so sehr man das nach der Art ihrer Einsechtung in den Text glauben müßte, sind es. „Die Sprache ein großer, conventioneller Irrthum“ ist ein nicht mir gehörendes, sondern bloß von Steinthal, *Ztschr. für Völkerpsych.* I. 297., auf meinen Nachweis von der Subjectivität der Sprache (z. B. in eben jener *Ztschr.* S. 255. Vgl. z. B. Humb. *Versh.* S. 58. 205.) angewendetes Wort, das ich, zur Noth, wiederum nur von Einer Seite her, als in meinem Sinne gesprochen mir könnte gefallen lassen, um so leichter, als ich von der Sprache *Ethn. Forsch.* II. 355. 1. 241. 2. sogar den weit stärkeren, natürlich jedoch „mit einem Körnchen Salz“ zu verstehenden Ausdruck gebrauche, „sie lüge“, übrigens mit dem weislichen Zusätze, welchen man nicht etwa bodhafter Weise wegschneiden darf: sie lüge, aber sie lüge „gesetzmäßig und systematisch“. Eigentlich indeß wiederhole ich dort nur, was ich schon im J. 1833. (*Jahrb. für Wiss. Krit. Nov.* in einer Anz. von K. F. Becker's „Wort“) gegen Becker's logische Constructionsmannier buchstäblich so einwendete: „Die Sprache, gegen den (ein- und wahrheitlichen) Begriff gehalten, ist, ich drücke mich absichtlich so schroff aus, eine fortwährende Lüge, aber eine Lüge, welche dennoch einen mehr oder minder getreuen Spiegel gedanklicher Wahrheit abgiebt, weil sie gesetzmäßig und in systematisch geregelter Form lügt, und ohne die Annäherung, selber die Wahrheit zu sein. Sie erwartet vielmehr von dem Geiste, an den sie sich mit ihrer glitzernden Scheidemünze wendet, deren Gepräge [und allerdings nicht ganz allein, doch auch mit conventionellen Werth: *verba valent sicut nummi*] zu kennen, um jene, zu ächtem Golde verwandelt, in sich niederlegen zu können; sie ist ein bloßes Symbol“) zwischen dem Ausgeber und Empfänger, zu dessen Verständniß beide den Schlüssel besitzen müssen“. Es ist wohl wahr, daß, wer viel lügt, sich aus Vergeßlichkeit oder Unaufmerksamkeit leicht in seinen eigenen Lügen verstrickt, auch, zumal von Anderen gedrängt, mitunter „verwirrt“ wird. Sonst

*) Dies Wort ist mehrdeutig genug. Siehe außer den Griechischen Wörterbüchern z. B. Kreuzer, *Symbolik* I. S. 44. fgg. Es erhellt aber für Jeden, der mit Aufmerksamkeit meine Worte durchliest, zur vollen Genüge, ich habe dabel einfach nur Erkennungszeichen, *συμβόλα*, vor Augen, wie z. B. die der *Σφοδ.*, *temerariae hospitalitatis*, waren.

habe ich nie gehört, daß Lügner (es giebt ja sehr geschickte und geistreiche Lügner) nothwendig verworrene Köpfe und Confusions-Helden sein müßten. Wo aber hätte ich mich der Abgeschmacktheit schuldig gemacht, von „einer vollständigen Confusion“, das heüße also auch: vollendeter Unvernunft, sei es Einer Sprache oder, meintwegen, mehrerer gegen einander zu sprechen? Die von Kaulen erwähnten Citate (meine Et. Forsch. 2. Aufl. S. 176 f. und Ztschr. für Völkerpsych. I. S. 297.) sind falsch: sie enthalten nichts dergleichen; und vergebens spanne ich mein armes Gedächtniß auf die härteste Folter, um herauszubringen, ob mir nicht dennoch irgendwo solche Dummheit im Traume entfahren sei. Wenn etwa wirklich: so erkläre ich hiemit feierlichst, meiner Seele im bewußten Zustande ist ein Wort, wie das von „vollständiger Confusion der Sprachen“, in dem Maße fremd, daß, trauten mir, außer Hn. Kaulen, noch viele meiner Leser dergleichen, als wäre es eine ernstliche Ueberzeugung von mir, zu, ich alle meine Bücher ungeschrieben wünschen müßte. Denn stets war mein eifrigstes Bemühen in ihnen dahin gerichtet, im oft scheinbar willkürlichen Chaos der Sprachen und trotz der mit Freiheit, allein darum nicht regellos schaltenden Phantasie, als eigentlich schöpferischem Principe derselben, Ordnung, vernünftige Ordnung zu entdecken und; als ihrerseits die Phantasie regelndes und überwachendes zweites Princip, den — Noth! Wie sehr mir daher Anfangs, in Anbetracht von Ausdrücken, zu schmeichlerisch, als daß ich sie irgend auf mich anwendbar anzunehmen ein Recht hätte, der Trant, welcher mir eingegeben werden soll, behage: er müßte meinen Schmeckorganen bis zum Ekel widerstehen um des beigemengten bösen Zusazes willen auf des Bechers Grunde. „Ein Kenner von Sprachen u. s. w.“ (wie Pott) „bezeichnet in einer Schrift, welche die Resultate fünfundsanzigjähriger Forschung enthält u. s. w. (es wird die zweite Auflage meiner Ethn. Forsch. gemeint) „das Verhältniß der Sprachformen [dargestellt durch die verschiedenen Sprachstämme? oder: jedesmal nur innerhalb Einer Sprache?] zu einander buchstäblich als dasselbe, wofür Moses es angiebt; ein neuer Grund, um beffentwillen die innere Wahrheit der Genesis und die vollkommene [vollkommen!] Sachkenntniß ihres Verfassers wohl nicht mehr bezweifelt werden kann“. Seit wann sind Autoritäten Gründe; und warum bin ich denn nicht für Hn. Kaulen eine Autorität an so vielen anderen Orten, wo von mir Moses außs allerbestimmteste das Widerparth gehalten wird? Was nützt überdies Hn. Kaulen das Citat, indem das, was er mich sogar „buchstäblich“ sagen läßt, „buchstäblich“ eine Unwahrheit ist und sonach auf einer, mir völlig unerklärlichen Selbsttäuschung des Vfs. beruhen muß?

Aus Steintal's Anzeige meiner „Präpositionen“ (Ethn. Forsch. Th. I. Ausg. 2.) in seiner Ztschr. I. hat er auch nicht die

Worte herauslesen können, welche er mir unterlegt. Höchstens, daß ich mit meinen eigenen Begriffen in einiger „Confusion“ sei. Hr. Steinthal macht sich nämlich den Spaß, aus der Untertwelt Sokrates zu einem Gespräche mit ihm heraufzubeschwören, um mit dessen Künften, wo möglich, ein wenig mich in die Enge zu treiben. Sprachen beruhen, was von mir stets und immer behauptet worden, schon weil Producte menschlicher Freiheit, auf Subjectivismus, der aber in ungebundene Willkür sich verlieren schon um deswillen nicht dürfte, weil dann selbst den Sprachgenossen innerhalb des ihnen angeborenen Mutteridioms (was nicht ohne einige Mitschuld der Sprache wegen ihr anklebender Amphibolie, über welche schon Chrysipp klagte, ohnehin nie ganz vermieden werden kann) beständig passiren müßte, „daß Keiner des Andern Sprache vernehme (verstünde)“. Vgl. über das Verstehen Humb. Versch. S. 54. 64. Ist denn aber Subjectivismus mit Regellosigkeit und chaotischer Verwirrung einerlei oder auch nur unzertrennlich damit verbunden? Was sagten wir oben? Die Sprache lüge, aber sie lüge „gesetzmäßig und systematisch“. Und, wenn nun demnach jede Sprache ein System, ein mehr oder minder trefflich zu Gedanken-Darstellung organisirtes und ausschließliches System für sich ist: wie herrscht da zwischen den verschiedenen Systemen, die freilich ohne besondere Erlernung sich gegenseitig zu einander wie Stumme verhalten, eine — „Confusion“? Häufiger Widerspruch, Ungleichheit, ja; keine Verwirrung. Die Frage ist nur die, allerdings eine eben so schwere als wichtige Frage: wie deuten wir uns die bunte Mannichfaltigkeit der Gedanken-Darstellung in so überschwenglich vielen Darstellungs-Systemen, d. h. Sprachen, im Verhältnis zu der logischen Einheit der Wahrheit? und wie vermögen so vielartige Mittel doch wesentlich zu demselben Zwecke tauglich zu bleiben, ohne letzterem zu empfindlichen Eintrag zu thun? Das ist der Punkt eben, welchen Steinthal aufgreift, um mich mir selbst ungetreu geworden, oder als von mir selbst abgefallenen Apostaten, darzustellen, indem er (die von ihm, bei vielen Andern angewendete Manier, worin er seinen Meister sucht) den Autor in Widersprüche verwickelt zwischen später und früher — oft weit auseinander und unter verschiedener Umgebung — Gesagten, welche mitunter freilich auf etwas viel Schein hinauslaufen, der übrigens allerhand Spiegelfechtereien günstigen Vorschub leistet. So kann denn der alte Schwätzer (*φιλολόγος*) und questionneur von Athen nur schwer begreifen, entweder wirklich, weil sein Verstand mittlerweile decrepit geworden, oder aus bloßer Verstellung, daß ich z. B. aller der menschlichen Sprache, sogar mit Nothwendigkeit, einwohnenden Subjectivität zum Troß sie dennoch ein weisses Ding (*σοφόν*) zu nennen keinen Augenblick beanstande.

Nehmen wir da einmal den Göthischen Faust. Dem Sokrates muthe ich natürlich nicht zu, den Faust zu kennen. Er mag sich in seinem Gedanken an dessen Stelle eine große Griechische Dichtung setzen, ganz nach eigener Auswahl. Es kommt mir nur auf ein passendes Beispiel an. Nun also. Gehört der Göthische Faust nicht diesem Subjecte, Göthe geheißten, an, so viel ihm auch die vorgefundene Sage dargeboten haben mag, welche ihrerseits wieder ganz unzweifelhaft keine oder zum kleinsten Theile objectiv thatsächliche und historische Wahrheit enthält? Und ist das Werk, schon weil Dichtung, nicht ein subjectives Erzeugniß zunächst des Deutschen Volks-Geistes und dann eines gewaltigen Deutschen Dichter-Geistes im Besonderen, wie deren nur wenige Einzelsterne durch die Jahrhunderte leuchten? Längnet aber darum Jemand, daß es ein Meistertwerk, ein wahrhaftes, menngleich poetisches, σοφόν sei (allerdings z. B. kein mathematisches), ja, nicht bloß voll objectiver Wahrheiten, sondern, richtig verstanden, selbst im Ganzen (ich spreche aber nur von seiner älteren fragmentarischen Gestalt) eine objective Wahrheit? Wollends aber wird Niemand wagen, den Faust etwa „confus“ zu nennen, darum weil er zu einem mächtigen Theile der Einbildungskraft entsprang.

Was so Weises aber weiß denn der „weise“ Sokrates, allerdings nur mittelst seines Hintermannes und Souffleurs, und zu verkünden? Die Sprachen sind „subjectiv“, — nur noch um Vieles subjectiver, als ich unbedingt einräumen könnte, — und dennoch „weise“. Sagte ich etwas Anderes, oder — höre ich falsch? Freilich, was ich von der Weisheit der Sprache bemerkte, war nur in der Vorrede mit ein paar Worten hingeworfen; also ohne allen Anspruch der Ausführung. Steinthal führt das weiter aus und begründet es tiefer. Davider habe ich nichts. Also z. B. S. 327. in folgender Weise: „Sieh den menschlichen Leib an, ist er nicht ein σοφόν? — Das Meistertwerk der schöpferischen Natur, wie man sagt. — Nun schön. Sieh auch die Mücke an, die Pflanze von der Feber bis zum Ftop, ist nicht jedes ein σοφόν? — Aber wie denn? lehrt dich der Baum Physik und Metaphysik? — Das nicht, aber jedes dieser Wesen hat seinen wunderbaren organischen Bau. — Ja wohl, du Guter; in jedem zeigt sich ein weises Zusammenwirken vieler Kräfte zur Erzeugung dieses Wesens; und in dieser schöpferischen Harmonie der Kräfte liegt etwas Weises. Diese Kräfte selber bringen ein sich genügendes, selbständiges Wesen hervor, das alle Mittel zu seinem Dasein und Leben hat, Glieder und Organe mit Wirksamkeiten, die sich gegenseitig fördern und im Dienste des Ganzen stehen, und darum ist es auch an sich selbst etwas Weises. — Ich verstehe, Sokrates. Und die Sprachen?“ — Wir wollen hier einen Augenblick Athem schöpfen, um

uns zu besinnen, ob es ob solch absonderlicher Weisheit nöthig gewesen, den Sokrates herauf zu bemühen, der ohnehin seit dem langen Verbleiben im Habes sich angetwöhnt zu haben scheint, zuweilen in die Weise seiner alten Gegner, der Sophisten, zu verfallen. Nicht jeder meiner Leser wird die erste Auflage meiner Etymologischen Forschungen in der Hand, nicht jeder den schon 1836 in die Welt hinausgegangenen Schlussatz von dem Buche im Kopfe haben. Also darf ich wohl ihn hier wiederholen, um damit zu zeigen, bis wie weit etwa in dem berührten Punkte des Sokrates Belehrung für mich nothwendig oder auch — überflüssig sei. „Wie die Anatomie und Physiologie des menschlichen Körpers“ (man beachte wohl, das habe nicht ich vom Sokrates, so wenig als er vermuthlich von mir), „um von diesem als Ganzem ein Bild zu gewinnen, demselben sowohl mit dem Messer als in der Betrachtung erst in Einzelnes, das näher zusammengehört, zerlegt und gruppiert, z. B. in Kopf, Brust, Bauch, Glieder; ferner in verschiedene Systeme, z. B. Knochen, Bänder, Muskeln, Gefäße, Nerven; dann die Functionen der verschiedenen Körpertheile, z. B. Ernährung, Zeugung, Sehen, Hören, im Einzelnen und nach ihrer Bedeutung für das Ganze erforscht und deren Entwicklungs-Proceß durch alle Lebensstufen, wie nicht minder [pathologische] Hemmungen desselben oder Anomalieen verfolgt und beobachtet; endlich die vergleichende Betrachtung anderer, dem menschlichen näher oder ferner stehenden Organismen, nämlich der Thier- und Pflanzenkörper, hinzunimmt, — so soll auch die Sprachphysiologie von allen untergeordneten Organismen der Sprache, z. B. dem Verbum, in sich, unter sich und in ihrem Zusammenhange mit deren Gesamtorganismus vollgültige Rechenschaft abzuliegen, unermülich bestrebt sein; und zwar, da das Experiment ihr versagt ist, muß sie beobachten und aus richtigen Beobachtungen richtige Schlüsse ziehen. Das bloße, auf nichts Positives fußende Raisonnement, welches aus zwei oder drei Heische-Sätzen den ganzen unendlichen Vollgehalt der Sprachen ableiten und erklären zu können vermeint, ohne der erfahrungsmäßig gegebenen Sprachkenntnis zu bedürfen, beneiden wir nicht um seine dünnen, und wenn nicht völlig unwahren, doch gewiß einseitigen und inhaltsleeren Resultate“. Und die Sprachen? Dabei hielten wir oben inne. — „Nun, die Sprachen sind eben so in doppelter Beziehung ein Weises. Denn erstlich wird jede ein in sich zusammenstimmendes Ganze von vielen Theilen sein [gewiß: ein System, ein organisches Ganzes]; und zweitens: dieses Ganze und diese Theile werden durch ein weises Zusammenwirken der Seelenkräfte, nicht der Logischen Kategorien, erzeugt. Wenn ihr Sprachforscher jene Harmonie jeder Sprache in sich nachgewiesen und das gesetzmäßige Wirken der seelischen Kräfte in der Schöpfung der Sprachen erkannt haben

werdet: dann will ich euch zugestehen, daß ihr die Sprachwissenschaft habt. So viel in ungewöhnlich langer Rede Sokrates.

Hier sind wir auf einem Boden angelangt, wo Hr. Steinthal und ich schon lange mit einander rechten, ohne bisher in Einvernehmen gekommen zu sein. Er mit unerbittlichster Strenge und Beharrlichkeit z. B. S. 326: „Die Lehre, daß der Sprachforscher auf alles (?), was objectiv genannt werden kann und was den Sprachen als zu Bezeichnendes zu Grunde liegen soll, verzichten muß, daß er die Sprachen als rein (?) subjective Gebilde anzusehen hat, die auf kein anderes Object hinweisen, welches sie etwa darstellten, sondern daß sie nur sich, ihre eigenen Schöpfungen darstellen. Sie sind an sich selbst intellectuale Welten, und nicht Zeichen für Welten. — Zunächst und allererst ist die Sprache eine eigenthümliche Begriffswelt; als solche wird sie zum Apperceptions-Organ, zum Mittel für das objective Denken, welches die Wahrheit des Seins zu erkennen sucht, wenn es auch oft dabei irrt; und indem die Sprache solches Mittel zum Finden der Wahrheit wird, ist sie auch Mittel zur Darstellung und Mittheilung“. Nun frage ich: also wirklich weist die Sprache schlechdinge nicht über sich hinaus auf irgend etwas Festes und Objectives, was in ihr unmittelbar freilich keinesweges mit gegeben ist; allein, und zwar ganz nothwendig, mittelbar? Bei solcher Bewandniß ginge mir unter Anderem sogleich das Verständniß für die Möglichkeit sprachlicher Vielbedeutbarkeit, z. B. eines und desselben Wortes, etwa beispieelsweise der Präp. *ἐπι*; derselben Form, ich nenne den Ablativ im Latein, u. s. w., so gut wie völlig aus: Gar nicht seltene Vielbedeutbarkeit oder Polysemantie nämlich muß doch nothwendig darauf beruhen, daß sich jene Einheit auf eine objective Mehrheit von zwar Verschiedenem beziehen läßt, das aber nicht in einem Grade verschieden ist, um nicht in jener gemeinschaftlichen Einerleiheit der Bezeichnung irgendwie, natürlich bloß subjectiver Weise, und trotzdem aus verschiedenem Zusammenhange noch nach seiner objectiven Verschiedenheit erkennbar, als identisch angesehen werden zu können. Verdeutlichen wir uns dies durch ein Beispiel. Im Dugis bezeichnet *lima* nicht nur die Hand, sondern auch fünf. Offenbar nun liegt diesem Verhältnisse als Einigungspunkt das, von der Zahl der Finger an einer Hand hergenommene Vergleichs-Dritte zum Grunde. Aller Wahrscheinlichkeit nach jedoch ist in *lima*, dessen etymologischen oder unmittelbarsten subjectiven Werth (z. B. im Sskr. Hand: *harana*, *χείρ*, d. h. Greifendes; hingegen *kara*, dem Ethymon nach: das Machende, Handelnde, letzteres selbst umgekehrt aus: Hand) ich übrigens nicht kenne, das Alles *Hand*, wenn auch nicht der ursprünglichste, doch um Eine Stelle dem wahrhaft ursprünglichen näher gebliebene Begriff, als

die, in ihrer mathematischen Schärfe und Reinheit gefaßt, sehr abstracte Zahl: fünf. Bezeichnet hier lima wirklich bloß jenes und unbekannte x , d. h. nur sich, und nicht darüber hinaus sowohl fünf als Hand; also zwei, obschon, wie der Augenschein lehrt, durch Ein Medium ausdrückbar und demnach mit einander vermittelt, dennoch zwei, gegenständlich nicht identische Begriffe? Nicht genügend „geschult im Denken und zu wenig objectiv“ müßte ich mir hierüber von Hn. Steinthal Belehrung ausbitten. Der Polysemantie aber, das begreift sich, vermag, obschon sie nicht gerade die Leichtigkeit und Sicherheit des Verständnisses zu erhöhen dient, keine Sprache zu entfliehen, indem zufolge Worten Humboldt's S. 106., die ich mir aneigne, „die Sprache muß mit endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen“. Sie hilft sich also damit, daß sie oft dieselben Mittel anwendet zu verschiedenen Zwecken, wodurch dann jene Mittel, wenn schon an sich gleich, eben ihrer verschiedenen Zweck-Beziehung halber doch nicht desto weniger, übrigens nur in letzterem Betracht, mit sich uneins werden. Was ferner die Kategorien anbetrifft, von denen nach demselben Steinthal in der Sprachforschung müßte gänzlich abgesehen werden (vgl. ihn auch, Gramm., Logik u. s. w. S. 378.): so bezweifle ich, daß dies, so eifrig man dagegen ankämpfe, nur überhaupt möglich ist, indem es keinen Satz geben kann, der nicht voller Kategorien (nicht bloß grammatischer, sondern auch logischer) steck. Sie müßten in die Sprache mit eingehen, selbst wollte man sie absichtlich nicht hineinlassen; wiewohl nicht nothwendig immer mittelst besonderer grammatischer Formen. Gewiß geht Hr. Steinthal nicht so weit, von der Verschiedenheit sprachlichen Ausdrucks unabhängige Begriffe in Abrede zu stellen. Also z. B. der Begriff 5 ist augenscheinlich nicht davon abhängig, ob wir ihn mittelst des Lautes fünf, quinque, lima, oder wie sonst, wiedergeben; und überdem liegt keine Nothwendigkeit vor, daß seine lautliche Bezeichnung stets und immer müsse von der „Hand“ hergeliehen sein. Gegen die Flüssigkeit in den subjectiven Arten, ihn zu bezeichnen, bleibt er etwas dessenungeachtet Festes und Unwandelbares, obschon ich gern zugebe, es verhalte sich mit außermathematischen Begriffen in so fern anders, als sie nicht in solcher ungetrübten Reinheit und Unwandelbarkeit zu bestehen vermögen, weil es ihnen oft schwer wird, aus der Unbestimmtheit ihrer sprachlichen Bezeichnung sich völlig bestimmt gegen andere nahverwandte synonyme Begriffe abzugrenzen, womit sie sich theilweise decken.

Das menschliche Denken geht nicht bloß in der Sprache, und in deren Gebrauche auch beim stummen Denken, auf. Wie sehr sie immer und zwar sogar jede Einzel-Sprache „eine eigenthümliche Begriffswelt“ für sich sei: so liegt doch jenseit aller Sprache eine

andere, die, wenn schon als Gedachtes, auch nicht völlig ungeträbt, doch in ihrem Substrate objective Begriffswelt, die zwar zur Umgebung ihrer selbst jedesmal irgendeiner unter den vielen Sprachen der Erde benöthigt, doch eben deshalb, weil an keine bestimmte unter ihnen gebunden, sich gegen die Summe der bunten Menge verschiedener Sprachen als in sich geschlossene und in für das ganze Genus Homo allgemeingültigen Bahnen sich bewegende Einheit verhält, und, wie derselbe menschliche Körper in verschiedener Gewandung sich zwar anders und mehr oder minder günstig (der Erscheinung nach) ausnimmt, ohne darum sich selbst wesentlich zu ändern, ihren inneren Gehalt nur nebensächlich wechselt, wenn sie etwa (wie z. B. bei Uebersetzungen der Fall) zu neuer Offenbarwerdung mit dem Idiom wechselt. Man kann selbst sagen: so viele Sprachen es giebt, so viele Weltansichten zwar, und je so viele Anschauungsweisen von dem Inbegriffe dessen, was ein Volk empfunden und gedacht hat, als es Völker giebt. Aber es widerspricht dem keinesweges zu sagen: diese Menge von Sprachen sind nur verschiedene Strebungen auf verschiedenen Wegen zu wesentlich demselben einen Ziele. Wie wunderbar und räthselhaft uns nun ein solches Verhältniß zwischen Einheit des Gedankens, welche Einheit freilich auch keine absolute ist, noch auch, da im Denken selbst Bewegung herrscht, es sein kann, und auf der anderen Seite Vielheit seines sprachlichen Ausdrucks vorkomme: es liegt nicht nur in der Mannichfaltigkeit der Sprachen, sondern eben so sehr in der Möglichkeit, demselben Gedankstoffe, auch selbst innerhalb der Grenzen nur Einer Sprache, künstlich sehr verschiedene Form aufzubrüden, davon der keines Widerspruches fähige Beweis thatsächlich vor Augen.

Zu Aufhellung jenes sonderbaren Verhältnisses zwischen Denken und Sprechen hat Steinthal vielleicht mehr als sonst jemand außer ihm beigetragen. Darauf unsererseits hier einzugehen kann nicht die Absicht sein. Es ist uns nur darum zu thun, Kaulens Behauptung zurückzuweisen, als stimmten wir, z. B. ich sogut als W. v. Humboldt, mit seiner Zurechtlegung der vielfach berührten mosaischen Erzählung zusammen, was nicht entfernt der Fall ist. Indem er sich aber auf Steinthal's Anzeige meiner „Präpositionen“ beruft, und der Sache dadurch den Anschein giebt, als habe ich mir nur nicht durch Vorahnung jene Uebereinstimmung mit ihm zum Bewußtsein gebracht, während meinem Recensenten dies gelungen: so habe ich geglaubt, nicht nur die Unrichtigkeit solcher Vorstellung anzuzeigen, sondern auch nebenher Hn. Steinthal ein paar flüchtige Bemerkungen entgegenhalten zu müssen. Letzterem sind alle von der Logik aus die Sprache construirenden und meisternden Versuche, z. B. in der Manier von R. F. Decker, (vgl. z. B. Charakteristik S. 88.) kein größerer Creuel als mir; und wahrlich

miftenne auch ich keinen Augenblick, daß weder die vom Studium des Latein her uns überkommene grammatische Technik noch jene angeblichen „Nothwendigkeiten“, deren eine, mit Allem, nur nicht mit vielen wirklichen Sprachen vertraute sog. Allgemeine Grammatik der menschlichen Rede in eben nicht sparsamer Menge, als wären sie zum Voraus berechenbar, an Sinnen ist, zu einem gebedhlichen Ziele vorurtheilsfreier Erforschung von Sprachen und von der Sprache führe. Wer z. B. glauben wollte, wie seiner Zeit Gottfr. Hermann, und auch vermuthlich heute noch Viele, es seien den Sprachen nicht nur die von den classischen Sprachen abstrahirte grammatische Kategorie von Casus überhaupt, sondern auch (nach dem Griechischen s. Schmidt, Beitr. zur Gesch. der Gramm. S. 262.) eine Fünf- oder (nach dem Latein) eine Sechszahl*, und wiederum der eine oder andere Casus, z. B. der Genitiv (welcher auch in mehreren Sprachen, die sonst Casus besitzen, fehlt Ethm. Forsch. I. S. 9.), oder gar ein wahrhafter Nominativ (vgl. Steinthal, Charakteristik S. 115. 329.), nothwendig: einen solchen würde man durch den Augenschein vom Gegenheil belehren müssen. Es ist aber ein Anderes, nachsehen, ob ein Organ, ein Vorgang, die uns aus dieser oder jener Sprache her, namentlich aus einer höher organisirten, wie z. B. Unbestritten die classischen, bekannt sind, auch in anderen Sprachen entweder gerade so, oder modificirt, oder gar nicht sich finde; und wieder ein Anderes: voraussetzen, was sich hundertfältig als grundfalsch erweist, als müsse das ganze technische Gerüst, nach Redetheilen und deren Abwandlung, welches die Lateinische Grammatik darbietet, mit Haut und Haar auch in jeder anderen Sprache (und im Grunde vielleicht nur dem Latein nach verschle-

*) Hodgson, *Hahing Gramm.* p. 207 sq. zählt z. B. für dies am Hinmal unter Hinzunahme von Hodgsons eignen Erklärungen p. 212, sich als in nur sehr ungentlichem Sinne wahr herausstellt. Denn, nicht zu fragen, ob dem Wahing überhaupt Casus, d. h. im strengeren Sinne, zusehen, schwindet, wenn man nur einigermaßen auf die Form steht, jene Zahl gewaltig zusammen. Da heißt es z. B., einige Zeichen von Casus seien noch bedeutsam, wie z. B. gware das Innere; taure, das Obere, Gtupfel (the top); pum die Seite. Nun werden dreiertei Locative angegeben. Ähnlich 1. In me, within me (Gr. ες): wake gwäre, das wäre: uciu (wake Mias) Inneres (interior), sodas man: in (meinem Innereu) eig. hinzudenken müste. 2. Wake di (entering, resting in) für into me (Gr. ες) und 3. At, by me, Wa (my) pumdi (proximity), aus pum (Seite) mit dem di in 2. — Desgleichen spricht Hodgson von 3 Allatives: 1. Towards me, Wake la (nearing). 2. From towards me Wake lang (departing), während er Wake ding (removal) From me als Allativ taust. Und 3. Towards me, Wake taure (behaving), d. h. in einem ruhenden Verhältnis eines Herwärts, sodas ich den Zielpunkt, gis. die Höhe (taure), der Richtung ausmache.

ben) sich wiederholen. J. B. selbst ein ächtes Verbum (finitum), dem Ansehen nach der allerunentbehrlichste aller Redetheile, ist sogar in vielen Sprachen und zwar schon um deswillen nicht vorhanden, weil dem, was dafür gelten müßte, die sonst dem Verbum zukommende Abwandlung nach Personen und damit die logische Kopula, mangelt, welche, als sachbildendes Einigungsmittel des prädicativen (Wurzel) und des persönlichen (Subject; Personalpronomen) Momentes im Verbum das allerwesentlichste Merkmal ist, wodurch ein Verbum sich allein charakteristisch von allen übrigen Redetheilen unterscheidet. — Wenn demnach Steinthal verlangt, wir sollen nicht von vorn herein jeder beliebigen Sprache, ohne Einsehen derselben, Dies und Das, z. B. Präpositionen und Casus, oder auch nur das Eine von beiden (denn was Steinthal S. 320. 323. von Nothwendigkeit des Zusammenseins beider fabelt, ist bloß erschlichen), zuschreiben, indem sich ja vielleicht darin bloß „ein Drittes“ ganz anderer Art vorfinde, welches nur eine gewisse Analogie mit jenen beiden hat“: damit einverstanden. Aber wie doch? Verlangt nicht jede Sprache, wie sie immer sonst beschaffen sei, um an obigem Beispiele festzuhalten, bei etwaigem Mangel von Präpositionen und Casus zum wenigsten Analoga dafür? Oder kann selbst dieser entzathen werden?

Daraus, daß der Hase und das Pferd Füße zur Fortbewegung hat, folgt allerdings nicht, es müsse überhaupt jedes Thier derlei Füße besitzen. Der Wurm, die Schlange vermögen sich auch ohne Füße, bloß mittelst ihrer Windungen, vom einen Orte nach einem anderen fortzubewegen; und manche Thiere, wennschon nicht aller Fähigkeit, sich zu bewegen baar, bedürfen überhaupt keiner Werkzeuge zur Ortsveränderung, indem die Natur ihnen, z. B. durch Verwachsen den Korallenthierchen, einen festen Ort vorschrieb. Nun wohl aber. Hat der Vogel Arme oder hat er Vorderfüße? Der Fisch Füße oder Flügel? Ja und Nein. An den Mammalien bemerken wir Zweipaarigkeit der Füße; nennen aber, des verschiedenen Gebrauches (zum Greifen u. s. w.) wegen, das vordere Paar beim Menschen Arme, während es doch, freilich bei ihm nicht zum Gehen und Stehen eingerichtete, Bewegungswerkzeuge sind, welche nicht nur den, an anderer Stelle sitzenden Füßen des Menschen, sondern auch den Vorderbeinen der Vierfüßer analogen Charakter besitzen. Sind ferner nicht die Seitenslossen des Fisches Füße, wiewohl allerdings nur zur Fortbewegung im Wasser-Elemente, und zwar für den Fisch, nicht etwa wie die Schwimmsfüße für gewisse Arten von Säugethieren und Vögeln, bestimmte Füße? Auch scheint pinna (Flosse) nur durch allmälige Uebereinkunft von penna (Flügel) unterschieden, wie man denn pinniger nicht bloß für geflügelt, befiedert, sondern auch für: mit Flossen versehen gebraucht. Und allerdings hat man nicht minder allen Grund, die

Flügel des Vogels als Vorderfüße oder Arme desselben zu betrachten, obgleich sie zum Behufe der Bewegung in der Luft natürlich anders beschaffen sind als die so geheißenen Körperteile an Menschen und Säugethieren, während dessen hintere oder eigentlichen Füße dem Zwecke des Stehens oder Gehens auf dem Boden, auf und an Bäumen, bei Schwimmbögeln auch des Schwimmens u. s. w. dienen. Sogar die Naturwissenschaft selbst erkennt dem Affengeschlechte Vierhandigkeit zu, indem sie dasselbe mit dem ausdrucksvollen Namen *Quadrumana* als eigne Ordnung zusammenfaßt. Desgleichen nennen wir die Vorderläufe des Bären nicht unpassend Arme, weil er in aufgerichteter Stellung damit allerdings, wennschon nicht sehr zärtliche, Umarmungen vorzunehmen vermag? Eben so aber auch die Vordersehnen des Pferdes, *armus equi*. Das Lat. *armus* jedoch, eig. Fuge (von *ἀραιν*, wie das mit *ἀ* zusammengesetzte *ἀρμός*, was bes. die Schulter, wo sie mit dem Schulterblatt zusammengefügt ist), obgleich mit unserem Arm ethnologisch eins, wird ursprünglich gerade von Thieren, und nur durch Uebertragung von Menschen gebraucht. *Solus homo* (inbezug auch der Hahn des Sokrates) *bipes: uni juguli, humeri; ceteris armi*. Plin. 11, 43, 98. Es bezeichnet dann den Vorderbug, die Schulter der Thiere, während diese beim Menschen nur ausnahmsweise so, in der Regel aber *humerus* heißt. Vgl. *armita* als Bezeichnung der opfernden Jungfrau wegen des über die Schulter (vgl. das Gewehr schultern) geworfenen Zipfels der Toga. Selbst vom Arme des Menschen dichterisch *armus* Lucan. 9, 831. — Nicht wahr? Flügel besitzt der Mensch leider nicht. Aber doch kann er die Flügel, gleich einem kranken Vogel, hängen lassen, wenn er muthlos ist; und wir mögen auch, wennschon in milder ernstem Tone, „flügelahm“ heißen, wer den ungehinderten Gebrauch eines Armes eingebüßt hat. Inbezug das sind rein bildliche Redeweisen. Aber *ala*, beim Vogel der Flügel, bezeichnet als dessen Analogon beim Menschen die Achsel (vgl. *axilla*), d. h. den oberen und unteren Theil des Armes, wo er mit der Schulter zusammenhängt, und an den übrigen Thieren die Höhlung, wo der vordere Schenkel an den Bug anschließt. — Welche „Confusion“ und welch unverständliches Babel doch, wo die Benennungen selbst so hervorragender Gliedmaßen am menschlichen und thierischen Körper wild durch einander gemengt werden! Wie bleibt es möglich, da auch nur innerhalb der Thierwelt jedesmal dasjenige Glied zu treffen, was gemeint ist, und wie wird unter solchen Umständen, zumal viele obiger Wörter auch noch auf Andernweites außer den Thieren übertragen werden, Verwechslung vermieden? Hierbei müssen wir uns nun besinnen, welche große Gewalt in der Sprache die weithin reichende Sitte der Bezeichnung nach Aehnlichkeit, *à simili*, ausübt. Im Deutschen sprechen wir von „Scheeren“ des

Krebses; der Lateiner von *brachia cancri*, und von des Elephanten Schulter kommt auch *brachium* vor. Ferner ist *manus*, *χειρ*, *ἄστρον*, *kara*, *hasta* eig. „Hand“ zugleich Name des Rüssels von dem genannten Thiere. Woraus werde ich nun gewahr, wo von gewöhnlichen Scheeren und wo von Krebs-Scheeren die Rede ist? Von Armen und im Besonderen von Armen des Krebses (vgl. die „Fangarme“ mancher Thierarten); von der wirklichen Hand oder von einer Hand in der Uebertragung auf ein Glied des Elephanten, das ihm Stelle der Hand vertritt? Natürlich nur daraus, daß man einem Ausdrucke, bei dem der gewöhnliche Sprachgebrauch an ein bestimmtes Ding, an einen bestimmten Begriff zu denken zwingt, auch wenn man ihn außerhalb alles Zusammenhanges hört, dadurch, objectiv genommen, einen anderen Inhalt giebt, daß man ihn mit einem Andern in Beziehung setzt, das vermöge einer an ihm befindlichen Analogie an das für gewöhnlich so geheißene Ding in der Weise erinnert, als sei es eine Unterart von ihm, letzteres als Gattungsbegriff genommen. Da ist denn die Krebs-Scheere freilich ein ander Ding, als die Scheere etwa des Schneiders, der Nätherin, als die Nagel-, die Papier-, die Schaffscheere, überhaupt als eine wirkliche Scheere; allein in der That mit einer solchen vergleichbar, sodas, wenn der Sprachgebrauch sich einmal so fixirt hat, oder auch sogleich schon zum ersten Male, als von Jemand der Vergleich gewagt wurde, an die *brachia cancri* gedacht werden muß, und nicht ganz allgemein an eine Scheere, wenn ich den Ausdruck „Scheere“ auf den so geheißenen Theil eben am Krebse beziehe. Und wiederum, wenn von *brachia* insgemein die Rede ist, wird man das Wort nur auf die menschlichen Arme beziehen, während, auf den Krebs bezogen, nur (nach unserer deutschen Sprechweise) seine Scheeren gemeint sein können. Genauer die ganzen Scheeren, wenn man Plinius 9, 31, 51 und 32, 11, 53. §. 148. berücksichtigt: *Canceris bina brachia denticulatis forficibus*, wonach die Scheeren (*forfices*) sich zu den *brachia* als bloßer Theil verhalten, etwa wie die Hand sich auch als Theil des Armes ansehen läßt. Hr. Steinthal selbst bedient sich a. a. D. S. 323. des Beispiels von Flossebern und Flügeln, indem er uns sagt, „daß das Flügel und Flossebern sind und keine Füße“. Zuverlässig. Allein auch der Rüssel des Elephanten ist nicht mehr eine Hand des Römers als des Deutschen, und nach Lateinischem Sprachgebrauche dennoch eine „Hand (*manus*)“, trotzdem sonst den Rüssel, z. B. eines Schweines, auch unter die Kategorie von Hand zu bringen sicherlich Niemandem einfiel. Natürlich: wegen des mangelnden Vergleichsbritten. Die Wissenschaft freilich wird darum dem Elephanten, nach objectiv begriffmäßiger, nicht bloß in der Vorstellung steckenbleibender Auffassung, noch keine „Hand“ zugestehen, so wenig als „Hörner“, ob-

schon wieder die Römer von den Stoß-Zähnen des Elephanten häufig genug sich der Bezeichnung cornua bedienen, offenbar weil ihnen die Größe und der Gebrauch jener Zähne (bloß aber der Stoß-Zähne) den Eindruck von Hörnern, z. B. am Stiere, machte, wie denn auch der Elefant bei ihnen zuweilen, seines ersten Auftretens in Unteritalien wegen, selbst des Lucas hieß. Es erhellt hieraus zur Genüge, wie die Benennungs-Weisen häufig genug von Verschiedenheit der subjectiven Ansicht abhängen, welche man von dem Zubenennenden entweder in gutem Glauben der Wahrheit wirklich hat oder nur beziehungsweise gelten läßt. Vor Allem diejenigen, welche man nicht als die eigentlichen, gewissermaßen thriologischen, sondern als die figürlichen (metaphorische u. s. w.) Bedeutungen der Wörter anzusehen pflegt: eine Unterscheidung, an der freilich unendlich viel Willkürlichkeit klebt, indem die objectiv erste, oder sog. eigentliche Bedeutung selber, z. B. manus als „Hand“, ihrem, wennauch verdunkelten, Etymon nach noch wieder einen, ihr zum Grunde liegenden Sinn voraussetzt, welcher vielleicht auch wieder nicht der zu allerlezt erreichbare, sondern ein in wirklich letzter Instanz durch die Wurzel vermittelter sein könnte. Und was heißt Etymon? Doch wohl das Wahre; so daß, nach Meinung der Griechen wenigstens, der Sprache „Wahrheit“, welcher Art sie nun sei, allerdings zum Grunde liegen müßte.

Bestätige ich nun aber durch allerlei Beispiele, die sich natürlich in beliebiger Menge häufen ließen, nicht gerade selbst und recht eigentlich sowohl Hn. Steinthal's Lehre von Mangel der Sprache an jedweder Objectivität als die Doctrin Kaufen's von ihrer „Confusion“? Trotz allen Scheines, scheint es mir nicht so. Es sagt aber, um der letzteren hier ganz zu geschweigen, ersterer S. 324. noch bestimmter als vorhin: „Mir scheint, wenn ich alles zusammenfasse, was wir gesagt haben, daß wir weder Dinge noch Begriffe, weder sinnliche, noch logische Verhältnisse und Formen irgend welcher Art voraussetzen dürfen, welche die Sprachen zu bezeichnen hätten. Eben so wenig und noch weniger dürfen wir irgend eine grammatische Kategorie voraussetzen, eine Präposition, Casus u. s. w., weder solche überhaupt, noch einzelne Fälle derselben, als wäre sie die nothwendige Form (nothwendig; nein, gewiß nicht), in der die Sprachen gewisse Objecte aufzufassen hätten; sondern alles, was eine Sprache bezeichnen soll, muß sie erst aus sich selbst schaffen, Anschauungen und Begriffe eben so wohl, wie Formen. Was sie sich aber nicht schafft, das bezeichnet sie weder, noch ist es in irgend einer Weise für sie“. Hieraus würde also klärlieh folgen, kein römischer Naturforscher werde je zu dem, objectiv doch allein berechtigten Begriffe eines Elephanten-Rüssels (auch proboscis nach dem Griechischen *προσβοκίς*, d. i. für das Maul und vor ihm, Rahmung vi

greifend) als „Nase“ des Thieres, und seiner Stoß-Zähne als Zähne (wirklich auch dens Indus) und mit nichten Hörner haben gelangen können, mindestens vermöge der höchstens vom subjectiven Standpunkte der Sprache wahren, allein objectiv unwahren Bezeichnungen des ersteren durch manus, des zweiten als cornua. Als ob nun aber nicht schon dadurch, daß die Sprache manus und cornua nicht uneingeschränkt auf jede Thierart angewendet, sondern in dem obigen Beispiele ganz eigentlich auf den Elephanten beschränkt, bei Beobachtung der beiden Objecte: Rüssel und Stoßzähne des Elephanten auch ungesagt von selbst sich ergeben müßte, die Hand des Elephanten, seine Hörner seien nicht Hand wie am Menschen, keine Hörner im Sinne derjenigen am Stiere, am Bock, am Hirsche u. s. w., die ihrerseits ja auch wieder jede im Besonderen sui generis sind, sondern ganz „andere“, obgleich jenen ähnliche, „Objecte“. Es ist demnach die Römersprache mit ihren Wörtern manus, cornua schlechterdings nicht bei den vom Menschen, vom Kindergeschlechte abstrahirten Begriffe stehen geblieben, sondern macht von diesen, in der angegebenen Einschränkung doch allerdings mit concretem Hintergrunde versehenen Allgemeinheiten die Anwendung, daß sie ihr auch des Elephanten Rüssel und Stoßzähne subsumirt, als wären es Hand und Hörner, natürlich immer nur enger, an dieser, Elephant geheißenen Thierart. Rüssel wie Stoßzähne des Elephanten sind also unleugbar Objecte, welche besonders, wenn schon nicht mittelst erst neugeschaffener, sondern bloß mit Hülfe längst vorhandener Ausdrücke zu bezeichnen auch für das Latein von da ab ein Interesse vorlag, wo man das ausländische Thier in einer, den Römischen Soldaten nicht allzu angenehmen Weise aus eigener Anschauung kennen zu lernen die Ehre hatte. „Vor- ausgekehrt“ sein, vor Bekanntheit mit dem Elephanten, könnte nun die eigenthümliche Natur seines Rüssels und eines Theiles seiner Zähne als „Analoge“ von Hand und Hörnern allerdings nicht. Es ist aber nicht wahr, als stellte die Lateinische Sprache in den Wörtern manus und cornua „nur sich, ihre eigne Schöpfung“ dar; und, was Hr. Steinthal immer einwende, obgleich „subjective [nur nicht: rein subjective] Gebilde“ „weisen“ diese, übrigens vielleicht gar nicht erst auf dem Boden Italiens zu Tage gekommenen Schöpfungen zwar nicht durch sich, allein doch in Folge nachmaligen Sprachgebrauchs nicht bloß mehr auf Hand und Hörner, sondern jenseit derselben auf naturhistorisch sehr wesentlich davon verschiedene „andere Objecte hin“. — Im Uebrigen muß ich bekennen, Hn. Steinthals Behauptung, die er Zfht. I. 326. thut, die Sprachen seien „rein subjective Gebilde“ nicht ganz zu verstehen, und hätte guten Grund, das von ihm so oft gegen Andere angewendete Kunststück wider seine eigne

Person zu kehren, als er nun doch selbst, in demselben Bande derselben Zeitschrift, und um keine hundert Seiten zurück (S. 243.) unter Hinblick nach W. v. Humboldt's Ansichten von der Mythologie davon spricht; es habe letzterer 1822 noch nicht „diesen Gegensatz des objectiven und subjectiven Wesens der Sprache und ihr richtiges Wesen zu einander“ begriffen. Was mit diesen Worten gemeint sei, erhellet freilich näher aus den vorausgeschickten Worten: „Ich habe längst bewiesen, daß Humboldt das Wesen der inneren Sprachform nur geahnt hat. Nachdem uns nun Lazarus gelehrt hat, daß und wie dieselbe eine Apperception ist, gehört kaum mehr als eine mechanisch-logische Verallgemeinerung dazu, um auch die mythische Symbolik als Apperception zu begreifen. — Wir sind hiedurch auch in den Stand gesetzt, das objective Wesen der Sprache, d. h. ihre Macht über den Sprechenden, genau zu würdigen, ohne darum ihre ursprüngliche Subjectivität, d. h. ihre Abhängigkeit vom Redenden zu verkürzen“. Vgl. Humb. Versch. S. 52: „Indem in der Sprache das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugniß desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vorstellung wird also in wirkliche Objectivität hinüber versetzt, ohne darum der Subjectivität entzogen zu werden“. Allein trotzdem, daß Steinthal schon auf S. 326. der Sprache alle Objectivität abspricht, hier nun doch eine Art Objectivität derselben (wenigstens gegenüber dem Sprechenden Subjecte?) Jedenfalls müßte er dann vorsichtiger sein bei der Wahl seiner Ausdrücke, wenn wirklich „der Sprachforscher auf alles, was objectiv genannt werden kann und was den Sprachen als zu Bezeichnendes [keine Objecte?] zu Grunde liegen soll, verzichten muß“.

„Die drei Dimensionen des Raumes, die einfache Ausdehnung der Zeit, die Zahlenreihe, und alles was man Kategorien nennt, das Ding mit seinen Eigenschaften, Ruhe und Bewegung, Sein und Werden, Veränderung: das sind solche Formen geistiger Thätigkeit, welche die Natur des Geistes constituiren, von denen sich die Seele nicht los machen kann, Organe und Gefäße des Geistes. Hievon aber ist die wirkliche Thätigkeit des Geistes, das wirkliche Denken verschieden“. So weit Steinthal, Gramm., Logik und Psychol. S. 376. Allein S. 378. „Diese Kategorien gehören aber [also trotzdem daß die Seele sich nicht von ihnen los machen kann] nicht der Sprache; denn sie gehören [nur?] der Vorstellung, an der sie sich blind entwickeln, nicht der inneren Sprachform; sie sind ein Product des geistigen Instincts“. Bekamen wir nun freilich auch schon oben in Steinthals Anzeige meiner Präpositionen zu hören: „Zunächst und zu allererst sei die Sprache eine eigenthümliche Begriffswelt“ sowie „jede Sprache als Ganzes und ihre Theile würden durch ein weises Zusammenwirken der Seelenkräfte, nicht der logischen Kategorien, ex

zeugt: so kann ich mich doch unmöglich bei der bloßen Versicherung beruhigen, es sei in den Sprachen von Kategorien nichts zu finden. Möge bewußt oder unbewußt („blind“) die Sprache Kategorien in sich walten lassen: sie muß deren (wie formell ausgedrückt, ist eine andere Frage), enthalten. Steckt denn nicht z. B. die Modalität in den Modis; Zeit mit ihren Unterschieden in den Tempora der Verba, und mehr dgl. in der Sprache, wenschon die Art, wie letztere die Kategorien sprachlich zur Erscheinung zu bringen habe, keine objectiv-nothwendige ist und daher aus jeder Sprache im Besonderen ermittelt werden muß und nur à posteriori erkannt werden kann? Grundes genug, in der von mir zur Aufhellung der Präpositionen überhaupt, nicht bloß dieser und jener Sprache, angewendeten Methode durch Zuhülfenahme des Würfels mich nicht durch ein paar in die Luft hinein gethane Finten und Quinten beirren zu lassen. Steinthal will nicht ein ganz trocknes und rein empirisches Zusammenstellen von Thatsachen. Auch ich nicht; sondern eine von den Thatsachen selbst und deren wahrheitlichem Inhalte getränkte, allein hintwiederum die Thatsachen begreifende und durchgeistigende Betrachtung. Geradezu thöricht aber wäre zu glauben, die im Würfel am auffälligsten hervortretende Dreiheit der Dimensionen im Raume gehöre nicht als nothwendiges Pertinenz zum Begriffe der Präpositionen. Nähme die Sprache nicht die Kategorien mit in den Kauf: dann müßte sie stets und überall im Besonderen stecken bleiben, ohne je zu der doch für alles Denken unentbehrlichen Allgemeinheit zu gelangen.

Wir dürfen nunmehr wohl mit größerer Bestimmtheit Gn. Kaulen's Auffassung von Entstehung der Sprachen in ihrer Irdischkeit nicht bloß als mit den Thatsachen und mit der Möglichkeit solcher Entstehung in klarem Widerspruch bezeichnen, schon deshalb, weil der damit in Verbindung gebrachte plötzliche Vorgang außer allem vernünftigen ursachlichen Zusammenhange steht mit der sonstigen Entwicklung der Sprachen, sondern auch oben-dreien als eine derartige, die sich mit der Würde der menschlichen Natur überaus schlecht verträgt. Daß die Vielheit von Sprachen in der Endlichkeit des Menschen ihren letzten Erklärungs-Grund finde: mag immerhin zugestanden werden. Daß ihre Entstehung aber vollkommen wider Wahrheit und Recht unter die Kategorie von Sünde gebracht und als Folge von Auflehnung der Menschen gegen Gott oder geradezu von Vielgötterei aufgefaßt wird: das heißt die Sache mit einer Brille ansehen, durch welche vielleicht theologische Weltstichtigkeit noch etwas von der Wahrheit zu erkennen glauben mag, die nicht so begünstigte Sprachforschung aber mit ihren bloß normal gesunden Augen höchstens würde Alles wie auf den Kopf gestellt erblicken müssen.

Doch zu lange schon habe ich in dogmatischem Dunste, und der Aeser mit mir, verweilen müssen. Wie frisch und frei aber athmet da unsere beklemmte Brust sogleich wieder auf schon beim Lesen auch nur der einen Anfangs-Seite von Humboldt's unsterblichen Werke! Zu bequemer Erholung von den so eben durchgemachten Strapazen setze ich ein paar Sätze von ihr hieher. „Die Vertheilung des Menschengeschlechts in Völker und Völkerstämme und die Verschiedenheit seiner Sprachen und Mundarten“ sagt der große Sprachforscher, „hängen zwar unmittelbar mit einander zusammen, stehen aber auch in Verbindung und unter Abhängigkeit [man beachte dies!] einer dritten, höheren Erscheinung, der Erzeugung menschlicher Geisteskraft in immer neuer und oft gesteigerter [also nicht bloß rückgängiger] Gestaltung. Sie finden darin ihre Würdigung, aber auch, soweit die Forschung in sie einzubringen und ihren Zusammenhang zu umfassen vermag, ihre Erklärung. Diese im Laufe der Jahrtausende und in dem Umfange des Erdkreises, dem Grade und der Art nach, verschiedenartige Offenbarung der menschlichen Geisteskraft ist das höchste Ziel aller geistigen Bewegung, die letzte Idee, welche die Weltgeschichte klar aus sich hervorgehen zu lassen streben muß.“ Dagegen nun jene Vorstellung, welche uns die Theologie als die einzig wahre einreden möchte, als seien die Sprachen nur eine zahllose Menge entwertheter Assignaten, in welche bei dem verhängnisvollen Thurm-bau das bis dahin einzige Goldstück von Sprache dazusetzt worden, das aber schon in der Hand dessen, welcher es geschlagen, in Adam's, ich weiß aber nicht zu sagen, durch welche Künste von Klipperei und Wipperei, nicht mehr ganz vollständig geblieben! — —

Was J. G. Eichhorn, in seiner Schrift: *Diversitatis linguarum ex traditione Somitica origines*. Gott. 1788. 4. vorgebracht hat, ist mir unbekannt, da ich sie nicht einzusehen vermochte. Es liegt aber ein anderes kleines Büchlehen vor mir, des Titels: *Olai Harrichii de Caussis diversitatis linguarum disa*. Jenae 1604., welche manche helle Blide enthält, ungeachtet ihr Vf., seinem Zeitalter nicht erwachsen, gläubig und wohl nicht bloß den Gläubigen heuchelnd die Verwirrungs-Geschichte sammt den sonstigen Consequenzen hinnimmt, welche man, oft sehr unbefugter Weise, weil nicht einmal durch die Bibel im mindesten dazu berechtigt, erst aus deren Verichte gezogen hat. So z. B. p. 5: *Quae enim ante fuerat lingua sancta, pura, exquisita* (daß dies die Hebräische gewesen, obshon fast alle übrigen Sprachen nicht semitischen Stammes sich gegen eine solche Vermälung mehr als spröde erweisen, war ein Wahnglaube seiner Zeit*), den zu repräsentiren

*) Vgl. z. B. Leibn. *Opp.* T. V. p. 545: *On attend un ouvrage*

bergebend Kaulen sich abmüht), confundente Deo (utrum hic narcosin memoriae offuderit, qualem in ebriis quandoque spectare licet, an auditum turbaverit, an ideas rerum miscuerit, an alio denique modo architectis vertiginem induxerit, nemo facile definiat — ein weises Wort!) in plures subito abiit sive linguas, sive dialectos, convulsis varie litteris et vocibus subinde aliis aliorum [wohl nicht selbst Beispiel der Confusion, sondern Gradmesser st. aliarum] loco substitutis. *Scholastus* ita in tohu: *Deus*, inquit, *simplicem Ebraeorum linguam mutavit in illas a matre degeneres, ejectione vocalium, traiectione et adjectione consonantium.* (Wiss: Töchter blieben die Sprachen alle von jener einer Mutter; — was aber, und nicht mit bloßen Nebenarten, erst zu beweisen wäre). Ad summam; non patitur lex illa confusionis, ut, quae gesta ibi sunt confuse, a posteris cognoscantur. Nichts kann wahrer sein: von solcher Confusion, dieselbe für prosaische Wahrheit statt schöner Dichtung genommen, könnte alle Vorstellung auch nur confus sein, ist es bisher gewesen und wird es in alle Ewigkeit bleiben. Uebrigens hat *Borrichius* den recht artigen Zusatz, es lasse sich mit Grund vermuthen, die unglückseligen Bauleute hätten, als sie einander zu verstehen aufhörten, bei der plötzlichen Bestürzung, auch alle Dienstleistungen in Unordnung versetzt. Sei z. B. vom Zuträger statt verlangten Asphalt dem Maurer Wasser oder Asphalt statt der Backsteine gebracht: was verstände sich dann mehr gewissermaßen von selbst, als es habe, indem alles Schreien ergötzlicher Weise zu nichts als Verkehrtem führte, sehr bald der ganze Bau in Stocken gerathen müssen? Wie viel Talent doch der Mensch besitzt, sich in der allererfinderischsten Weise lächerlich zu machen und nicht die schlechtesten praktischen Beiträge zu Högels Geschichte menschlicher Narrheit zu liefern, wenn er einmal eine fixe Idee im Kopfe hat, — bei sonst gefunden fünf Sinnen! Nachdem nun aber dem landläufigen Vorurtheile einer Zeit, die mit einer größeren Anzahl grundverschiedener Sprachtypen mehr als äußerst dürftig nicht bekannt war, der schuldige Tribut dargebracht worden: fängt unser Autor *) die Ideen auszukramen

posthume du P. Thomassin de l'Oratoire, où il prétend nous donner l'Harmonie des Langues, et en les rapportant toutes à l'Hebraïque [Glück zu!], montrer que le genre humain vient tout entier d'Adam. C'est une grande et belle entreprise que celle de l'harmonie des Langues; mais je doute que ce Père, quelque sçavant et laborieux qu'il ait été, ait pu traiter dignement cette matière. Und überhaupt hat, wer Lösung eines solchen Problems nachhängt, feiner ein glücklicheres Resultat in Aussicht, als die Suche von der Quadratur des Kreises oder von einem Perpetuum mobile.

*) Der darin seine Entschuldigung findet. Was soll man aber dazu sagen, 14°

an, welche er über die natürlichen Gründe der Sprachverschiedenheit, oft in gar nicht übler Manier, sich zurecht gelegt hat.

Borrichius nennt unter den Gründen

1) den Unterschied der Klimate, welcher nebst Speise, Trank, Luft u. s. w. von nicht geringem Einflusse auf die Werkzeuge des Sprechens sei. Er beruft sich dabei unter Anderem auch auf das Zeugniß von Curtius V. VIII, dessen Spruch jedoch: *Ingenia hominum ubique locorum situs format*, welcher also nicht bloß auf das Äußere, sondern auf den geistigen Charakter, die Anlagen, das Temperament u. s. w., geht, ich nicht als unbedingt und ausschließlich wahr anerkennen möchte. Unter den Stützen seiner Behauptung will aber Manches auch gar wenig passen. Er zieht z. B. die bekannte Stelle von Quinct. XII., 10. an, wo dieser dem Latein einen *sonus durior* und den Mangel so lieblicher Laute, als *v* und *z*, und dagegen das Vorhandensein des *paene non humana voce* durch die Fahlheiten hervorzu stoßenden *Blaselautes f* (der Aussprache nach, was auch sonst bekannt, mit *φ* keinesweges identisch) sowie den im Griechischen unüblichen Ausgang vieler Formen in die quasi *mugiens litera m* vortwirft. *Hic haud dubie inter cetera, clima peccavit Italum, Apennini dorso, aëre, et aquis linguam ad diversa inclinantibus? Nam quemadmodum ipse Fabius l. l. c. V. agnoscit, maxima ex parte Romanus sermo ex Graeco conversus est.* An dem Allen ist das Italische Klima sehr unschuldig. Viel eher wäre

wenn in Russell's *Life of Cardinal Mezzofanti* in Betreff 1. von *fundamental unity of all languages* (d. h. nicht einmal geistiger Seite anders als unter großer Einschränkung wahr) und 2. *the trinity of dialects in the primitive language; a trinity corresponding with the three [?] races of mankind* unter den Beweisen dafür auch *the authority* aufgerufen wird „of the most extraordinary philologist that has even been known“? Der Biograph mußte doch wissen, daß eine solche Autorität (Mezzof.) keine sei. Das Ganze ist ja nichts als ganz gewöhnliches Aufwärmicht von dem, was man schon lange aus der Bibel schloß, ohne daß es in einer rationalen Sprachforschung irgend Bestätigung fände. In der Lebensbeschreibung des Cardinals aber wird kurz zuvor, und sicher der Wahrheit gemäß, direkt oder indirekt eingestanden, wie Mezzofanti eigentlich ein völlig unkritischer, ja geradezu leerer Kopf gewesen, trotz der vielen Sprachen, die er sich, vielleicht eben deshalb, mit so häuftenwerther Leichtigkeit aneignete. Das deutet zur Genüge die auch darin mitgetheilte witzige Antwort eines Italieners an, welche er Jemandem auf die Frage: *Non è miracoloso di vedere un uomo parlare quaranta due lingue?* ertheilte: *Si, senza dubbio; mà più miracoloso ancora è di sentire cho questo uomo in quaranta due lingue non dice niente.* So gewiß nun M. auch nicht den kleinsten Anspruch hat auf den Namen eines Sprachforschers (eines Sprachpraktikers, das ja, und zwar in eminentester Weise): so hat er dem Sprachforscher auch nicht das kleinste für ihn Wissenswerthe hinterlassen.

in entgegengesetzter Richtung das von Griechenland her schuldtige Theil. So sehr nämlich auch die Römer Grund hatten, sich in mancherlei anderer Hinsicht gegen die Griechen zurückzustellen: das wenigstens beruht auf jetzt längst durch die Sprachvergleichung tob- gemachtem Vorurtheile, als sei das Latein wirklich nur ein aus dem Griechischen ungewandeltes und verschlechtertes Idiom. Um- gekehrt erweist das Latein sich in nicht wenigen Punkten alter- thümlicher als die Sprache von Hellas, sodas die Neuerung auf Seite der letzteren fällt. S. meinen Art. Indogerm. Sprachstamm in Ersch und Gruber's Enchcl. S. 61. Das gilt nun z. B. auch vom u (und nicht v), vom Schluß-m, welches erst der Grieche mit dem dentalen Nasale vertauschte; und was das z anbetrißt, das auch im Aeolischen anderweitig vertreten wird, s. Et. Forsch. II. 797. — Ferner wird behauptet, *gentes nonnullas ob loci calorem aperto gutture loqui, ut Indos (mir nicht bekannt), alias vix motis labellis, quod in Anglis notant curiosiores. Quibus ob climatis dispositionem jecur bile tumet (Sanguifer?), expeditissima plerumque utuntur lingua; quibus succus acidus in visceribus molestus est (welches Temperaments? Der Wf. war Arzt), iis plerumque ob motum succorum tardioram tardior item loquela. Nec absonum fidei fuerit, celerrimum spirituum in Gallis mobilitatem (wäre aber dies schon den alten Galliern zugeschriebene Wesen wirklich Folge des Klimas in Frankreich?) efficiere, ut plerasque voces suas non sufflamment ante ultimam demum syllabam (der Dychtonismus gegen das baritone Latein aber ist Folge von häufigen Verschluckungen am Ende, welche die übrigen Romanzö nicht in so weitem Umfange sich gestatten), cum Germani, Itali (auch doch sonst sehr lebhaften Temperaments), Hispani, ut quorum spiritus quietiores in ultimae proxima, magnam partem interquiescant.*

2) folgen die Naturlaute, *soni rerum, inter quas vivitur, a quibus invitati homines varios de iisdem formant conceptus varieque enuntiant.* Der gelehrte Däne, nachdem er mehrere onomatopoëtische Wörter im Latein aufgeführt, macht sich selbst den Einwand: *Quanquam videri aliis possint haec ipsa non esse derivata a sonis, quod soni ubique uno se modo habeant, voces autem hae aliter atque aliter apud diversas nationes exeant: intuendum tamen, diversas quidem gentes eosdem animalium sonos audire, sed jam in iis aliud exprimendum adgredi, jam aliud; ita nihilominus omnes exprimere eosdem, ut ab iisdem fontibus derivari facile adpareat.* Davon beruht aber Vieles auf Täuschung, obschon der Satz: *inest sane litteris quibusdam secreta vis naturalis etiam* Wahres enthält.

3) Der Einfluß von Müttern, Ammen, Erziehern

auf die Sprache der Kinder könne zu allmäligen Veränderungen der Rede auch in größeren Kreisen sich erweitern.

4) Die Unbeständigkeit und der Wechsel aller Dinge; so auch der Sprache, mit dem Citat aus Horaz Poetik. Dazu der Neuerungßdrang der Menschen. *Ille ipsa Eberi et Abrahami progenies, cujus linguam confusio Babelis non infuscaverat, in captivitate Babylonica, oblita sermonis primigenii Chaldaico ad-suevit idiomati etc.*

5) Menschliche Sorglosigkeit auch in Betreff der Sprache, und zutheilen Streben nach Wohlklang.

Das sind nun zufolge Borrichius, außer dem in der heil. Schrift bezeichneten Grunde, einige von den natürlichen Ursachen der Sprachverschiedenheit, quae, si non solae sufficissent ad linguam unam in mille demum alias (er meint also, sie hätten wohl zur Roth ausgereicht), licet tardiusculo progressu (ganz recht), distrahendam, praesertim contractiori jam tandem reddita hominum aetate, et divulsis in terras toto orbe distantes populis, certe priori associatae pondus addidere et calcar. — Es kommen aber p. 30. noch 5 neue Ursachen hinzu. *Ubi his viis solutus primum fuit in tres, quatuorve linguas humanus sermo, nascentur non difficulter ex iisdem per allatas rationes progressu temporis innumerabiles, imprimis si aliae quinque causae (bella, commercia, conjugia, migrationes, conversatio e. g. vicinarum gentium) concurrant ad diversitatem illam accelerandum.*

Wir erlassen dem Leser die weitere Ausführung der letzten Pentade von Gründen. Nur sei uns gestattet noch auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der zeigt, Hr. Kaulens Lehre von der Vollkommenheit, welche Adams Sprache eigen gewesen sein soll, und von des ersten Menschen unbeschränkter Macht über die Thiere bloß mittelst des Wortes, sei in Wahrheit nicht seine Erfindung, sondern schon ziemlich alter Sauerteig, welcher längst die Kraft verloren hat, noch irgendwas zu säuern und in heilsame Gährung zu versetzen. Da heißt es also p. 45: *Et haec quidem de linguis hodie in vulgus cognitae. (Für Europa werden, natürlich ohne linguistisch-tiefgehende Ordnung, 17 Sprachen unterschieden). Nunc longioris subsellii se ingerit quaestio, utrumne dari adhuc possit lingua, quae ad rerum naturas propius accedat? Certo hodiernas linguas non implere hic expectationem (quanquam prodire tenus conentur) vel id facile everit, quod verba earundem et sententiae intelligenti auditae eundem saepe insensum, non intelligentem ne moveant quidem. In der That auch eine gar eigenthümliche Forderung, daß eine Mehrheit von Sprachen ohne Weiteres sollte verstehen können, wer nur im Besitze einer; und dürfte jene vermeintliche Natursprache dann doch auch*

nur Eine sein, etwa wie Lachen und Weinen bei allen Völkern dasselbe ist und ohne besondere Erlernung von Jedermann verstanden wird.

Als ob es nicht im Interesse vielseitiger Erziehung und Ausbildung des Menschen-Geschlechts gelegen hätte, den vollen Reichtum aller Geisteskräfte des Menschen auch in die größte Mannichfaltigkeit mit Freiheit geschaffener Sprachidome sich ergießen, mittelst ihrer sich üben, erstarren, und durch anregenden Wechselverkehr einander befruchten zu lassen. Statt, wie das Thier in dumpfer und unwandelbarer Gebundenheit unmittelbar und ganz an die Natur, im Joche nur einer einzigen, unbiegsam starren Ausdrucksweise ein traurig-ödes Einerlei von Leben, was kein Leben wäre, dahin zu träumen. Wer eine so geartete Sprache für den Menschen als selbstdenkendes Wesen verlangt, weiß nicht, was er verlangt. Die könnte sich nicht allzu sehr über den niederen Boden bloßer Empfindungslaute erheben; sie wäre eine schlechtbin — geistlose. Nun wird man leicht begreifen, was von dem Folgenden zu halten. *Ille demum vere naturalis erit, quae in omnes aequale possit exercere imperium, non ex consensu gentium, qualem nuper adeo reperisse sibi visus est Philippus Labbeus l. de lingu. Universali, verum ex intima cognitione consensuum, dissensuumque rerum naturalium!* *Ille vere naturalis censenda, non quae jubere possit facta infecta reddi, disputare, prohibere omni ratione, proscribere, proponere, statuere, declamare, sancire leges, et rescindere (haec enim ultra vires ejus assurgere videntur), — mir zum Theil ganz unverständlich —* sed, quae accommodato rebus rhythmico, harmonia, elocutione (die vollkommen „objectiv“ wären, nach Kaulens Ausdruck, trotzdem daß eine solche Sprache sich auch nur des doch sehr wandelbaren Mittels der Sprachlaute bedienen könnte), non homines tantum, sed et bestias flectere possit in obsequium, quaeque universae jam terreat, jam sistero, jam certis motibus bilem et acidum corporis agitando mederi, jam turbare, et, ad summam, in stuporem dare spectatores. (Und wozu das?) Non fuerit alienum, suspicari talem olim scientissimo rerum Adamo (praeter illam alteram in posteros derivatam, — nach dem Sündenfall) cognitam fuisse, cujus beneficio regie imperaret animalibus (und sie diene ihm zu weiter nichts?), nec desperarim plura ejus vestigia etiamnum, si quis hoc unum ageret, in rerum natura posse reperiri, sed totam adeo in hac caligine restituere unquam, opus videtur, mea quidem sententia, humano ingenio majus. Allerdings. Es werden aber allenthalb Beispiele von der Macht der Musik, und nicht bloß von dieser, sondern auch von der des Wortes über Thiere angeführt. Nicht Unrecht wird Vorrecht haben, wenn er das Gehörchen von

Thieren nicht sowohl dem Verständniß des Sinnes beimißt, welcher in den Worten des an ein Thier gerichteten Gebotes liegt, sondern bloß der durch sein Gedächtniß getragenen Gewohnheit, mit dem gehörten Laute das Bewußtsein von einer an es gestellten Forderung bestimmter Art zu verbinden. Und ähnlich verhalte es sich mit individuellen Namen, welche man den Thieren beilege. Ut autem naturales prorsus voces sint, necesse erit omnes promiscue congeneres eidem nomini parere. Ein Stückchen solcher Natursprache aber müsse von jener lingua regnatricis Adamicæ etwa z. B. in dem Zauberspruche sicilischer Fischer Mamassu di paianu, pallettu di paianu, maiassu stigmala u. s. w. enthalten sein, wodurch sie den Fisch Xiphias im Mai zu ihren Rähnen heranzockten und dann mit Speeren erlegten. Doch wünscht er nicht, sich in diesem und in ähnlichen Fällen zu entscheiden; und wir wollen nicht unvorsichtiger sein als er — memores ubique ob suspiciones latentis anguis, triti illius: prudente diffidentia nil utlius esse mortalibus.

So viel ist klar: mit allen jenen vorgebrachten Gründen erklärt man zwar mancherlei Veränderungen innerhalb einer gegebenen Sprache, oder derartige, welche der Zusammenstoß mehrerer zur Folge hat. An die Geschiedenheit von Sprachstämmen, dafern man auch diese glaubt aus einer höheren Einheit hervorgegangen und nicht von vorn herein ursprünglich gesetzt, reicht wohl kaum einer von ihnen nahe genug heran, um eine scharfe Prüfung auszuhalten. Die eigentliche und Grund-Ursache solcher Geschiedenheit, wie viel Einfluß man auch den aufgezählten Gründen als Mitursachen einräumen möchte, wäre viel tiefer zu suchen. Vgl. über den Gegenstand wenigstens ein paar Winte in meinem Buche: Ungleichheit der menschlichen Rassen S. 146., und siehe Steinthal, Gramm., Logik und Psychol. S. 374 fg., ind. §. 134. Hauptgrund der Sprachverschiedenheit ist nun zunächst kaum etwas Geringeres, als die sich vollklich brechende Subjectivität; welche aber keinesweges bloß einseitig in der Religionsform aufgeht, sondern in ungleich weiterem Umfange auf den ganzen Menschen durch Körper wie Geist, und zwar, sei es vermöge ursprünglicher Anlage der Betheiligten oder unter Zutreten eines zweiten allerdings auch sehr wichtigen Factors, der äußeren Umstände, hindurch sich erstreckt. Einheit des Begriffs und des ihm zum Grunde liegenden realen Objectes bleibt bestehen trotz der möglichen Vielheit von subjectiven Vorstellungen und auch nur stets einseitigen und nie das Ganze in voller Wahrheit erschöpfenden sprachlichen Darstellungen von ihm, indem der Mensch, — zwar innerhalb der Sprache und überdem innerhalb einer bestimmten Sprache denkend und sich ihrer als eines zwar flüßigen, indess nur bis auf einen gewissen Grad flüßigen, sonst fest-

geregelten Gedanken-Mediums, sei es nur in stummem Verkehr mit sich oder in lautem Gespräch mit anderen selbst bedienend, oder auch dieselbe von Anderen auf sich einwirken lassend, — jeden Augenblick über sie hinausgehen muß, d. h. gar Manches, wiewohl meist sich selber unbewußt, in stillschweigender Ergänzung hinzudenken. Die Schranken der Sprache sind viel zu eng, als daß die ganze Fülle des überschwankenden Gedankens und seiner objectiven Grundlage in ihr Raum fände. Allein jede Sprache schreibt dem, welchem sie eigen ist, oder was nach anderer Rücksicht zu sagen auch richtig wäre, welcher ihr, entweder als seiner alleinigen Muttersprache, gleichsam für immer leibeigen bleibt, oder sich vorübergehend, wie beim Gebrauche fremder Sprachen der Fall, zu eigen giebt, eine bestimmte Richtung vor, welcher er, ohne die Gebote derselben zu übertreten, sich nicht entziehen kann, und die ihn daher nöthigen, gar Vieles in einer Form zu denken, welche vielleicht mit derjenigen der nächsten besten anderen Sprache contrastirt, eben deshalb aber auch ihm eine andere Art von Gedanken-Überschuß abverlangt, was er aus sich zu dem sprachlichen Verständniß als nicht auslaßbare Nothwendigkeit hinzubringen muß. So liegt denn mittelbar in den Sprachen immer mehr, als sie unmittelbar dem äußeren und inneren Sinne bieten; was ihnen aber eben um jenes Zwanges willen, es zugleich mit dem sprachlich Gegebenen, und zwar in nicht willkürlicher, sondern, gemäß der entweder nur stilistisch oder linguistisch verschiedenen Art, wie es gegeben wird, in anderer Weise zu denken, in so fern keinesweges ein nur Aeußeres, sondern auch ein für jede besonders besonderes Drinnen ist. Und die begrifflichen Kategorien nehmen in diesem Verhältnisse der Sprache, befinde ich mich darüber anders nicht im Irrthum, nicht die letzte Stelle ein.

Wie hundertfältig läßt sich, — das Gesagte durch von anderen Gebieten entlehnte Beispiele zu verdeutlichen, — irgend ein poetischer Gedanke auffassen und durchführen! Oder, nehmen wir das Porträt eines Menschen, nach wie mannichfacher technischer Manier nur allein läßt es sich behandeln. Nun aber sollen mehrere tüchtige Künstler dasselbe Gesicht in demselben Alter und unter sonst möglichst gleichen Bedingungen abconterfeien. Auch wollen wir den verschiedenen Gemälden allen einen hohen Grad von Ähnlichkeit mit dem einen Original zugestehen, wiewohl, bei geringer Ähnlichkeit oder gar Unähnlichkeit, wo also der nächste Zweck verfehlt gelten müßte, doch, hievon abgesehen, ein Gemälde an sich (ideal genommen) einen hohen künstlerischen Werth behaupten und (einen früher in anderer Anwendung gebrauchten Ausdruck zu wiederholen) ein ächtes *σοφόν* vorstellen könnte. Wie unter sich in vielen Punkten ungleich werden jene Gemälde nichts desto weniger ausfallen; schon je nach dem, was jeder Ma-

ler absichtlich oder auch ohne Absicht von der eignen angeborenen oder anerlernten Individualität in das Werk legte, was vor Allem gerade hiedurch zu einem Werke seiner Natur und seiner Kunst wird. — — Nicht anders desgleichen mit den Beschauern eines Gemäldes, indem jeder von ihnen dazu möglicher Weise nicht bloß ein physisch von dem der anderen mehr oder minder abweichendes Auge, sondern nach Alter, Geschlecht, Temperament, Geschäft und Bildungsgrad, nach Neigung, vielleicht gar nur nach augenblicklicher Stimmung, u. dgl. verschiedene Gesamt-Individualität mitbringt. Wie ganz anders, und mit wie verschiedenerlei Empfindung wird da z. B. ein gemaltes Stück Bildpret etwa ein Jäger, ein schlichter Bauersmann, eine schuppige Köchin ansehen; und wie, trotzdem das beschauete Object, abgesehen von wechselnder Beleuchtung und von verschieden gewähltem Standpunkte, ganz das nämliche bleibt, leicht auch wieder sehr mannichfaltig mag dasselbe in subjectiver Brechung auf den Sinn einfach Gebildeter ohne eigentliche Kunstkenntniß und ohne absonderlich kunstgeübtes Auge wirken und dagegen auf die Männer vom Fach mit der auch nicht unbedeutenden Differenz von bloßen Kunstkennern oder von zugleich ausübenden Künstlern!

Daß sonach jede Sprache, von Tausenden und fort und fort sich durch die Jahrhunderte ablösenden anderen Tausenden von Subjecten getragen, auch schon vermöge jenes von der Sprache unzerrennlichen Subjectivismus, wie alles Irdische, beständigem Wechsel, ohnehin einer Bedingung des Lebens, unterliege: kann Niemanden Wunder nehmen. Sodann ist hieraus mehr als erklärlich das allmälige Entstehen von Mundarten und, bei Wachsen des Zeit- und Raum-Unterschiedes, von Mundarten, die allmälig zu selbständigen Sprachen sich erheben, ohne jedoch mindestens für das scharfe Auge des Forschers, die Gemeinsamkeit ihrer Abkunft, also den Charakter genealogisch verwandter Sprachen, je völlig zu verläugnen. Der streitige Punkt aber, worauf es ankommt, welcher inbeß, soviel ich einsehe, sich nicht anders als durch gründlichste Durchforschung darauf von den jedesmal in Frage kommenden Sprachen, keinesweges aber von vornherein und durch bloßen Schluß, erledigen läßt: jener Punkt besteht darin, zu ermitteln, ob auch durch einen noch unendlich tiefer greifenden und gewaltigeren Zwiespalt eine Abscheidung von Sprachen und Sprachgruppen in dem Grade möglich gewesen, daß auch der allerforsgältigsten linguistischen Untersuchung gar nicht oder kaum gelingen will, noch einige spärliche und schwache Spuren zu entdecken, welche nothdürftiger Weise für übrig gebliebene Verbindungsfäden einziger Urverwandtschaft dürften angesehen werden. Es mag unserer Kunst und sicherlich wird ihr in Zukunft immer mehr und mehr gelingen, auch selbst

noch zwischen manchen Sprachstämmen, die uns vorläufig unvereinbar erscheinen, schwer auffindbare, allein nichts desto weniger kunftgerecht und wahrheitgetreu ertweisliche Bezüge von Verwandtschaft zu entdecken. Bei wie vielen aber auch von ihnen dies noch angehe: es würde sich bei manchen Sprachstämmen um nichts Geringeres handeln, als um einen völligen System-Wechsel schon in dem Grundbau, sodas sie, selbst Beibehalten früheren Wurzelstoffes vorausgesetzt, wieder ganz von vorn anfangen gemusst hätten, und zwar nicht, wie man doch gewöhnlich Häuser an Stelle alter nur zu bauen pflegt, unbedehwillen weil letztere, baufällig geworden, den Einsturz drohen, oder dem veränderten und erweiterten Bedürfnisse zu genügen aufhörten, sondern lediglich aus einer Bauwuth, welche nicht einmal (selbst schwer erklärlich) in einer Grund aus um und um gekehrten Geschmacks-Richtung ihre Rechtfertigung fände. Ganz etwas anderes und leichter begreiflich ist z. B. das theilweise Wiederabtragen und Auflösen des vorgefundenen Lateinischen Sprachbaues, also Anwendung des analytischen Verfahrens an Stelle des synthetischen bei den neulateinischen Dialecten, indem dies weniger aus innerem Antriebe geschah als durch die Macht äußerer Umstände und in Folge heftiger Conflict zwischen Völkern, von denen das jedesmal obziegende eine andere Sprache besas als das unterliegende.

En advonientem opportune Henricum Ewaldium! Dieser Gelehrte nämlich hat unlängst in seinen „Sprachwissenschaftliche Abhandlungen“. I. „Ueber den Bau der Thatwörter im Koptischen“ 1861. II. „Ueber den Zusammenhang des Nordischen (Türkischen), Mittelländischen, Semitischen und Koptischen Sprachstammes“ 1862. gehandelt, mit dem „Vorhaben, von den Erkenntnissen aus welche in jener ersten Abhandlung gewonnen wurden in der zweiten einen bedeutenden Schritt weiter in die Betrachtung des höheren Zusammenhangs auch der verschiedenen und ansich fest und scharf zu trennenden Sprachstämme zu wagen“. II. S. 4., — welches Vorhaben dann auch, seiner Ueberzeugung nach, ihm vollkommen gelungen ist. S. das 5. Kap. „Ergebnisse“. Das wäre nun ein schöner Anfang, der Niemandem ertwünschter kommen könnte als Hn. Kaulen, zumal Hr. Prof. Ewald am Schluß noch weitere Ausdehnung seiner Untersuchungen (zufolge II. 7. über die Dravidischen Sprachen in Pethan, welche W. Müller zu den von ihm so geheißenen „Turanschen“ (Schlug) in Aussicht stellt. Natürlich aber kann ein Forscher von solchem Gewichte keinen Augenblick der ungeheuren Schwierigkeit seiner Aufgabe und der deßhalb von ihr gebotenen äußersten Vorsicht im Vorgehen uneingedenk werden, laufe sie nun in ihrem Schlusse bejahend aus, wie bei ihm, oder auch etwa — vernennend. Indes, „so ungemeln weit der Schritt von der Frage nach dem

Zusammenhänge aller Sprachen desselben Sprachstammes bis zu der nach dem Zusammenhänge der Sprachstämme selbst ist, so führt uns jener erste Schritt sobald er bereits etwas sicherer zurückgelegt ist doch fast unwiderstehlich zu diesem zweiten weiter, mit dessen Zurücklegung wenn (!) sie vollständig gelungen sein wird erst das Ziel dieser ganzen Wissenschaft näher erreicht und alle ihre reiche Frucht leichter angesammelt werden kann“. II. 6. Außerdem lebt Hr. Ewald des sicheren Glaubens, wie das Vorurtheil, welches noch vor 30 — 40 Jahren eine große Zahl selbst deutsche Gelehrte beherrschte, als sei ein letzter Zusammenhang z. B. zwischen dem Sanskrit und dem Lateinischen undenkbar, allmählig verstummt ist, so werde auch der höhere Zusammenhang zwischen den verschiedenen (zunächst den 4 von ihm auf dies Ziel hin geprüften) Sprachstämmen immer mehr und mehr erkannt und anerkannt werden; und es würden dann auch kein Gelehrter mehr finden „viele scheinbar sehr unterrichtete und zu einem Urtheile auf diesen Gebieten wohlbefugte Gelehrte welche jeden irgendwie geschichtlich denkbaren [d. h., wie aus II. 76. zu ersehen, genealogischen] Zusammenhang zwischen den großen weiten Sprachstämmen läugnen, oder doch meinen ein solcher Zusammenhang sei noch nicht bewiesen [zu dieser Classe gehörte auch meine geringe Person bisher], sicherer wenigstens sei es ihn nicht vorauszusetzen [nein, ohne Beweis darf man das nicht] und Beweise für irgend etwas auf ihn zu gründen. Solche Gelehrte neuester Zeit sind oft dieselben welche sich auch unter der gesammten Menschheit keinen höheren [das soll auch wieder bloß heißen: höher zurückgreifenden genealogischen] je überhaupt keinen ursprünglichen Zusammenhang [nur unter der Menschheit keinen, oder überhaupt keinen irgend welcher Art sonst?] denken können und die [zurückbebend vor zu raschem Erzwingen eines nach der großen Rassen- und Sprachverschiedenheit nur schwer glaubhaften unitarischen Ursprungs, wenigstens vorderhand] es vorziehen die Semiten die Afrikaner die sogenannten Indo-Europäer und wer weiß wieviele andere größere oder kleinere Menschenmengen je für eine Menschheit zu halten welche von Anfang an schon ihrer Wurzel nach für sich bestanden habe und wie aus ihrer eignen Erde selbst hervorgetwachsen sei“.

Wir müssen uns nun hier als eine schon durch alles Bisherige gebotene Pflicht auferlegen, nachzusehen, ob und wie weit möglich sein wird, des berühmten Semitologen Ergründungen und Aufhellungen in einem Gebiete der Sprachforschung, über welchem bis jetzt tiefe Nacht ausgebreitet lag, auch uns anzueignen und zunutze zu machen. Leicht wird uns dieses Geschäft freilich nicht gemacht, indem derselbe bekanntlich die Unabhängigkeit von Anderen, ja vom Alt-Hergebrachten, und die eigne Selbstthätigkeit auch soweit zu treiben liebt, daß er sich nicht nur der ge-

wohnten und allgemein-verständlichen grammatischen Terminologie entschlägt und an deren Stelle obschon dem Klange nach Deutsche, doch meist nur Ihm verständliche Ausdrücke von mindestens sehr zweifelhaftem Werthe setzt, sondern auch in Schreibung und Stil mancherlei Liebhabereien und Sonderbarkeiten sich hingiebt. Dadurch kommt es denn häufig allem Vermuthen nach freilich wider seine Absicht, daß Vieles in den gegenwärtigen Abhandlungen, seiner übrigen Schriften zu geschweigen, auch mitunter das Einfachste und Allergemeinste, was in gewöhnlicher, nur gelehrter und ungeschraubter Allermannsrede an sich vollkommen klar und hell wäre, bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt, nicht etwa vertieft, und das wirklich und an sich Dunkle oder doch minder Klare, statt heller, wo möglich noch dunkler und verworrener gemacht wird.

Dies vorauszuschicken war nicht wohl zu umgehen, indem so gleich schon die Titel der beiden Abhandlungen uns in gedachter Rücksicht für ein paar Augenblicke zum Stillstehen nöthigen. Auch die enthaltenen nämlich Wörter, welche, obschon sie ihrer gewählten Kostbarkeit wegen die Forderung an sie nach rufen, um Vieles schärfer und bezeichnender auszudrücken, wofür wir anderen Sterblichen bescheidener Weise uns meist schon seit lange gestempelter und vielgebrauchter oder doch planerer Benennungen bedienen, im Gegentheile öfters nichts weniger als glücklich gewählt sind und wegen mancherlei ihnen anklebender Schiefheit oder sonstiger Unzuträglichkeit nur schwer möchten den Anspruch auf allgemeine Annahme rechtfertigen. Was denkt man wohl von einem „Thatworte“? So soll instinktive verdeutsch das Verbum heißen, wie Sachwort das Substantiv. Ohne Erläuterung Niemandem verständlich; ja, wenn man nun auch gar z. B. l. 16. tautologisch von einem „thätigen“ und, mit Widerspruch im Zusatz, „leidenden“ Thatworte l. 17. sprechen hört, nicht ohne einen Anstrich von Komik. Also das Passivum ist zwar ein Thatwort, aber ein leidendes? Man kann DWJ. XII. 486. meine Gründe lesen, weshalb mit dem Gebrauche von neugeschmiedeten grammatischen Ausdrücken an Stelle der üblichen Lateinischen ich mich überhaupt höchst ungern befreunde. Einer davon ist der nämliche, weshalbwegen die Naturwissenschaft anstatt einer Fluth von leicht verwirrenden Trivialnamen und Kunstwörtern, und zwar in jeder besonderen Sprache besonderen, sich in ihren Systemen in der Regel bloß Lateinischer Namen und Kunstausdrücke bedient, um sonst nur zu leicht möglicher Verwechslung und Mißverständnissen nach Kräften vorzubeugen. Nun aber, wozu Babel müßte entstehen, wenn nicht nur aus übel verstandener Sprachreinigungswuth jede Sprache auch für viel allgemeinere Sprachverhältnisse ihre eigenen Kunstausdrücke verlangte, sondern wieder innerhalb jeder Sprache jeder Forscher seine eigenen, besonderen! Die Hauptsache aber ist: kurze, durchs

weg genügende Ausdrücke solcher Art lassen sich nur in seltenen Fällen erdenken. Meint man also etwa, obiges Thatwort (so gar z. B. das Thatwort sehn II. 54.; bei W. Schott, der auch solche Verdeutschungen liebt „Zustandswort“) und Sachwort (dafür zur Abwechslung: „Dingwort“ II. 30.) erschöpfen den Begriff, auf welchen es mit ihnen gemünzt ist, und seien auch nur beziehungsweise die wahrsten: da befindet man sich im Irrthum. Indem die Sprache nur mittelbar Sachen, d. h. nicht dieselben als Objecte, sondern nur die (subjectiven) Vorstellungen von ihnen bezeichnet, wären z. B. Kennwort für Substantiv, und z. B. Aussage- (oder Rede-) Wort, meinetwegen auch „Sachwort“ (Verb. fin.) wie II. 19. für Verbum in ungefährem Einklange mit ὄνομα (Benennung) und ἔφημα (Aussage) — doch s. hierüber Schömann, Redetheile, zu Anfange —, ja selbst mit „Grundwort“ für Subj. und „Aussage“ st. Gräd. II. 22., viel sinntesprechendere Ausdrücke, welche überdem schon hie und dort gebraucht werden. Wie nun aber wieder doch, ohne im Gebrauche eine strenge Folge festzuhalten, z. B. I. 20. That- und Namenwörter? Der Ausdruck „Kennwort“ im Gegensatz zu „Thatwort“ z. B. II. 13. 14. 18. 19. soll dann jedoch vermuthlich allgemeiner für Nomen (Subst. Abj.) stehen. Allein S. 31. heißen: Ort, Beginn „Selbstwörter“ (Subst.), während doch „erstes, zweites, drittes Selbst“ für Person S. 43. 50. darin den Namen für persönliche Pronomina, erwarten ließen. Für Corist wird II. 17. „Erzählungswort“ (warum dann nicht wenigstens Zeitform für die Erzählung?) gesagt. Was aber, dem gegenüber, ein „Beschreibewort“ sei II. 19., gestehe ich offen durch aus nicht errathen zu haben als erst belehrt darüber durch die Abj. roth; schön, welche als Beispiele genannt werden. Die Benennung ist nichts weniger als zutreffend und würde in Analogie mit dem auch nicht besonderen „Erzählungsworte“ für Corist, folgender Weise vielmehr das Imperfect bezeichnen müssen, als „beschreibendes“ Tempus, wenigstens im Griechischen und Latein. Doch gleichviel. —

Die Bezeichnungen Nordischer Sprachen und Mittelnordischer bedürfen ebenfalls erst eines Commentars, trotz der außerordentlichen Angemessenheit, welche sie in den Augen ihres Uebersetzers besitzen. Dieser äußert sich über sie folgendermaßen: „Drei Sprachstämme sind, um hier sogleich die bestimmten Namen anzugeben, mit welchen ich sie unten als den kürzesten und angemessensten bezeichnen werde 1, der Nordische [eher noch Sibirische] welchen man auch nach einer einzelnen Hauptsprache in seinem weitesten Kreise [sehr ungeeignet, weil zu eng] den Türkischen [linguae Tartaros, Abel-Romusat] nennen könnte und in unseren Zeiten auch wohl [immer noch besser, weil bezeichnender] den Ural-

schon [Wilh. Schott] oder sonst wie [den Uralischen J. Klaproth; den Turanischen M. Müller] genannt hat; 2, der Mittelländische oder, wie man ihn bisher meistens bezeichnete, der Indo-Germanische oder Indo-Europäische, und 3, der Semitische; ich gebrauche hier jedoch dieselben drei Namen die ich schon 20 Jahre und länger öffentlich empfahl, und welche man alles sorgfältig überlegt wirklich für die entsprechendsten halten wird, da sie gerade für die Zustände der alten Welt so vollkommen passen.* Ich will nicht besonderes Gewicht darauf legen, daß der Name nordischer Sprachen, was Hr. Ewald nicht unbekannt sein konnte, ein lange vor ihm von J. Grimm für die nordischen Sprachen des germanischen Scandinaviens (also unter Ausschluß von Lapplisch und Finnisch, jedoch unter Einschluß von der Sprache Islands) vorweggenommener Name mit einer Geltung sei, die auch für Europa geographisch ziemlich paßt. Da nun aber gar kein zwingender Grund vorhanden, warum diese längst in der gelehrten Welt eingebürgerte und gäng und gebe gewordene Bezeichnung einer bisher ganz individuell gebliebenen weichen sollte, die weder durch sich noch durch seinen Nebenparth „Mittelländisch“ empfohlen wird, welcher an erster Stelle und vor allem Anderen, obwohl gegen die verlangte Meinung, zu dem, weil zwischen drei Welttheile eingeklemmt, vollkommen naturgemäß „mittelländisch“ geheißenen Binnenmeere, und zwar mit unwiderrstehlichster Gewalt, die Erinnerung fortzieht: so vertraut Hr. Ewald vielleicht der Welt zu viel, wenn er meint, sie werde zu dem, obzwar schon seit mehr als 20 Jahren von ihm vergebens empfohlenen Vorschlage, demnach endlich sich bekehren. Die Benennungen: Nordische und Mittelländische Sprachen (Abh. II. 40. 74.) sind, zumal auch keine südliche hinzukommen, und da diese Richtungs-Verhältnisse keineswegs schon ihren zunächst auf Asien eingeschränkten Bezug von selbst mit enthalten, noch abgesehen davon, daß Sprache kein geographischer, sondern ein volklicher (ethnischer) Begriff ist, so durchaus vag und unbestimmt, daß ich wenigstens für meine Person mir deren Gebrauch verjagen muß.

Man wird indeß dieserlei Mißstände, unter etwaiger Herbeiführung des Dictums: in verbis simus foviles, vielleicht nicht allzu hoch anschlagen. Ich muß indeß bemerken: solche Nachgiebigkeit gegen Worte hört auf zulässig zu bleiben, wo die Worte, wie hier, auch zur Sache werden. Denn man muß gestehen, zu seinen beiden jüngsten Abhandlungen bringt Prof. Ewald Vorstellungen von Sprachen und ihren Unterschieden mit, deren ein nicht geringer Theil, gleich obigen Namen, zum Ersprechen unbegrenzt und schwankend auf einem Meere von Redwendungen und Allgemeinheiten schwimmt, hinter deren oft äußerst zudersichtlichem Grunde

man mehr feste Bestimmtheit und wesenhaften Kern erwarten müßte, als sich oft beim eifrigsten Suchen finden lassen will.

Die Ergebnisse aber, welche Hr. Ewald in Betreff eines noch über die von ihm auf dem Titel der zweiten Abh. genannten vier Sprachstämme hinaus gewonnen zu haben glaubt, und deren nutzbarer Werth sind natürlich in nicht geringem Maaße abhängig einerseits von den allgemeinen Grundsätzen der Sprachbetrachtung, welchen er huldigt, und dann zweitens von dem Verfahren, von der Methode, welche er zu Erreichung seines Zieles in Bewegung setzt. Wir wollen also jetzt zur Prüfung dieser Gegenstände fortschreiten, und zwar zuerst die allgemeinen Grundsätze ins Auge fassen, von welchen ausgegangen wird. Ihm zufolge II. 71. also kommt es vor allen Dingen darauf an, „die doppelte Möglichkeit wohl zu verstehen auf welcher allein, wenn [wenn!] sie sich bewährt, ein solcher Beweis für einen wirklichen letzten Zusammenhang (auch der getrennten Sprachstämme) sich seiner erheben kann.

1) Die innere Möglichkeit, eine ursprüngliche Gleichheit zweier oder mehrerer Sprachstämme und ihre Trennung aus einer gemeinsamen letzten Quelle zu beweisen, ist gegeben, wenn man nachweisen kann, daß jeder von ihnen ebensowohl wie etwa der scheinbar beste andre fähig ist alle Gedanken menschlicher Sprache eben so vollständig als klar auszudrücken.“ Und hiezu gefeßt sich dann

2) auf S. 72. der geschichtliche Beweis, welcher jene innere Möglichkeit nun auch „äußerlich“ und als mit geschichtlicher Wirklichkeit vorhanden darzuthun hat. Der geschichtliche Beweis soll dann wieder zweierlei umfassen, worunter, finde ich anders aus dem ziemlich langen Wortschwallen das Richtige heraus, a, die Rücksicht auf den „Wort- und Satzbau“ S. 73. und b, auf den in den Lauten gegebenen sinnlichen Stoff der Sprachen, auf ihre Wurzeln S. 79. verstanden wird. Daß aber Hr. Ewald „wirklich geschichtliche“ Zusammenhänge zwischen Sprachstämmen im Auge hat, nicht bloß ihre letzte Gemeinsamkeit im menschlichen Geiste, wird II. 6. ausdrücklich angegeben.

Um Ursprungs-Gemeinschaft mehrerer Sprachstämme zu erweisen bedarf es also nach der einen Seite hin nichts, als daß dargethan werden kann, es genüge dem Zwecke aller menschlichen Rede der eine wie der andere jener Stämme, „eben so vollständig und klar“, als derjenige, welchen für den „scheinbar [nicht nothwendig in Wahrheit] besten“ auszugeben man sich gemüßigt sehen möchte. Eben so „vollständig und klar“, — welche weitläufige und darum wie zerflossene und hohle Bestimmungen! Und in ihrer hausbäckeren Nüchternheit allenfalls anwendbar auf die ganz gemeine Rede alltäglichen Verkehrs; allein von Weitem nicht zuref-

chend zu den, größere Tiefe, Schärfe und Lebendigkeit des Ausdrucks verlangenden Bedürfnissen von Dichtung, Philosophie und Wissenschaft. Das ganze Räsonnement aber läuft auf den schon Abb. I. 7. hingestellten, und, weil er von Heinrich Ewald kommt, vermuldlich auch ohne Beweis hinzunehmenden Satz hinaus: „Alle Sprachen und Sprachstämme stehen sich von vorne an [schon vermöge ihrer Anlage oder in den allerersten Stadien ihrer Ausbildung?] in ihrer höchst und zuletzt einzigen Bedeutung [wie erhaben!] als das Mittel des vollkommen klaren Ausdrucks [also das Nämliche wie oben] aller denkbaren Gedanken [nicht auch Empfindungen?] des menschlichen Geistes völlig gleich, und alle ihre sonstigen Verschiedenheiten unter sich [Verschiedenheiten außer der „völligen Gleichheit“ und letzterer ins Gesicht hinein?!] verschwinden vor dieser ihrer gemeinsamen Herrlichkeit wie bloß geschichtlich gekommene und geschichtlich [nichtsdestoweniger?] unwandelbare Einzelgestalten vor einem rein geistigen Urbilde wenn wir denken wollen ein solches Urbild lasse sich in sinnliche Stoffe fassen“. Offen gesagt: wenn dies Gewirr der widersprechendsten Begriffe einen Sinn hat, ich fasse ihn nicht. Sprachen, die sich aller Ungleichheit zum Trotz doch wieder [soll heißen: ihrem Range, ihrer Zweckgemäßheit nach] „völlig gleich“ stehen, verhielten sich also ungefähr zu einander, wie, nach dem zu rigorosen oder zu plumphen Lehrsatze der Stoa: Omnia peccata paria, die Sünden, oder auch wie die Katzen, welche bekanntlich alle, freilich bloß zur Nachtzeit, wo jeglicher Farbenunterschied schwindet, grau sind. Denkt man alle die „bloß geschichtlichen“ [mithin nicht auch rationalen, und demnach vernunftwidrigen?] Gestaltungen der Sprache als freilich hinter einem etwaigen Urbilde (Ideale?) der Sprache zurückbleibend wieder hinweg, trotzdem daß sie doch nicht wenige und für den Lernenden gar unangenehm sich fühlbar machende Unterschiede in sich beherbergen, deren oft äußerst wesenhafte Wirklichkeit auch der tiefste Forscher nicht verläugnen kann: gewiß, dann verrinnen alle Sprachen vor dem Auge in Ein großes Nebelmeer, worin sich keinerlei fest abgegrenzte Gestalt mehr unterscheiden läßt. Daß es aber Grade mindestens der „Klarheit“ in den Sprachen giebt: dafür möchte ich schon Hn. Ewalds zwei Abhandlungen selbst als vielleicht überzeugenden Beweis aufführen. Weibet doch die in ihnen zur Anwendung gebrachte Schreibweise häufig, wenigstens für Schreiber dieses, an Unklarheit in einem Maße, daß man wirklich zweifelhaft wird, ob sie einem Sprachstamme angehöre mit „vollkommen klarem Ausdruck“. Ein Franzose z. B., deß bin ich gewiß, würde nimmermehr so schreiben.

Doch zu weiterem Verständniß der Grundsätze, welche unser Forscher sich zur Richtschnur nimmt, muß ferner bemerkt werden, er hat die große Wahrheit entdeckt: Behauptungen, wie man oft

höre, „eine Sprache sei wie von ihrem Ursprunge an und ihrem unwandelbaren Wesen nach schöner als die andern, ein Sprachstamm vollkommener und aller weiteren Entwicklung fähiger als der andere, und die eine oder andere Sprache oder noch vielmehr der eine oder andere Sprachstamm verdiene den entschiedenen Vorrang vor allen anderen“ seien durchaus eitel und nichtig. Dergleichen Rangstreitigkeiten, welche, allerdings oft aus Partei-Interesse thöricht geführt, in den leeren Streit Kessel und Topf um größeren oder geringeren Grad ihrer Schwärze ausarten, würden, meint er, leicht zu traurigen Folgerungen den Anlaß geben. „Denn die Sprache ist der nächste der entsprechenste und unter allen feinen [kaum doch bloß] stofflichen Wandlungen in seinem reinen Wesen unwandelbarste des dem Menschen eigenthümlichen [durchweg aber doch in Sprach-Idiomen, d. h. in — sämtlich enblichen und gar mannichfaltigen — Besonderungen der Einen Sprach-See sich manifestirenden] Geistes: wenn also ein Volk oder ein ganzer Völkerstamm wirklich von Anfang an [also nachmaliger Rang-Unterschied wird nicht verworfen?] eine Sprache wesentlich geringeren Werthes hätte, so würde darin der deutlichste Beweis der allgemein geringeren Begabung eines solchen Volkes liegen [eine durchaus nicht schlußgerechte Folgerung, indem ja nicht minder die Günst oder Ungünst der Umstände mit in Frage käme], und man wäre befugt [eine sonderbare Rechts-Herleitung, für welche überdem die Moral mit nichts ihrerseits einstehen würde] es demgemäß zu behandeln“. So kann denn Hr. Ewald „z. B. das in unseren Zeiten so oft Gesagte nicht billigen, die Indo-Europäischen richtiger Mitteländisch genannten Sprachen seien von vorne an [oben: von Anfang an] die vollkommensten“. Wohin soll's führen, wenn man, ob auch in bester menschenfreundlicher Absicht, mit dergleichen kahlen und in ihrer Zielbezüglichkeit aufs äußerste unbestimmten und nichtsagenden Kategorien, wie „schöne“ Sprachen, „vollkommene Sprachen“, solche, „die den Vorrang vor anderen behaupten“, und dgl., um sich wirft, welche das eigentliche Wesen der Sprachen in ihren physiologischen Unterschieden auch nicht von Weitem treffen? Hat denn Hr. Ewald nie in seinem Leben etwas gehört von Humboldt's „Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihr Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“ Berlin 1836? Ei doch (siehe I. 13.), wo wir durch ihn erfahren: „Bekanntlich wollten vor ein paar Jahrzehenden einige zu ihrer Zeit [natürlich bloß wie Sternschnuppen über den Himmel dahin gefahrene und jetzt vergessene, wenn schon] bedeutende Sprachforscher [und wen meint er außer Humboldt sonst noch?] alle Sprachen in einhülbige, agglutinirende und flectirende eintheilen: und so hätten wir es leicht das Kopitsche eine agglutinirende zu nennen.“ [Recht, je

nachdem man es leicht nimmt; doch s. z. B. die Stellung des Aegyptischen auf Steinthal's Tabelle Charakt. S. 327.]. Allein: Ewaldus locutus est. Er ist „schon damals dieser Eintheilung abgeneigt gewesen [bloße Abneigung bedarf keiner Gründe] und kann sie auch jetzt [aus Gründen] nicht billigen“. Und die Gründe: „Denn das Einsylbige ist an sich nichts Wesentliches [doch! in hohem Maße wesentlich für strenges Festhalten am Isolirungssystem, welches dadurch zu keiner grammatischen Form gelangen kann], wie am deutlichsten das Tibetische oder das Malaiische verglichen mit dem Sinesischen zeigt [welche Durchmischung des Aller-verschiedenartigsten!]; und der [mehr als fragliche] Uebergang von Wurzelsprachen [?] zu Wortsprachen welche der wahre hier zu machende Unterschied ist [?] vollzieht sich nur unter den verschiedensten Abstufungen [aber dennoch alle von „völlig gleichem“ Werthe?] wie im einzelnen auch beim Koptischen die folgende Abhandlung weiter beweisen wird. Sene ganze Eintheilung war nur von gewissen Erscheinungen entlehnt, die man vereinzelt [vollkommen unwahr!] und meist unrichtig auffaßte, aber sie vermag auch die Erscheinungen selbst nicht zu deuten“. Ja, aber Hr. Ewald, der versteht. „Weicht nun das Koptische mit so manchen andern Sprachen [welchen?] im Baue der Wörter und Sätze [in der Form gegenüber dem, übrigens auch meist fremdartigen Stoffe] allerdings so stark [also doch; übrigens ein bloßer Ausdruck des Maßes] von den uns bekannteren ab, so ist die Aufgabe der Wissenschaft, den Grund davon richtig zu finden. Aber das Koptische läßt die Urbestandtheile der Sprache [die Sprache fing in Strenge immer mit Wörtern, und nie mit bloßen Wurzeln an, trotz gegenheiliger Versicherungen z. B. bei Hense, System der Sprachen S. 144.] von der anderen Seite auch nicht so geringem Wandel [wieder ein bloßer Grad-Unterschied] unterliegen, wie die Malaiischen und wie so ziemlich auch die Nordischen (Türkischen) Sprachen, sondern nähert sich in Vielem [bloße Menge] sehr stark [intensiv] dem Semitischen und in anderer Weise [diesmal in unbestimmter Beschaffenheit] dem Mittelländischen“. Wie spricht in solchem an gebiegenem Inhalt — nicht überreichen Gerede doch auch nicht das kleinste Fünkchen von jenem Humboldtischen Geiste, welcher „vor ein paar Jahrzehenden“ auf lange hinaus das Sprachstudium — für Hn. Ewald aber, den selbstgenügsamen und stets in sich selbst fertigen, ohne irgendswelchen Eindruck und Nutzen — befruchtete und erleuchtete! Unter solchen Umständen darf man denn auch nicht von ihm verlangen, daß er von Steinthal's erst 1860. erschienenen „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“, oder, wenn ihm dies vermöge der Zeit ihres Erscheinens nicht mehr möglich fiel, von Dessen zehn Jahre früher veröffentlichten „Classification der Sprachen“ Notiz genommen hätte, wo-

von jene Charakteristik die zweite Bearbeitung ist. Ich sage, man kann das moralisch nicht erwarten, ungeachtet Hr. Steinthal als ein in dem einschlägigen Gebiete der Sprachforschung sehr „bedeutender“ Forscher sich noch des Lebens und voller Gesundheit erfreut. (Kundige lassen aber auch in des freilich schon verstorbenen Hehle, System 1856., Abth. II. „Die Sprache in der Sphäre der Besonderheit“, S. 55 fgg. dessen Behandlung von Spracheinheitlich und Sprachunterschieden keinesweges ungelesen und unbenutzt.) Ueberhaupt aber hiesse ein edles und würdiges Verständniß des Geistes und des Charakters der Sprachen fast zu viel erwartet von einem Sinne, welcher in Betreff der flektivischen Sprachen des Indogermanischen Stammes in so rohen und ungeschlacht-massiven Bildern sich zu ergehen keine Scheu trägt von Art der folgenden: „Die Sprachen, welche uns jetzt überall zunächst umgeben, haben durch die ihnen eigenthümlich gewordene Bildung die Urbestandtheile oder (um diesen Ausdruck hier so zu gebrauchen) die Wurzeln der Wörter und Sätze so stark sich zersetzen [chemischer Ausdruck] und [das also auch!] wie durch eine in ihnen beständig thätige Mühle [die menschlichen Mäuler — Roßmühlen?] zerstampfen, dann aber zerstampft wieder durch einen letzten Umschlag zu so dichten Wortgebilden zusammenballen lassen [ah, es wird also aus der Stampfmühle, plötzlich eine Walkmühle?], daß sie auch für die sorgsamste wissenschaftliche Erforschung sehr schwer wiedererkennbar sind. Im Koptischen liegen dagegen diese Urbestandtheile wenigstens im Allgemeinen viel leichter zu Tage“ u. s. w. — Seines großartigen Centner-Gewichts ungeachtet aber wiegt auch der bei Ewald vielbeliebte Ausdruck „Felsengefüge“, den er von seinen sog. Nordischen (Tatarischen) Sprachen II. 8. 10. anwendet, gar leicht auf der Wage der Gerechtigkeit; und wirkt geradezu komisch, wenn S. 7. dicht neben einander von „felsenfester Fügung und Kittung“ eben jener Idiome gesprochen wird. „Kittung“ ist nämlich dasselbe, was wir Andern „Agglutination“ heißen, um damit den so überaus losen und undichten Zusammenhang von Wurzel und Afformativen anzudeuten, wodurch gerade die Tatarischen Sprachen sich am charakteristischsten von den sog. flektivischen (Indogerm.) Sprachen mit viel innigerem Gefüge unterscheiden, was selbst Abh. II. 27. nicht ganz in Abrede gestellt worden. Steinthal aber würde wenigstens dem Türkenidiome der Jakuten fern im Osten nicht bloß ein felsenfestes Gefüge, vielmehr je des „Gefüge“ absprechen im prägnanteren Wortverstande. Vgl. Charakter. S. 199: „Zusammenkleimen von Lauten“. Hat indeß Hr. Ewald auch nur die „wie [ein solches „wie“ muß oft herhalten] unwandelbar feste Ausbildung“ jener, von ihm so geheißenen nordischen Sprachklasse im Sinne (vgl. inßb. II. 26.), oder die angeblich von ihren örtlichen Verhältnissen abhängige „Stube“ und

„Gleichmäßigkeit“, mittelst deren sie zu jener Ausbildung gelangt sein sollen (in Bezug auf die Wurzeln aber behauptet W. Müller DMZ. IX. 459., in schroffem Gegensatze damit, für das hier erwähnte Sprachgebiet gerade die allergrößte Unruhe und Beweglichkeit): so wäre auch dann der Ausdruck mehr als unglücklich gewählt. Was hier z. B. von der großen Fähigkeit des Dithmatischen gerühmt wird, trotz der vielen fremden Einbringlinge an dem grammatischen Urtypus seiner Sprachklasse festzuhalten; paßte nicht minder gut auf das Englische, ohne daß diesem deshalb ein „Zelfengefüge“ zuzuschreiben jemand wagen würde. — Unser Vf. hat sich aber in eine solche Vorstellung „wie“ verlegt. Denn II. 33. lesen wir ebenfalls, nur mit einer kleinen Abänderung: „In solchen Fällen gipfelt die steile Kürze und die steinerne Härte des Baues dieses Sprachstammes“. Ich wünsche nur, der Himmel möge uns, und ein besserer Geschmack, bewahren vor zu viel derartigen Vergleichen, die vielleicht diesem oder jenem einsele, als hölzern zu bezeichnen.

Zu guter Letzt aber, was meint man, könne durch den Satz, bei welchem wir oben wieder abbrechen, als stände unter den Sprachen, so vielgeartet sich diese Botinnen und Dolmetsche des menschlichen Geistes auch sonst ausnehmen und behaben mögen, doch in getreuer und glücklicher Erfüllung dieses ihres Dienstes keine der anderen im geringsten nach, was könne hiedurch zum höchsten Anderes bewiesen werden? als, was entweder gar keines Beweises bedarf, oder, wovon, will man etwa die allerdings von Manchen fast bis zum Thiere herabgedrückte Menschheit, z. B. des Regers, durch Belege aus dem oft weit über Erwartung geschickten und sinnvollen Werkzeuge ihrer Gedankenmittheilung wieder zu Ehren bringen, der Beweis augenblicklich nichts zu unserer jetzigen Angelegenheit hinzu- oder davon abthut. Nämlich: alle Sprachen tragen den allgemeinen Stempel des Menschenthums, menschliche Vernunft u. s. w., zur Schau, und sind folglich auch ohne Ausnahme -- menschliche Sprachen; -- keine unter ihnen, und wäre es die des niedrigsten und am meisten verwahrloseten Volkes, eine -- Thiersprache. Nicht dies aber steht hier in Frage. Noch auch der, trotz Hn. Ewald's gegentheilliger Versicherung, unläugbar nicht bloß in der späteren Ausbildung, sondern zum Theil auch schon in der mehr oder minder glücklichen ersten Anlage vorhandene Rang-Unterschied von Sprachen, der sich sogar zwischen den vier, in den Abhh. besprochenen Sprachtypen durch keine chronologische Künste hinwegdisputiren läßt. Sondern, -- nicht zu gedenken der sonst auch gar nöthigen Absehung der Grenzen zwischen der Sprache als allgemeinem Attribute der Menschheit überhaupt und auf der anderen Seite ihren besonderen Eigenschaften, -- das verlangen wir, wo möglich, die Gc-

samtheit aller menschlichen Rede, nicht genug, ein Erzeugniß allgemein des wesentlich überall einartigen menschlichen Geistes und Verwirklichung der Sprach-Idee zu sein, vielmehr überdem, ursprünglich auf Einem, nur einem Flecke unseres Planeten entstanden und von Einem Urpaare ausgegangen, dann durch nachmalige, aber und aber sich erneuende Zeugungen über den gesammten Erdboden verbreitet, ihrer oft überaus weitgeklüfteten Spaltung in verschiedene Sprachstämme zum Troß sich noch durch wissenschaftliche Vermittelung einer stammheitlichen Wieder-versammlung aller ihrer hiehin und dorthin verstreuten Glieder zu einer genetisch zusammengehörenden Einheit wahrheitsgemäß füge. Oder, ob, im Gegentheil, wie ich aus wissenschaftlichen Gründen mit Vielen glaube, es vom Beginn der Menschheit her eine Vielheit grundverschiedener Sprach-Anfänge gegeben habe neben und außer der im Verlaufe der Zeit geschichtlich gewordenen, d. h. aus früheren Einheiten erst entsprungenen Mannichfaltigkeit von Sprachen, die sonst auch an Zahl weit, weit über jene primitivste Zahl wahrhafter Ursprachen hinausgeht? so wie ein gleichzeitig mehrheitlicher Anfang unseres Geschlechts auf mehr als Einem Punkte der Erde um der schwer physiologisch vereinbaren Rassen-Verschiedenheit willen sich kaum wird umgehen lassen.

Eine solche höhere Einheit von verschiedenen Sprachstämmen, vorläufig mindestens zwischen dem Tatarischen oder Altaischen, dem Indogermanischen, dem Semitischen Sprachstamme und endlich dem Koptischen, glaubt nun Hr. Etwald als in der Wahrheit begründet erweisen zu haben, und stellt noch mehr Vereinbarungen in Aussicht. Das Alles aber genügt nicht zum Erweise des Ausgehens aller Sprachstämme und Sprachen von einer einzigen Ursprache, solange noch irgend eine Menschensprache als unter jene Einheit wissenschaftlich nicht untergebracht (und der nicht unterbringbaren wird es viele geben) zurückbleibt. Davon später.

Zuvor aber müssen wir noch bestimmter darlegen, wie sich der Vf. der zwei Abhandlungen in der merkwürdigen Selbsttäuschung befindet, als könne auf dem ersten Wege, den er (ohne dies von irriger Voraussetzung ausgehend) einschlägt, um Zusammenhang noch zwischen (für unvereinbar gehaltenen) Sprachstämmen darzuthun, d. h. mittelst einer von ihm so geheißenen innerlichen Beweisemethode, in Wahrheit dasjenige erwießen werden, was er anstrebt. Abh. I. S. 10. wird so unterschieden: „Es giebt

1) Mächte, welche von der Urzeit aller Sprache an stets gleichmäßig alles bedingend und bildend herrschen und nie aufhören werden, so lange es menschliche Sprachen giebt“. [Also die allgemein menschlichen, worunter doch im Grunde wohl nur die

Eine, Sprachen schaffende Urmacht menschlichen Geistes verstandett werden könnte, deren Herrschaft, sobald ihr Werk, die Sprache, der Hauptsache nach gethan — denn eigentlich fertig wird es nie —, zurückweichen müßte vor dem nunmehr an die Reihe kommenden Amte der die Sprache bloß um=bildenden und um=schaffenden Mächte.]

2) andere, welche in den Urzeiten am lebendigsten und thätigsten wirkend später nur noch zerstreut in einzelnen ihrer Wirkungen sich lebendig erhalten haben. [Etwas diejenigen, wodurch sich — nach Hn. Ewald's Anschauungsweise — die Sprachstämme gebildet und von einander geschieden hätten?]

3) andere, die erst in den Zeiten großer geschichtlicher Wanderungen, Erschütterungen und Mischungen und daher mächtige Umbildungen einzelner Sprachen wie [sonach nur vergleichsweise: wie] neu entstehen“. Also, obwohl Mächte, doch erst in leidender Weise von der Gewalt äußerer Umstände — nicht durch Geistes-Umwälzungen — erzeugt und zunächst mehr verneinend und zerstörend als bejahlich aufbauend?

Dagegen wird II. 72. einfacher nur von zweierlei Mächten gesprochen, 1. von den Urmächten menschlicher Sprache, im Gegensatz 2. zu den bloß geschichtlichen, von welchen letzteren sonst allein in den Abhh. die Rede sein soll. Von näherer Beschaffenheit dieser Mächte und von ihrem Unterschiede aber bekommen wir leider nur sehr schwankende und unsichere Nebenbestimmungen; und kann man sich demnach von der Art ihres Wirkens kaum einen mehrsagenenden und in sich faßbareren Begriff machen als von den ehemaligen qualitates occultae oder von der Wirksamkeit der Ananke („Nothwendigkeiten“ als mit „Sprachmächten“ synonym gebraucht z. B. I. 9.) und des blinden Fatums. „Aber um alle die sprachlichen Mächte und die aus ihnen sich ergebenden Gesetze sowohl ihrer ewigen Gleichheit und Nothwendigkeit als ihrer möglichen Mannichfaltigkeit nach sicher zu finden, ist nichts so unentbehrlich als die verschiedensten Sprachen und Sprachstämme aller Zeiten und Länder so genau als möglich zu erkennen“. Gegen solche Sprachvergleichung, ob sie zwar zu völliger Erledigung der Sache allein nicht ausreichen möchte, kann am wenigsten Schreiber dieser Zeilen etwas haben. Aber, wie sich jene beiderlei, zum Theil in Hader wider sich liegenden Potentaten und die widerspruchsvollen Gesetze zu einander verhalten, welche jeder von ihnen ertheilen mag, die so höchst nöthige Lösung dieser allerdings schwierigen Frage, sehe ich durch Hn. Ewald ihrem Ziele nur in untergeordneter Weise näher gebracht. Was gesagt werden soll, allein, vielleicht nur wegen einer gewissen Unbehüllichkeit im Ausdruck, nicht gesagt wird: ist wohl Folgendes. In allen Sprachen hat sich offenbart und herrscht wesentlich „derselbe menschliche Geist“, dem aber als Besonderungen von ihm die einzelnen,

In den Sprachstämmen und noch weiter individualisirt in den Völkern lebenden und thätigen Stamm- und Volksgeister sich unterordnen, so jedoch daß durch deren Mannichfaltigkeit der einheitliche, d. h. allgemein menschliche Charakter der Sprache nicht aufgehoben wird. Es ist aber bereits erinnert: auf einem ganz anderen Blatte steht, ob jene unbestreitbare Einheit aller menschlichen Rede noch hinaus über den Ursprung aus der gemeinsamen Quelle des menschlichen Geistes auch geschichtlich einen einheitlichen Ursprung genommen habe. Und dies behauptet nun zwar Hr. Ewald, indess ohne es zu beweisen, indem, auch wenn die von ihm behandelten vier Sprachstämme (mir noch sehr ungewiß) in einem wahrhaft genealogischen Verbande stehen sollten, daraus noch nicht das Geringste folgte für die wahrlich nicht kleine Menge der übrigen Stämme des Erdbodens, z. B. die Amerikanischen, die einshlbigen, die polynesischen u. s. w. Die „völlige Gleichheit“ aller Sprachen aber, in ihrer zwecklichen Beziehung, welche oben uns mit der einen Hand dargereicht wurde, wird mit der anderen zum Theil wieder zurückgenommen. „Bei der großen geschichtlichen Mannichfaltigkeit, welche so entsteht“, heißt es I. 8., „kann nun ein Sprachstamm oder eine einzelne Sprache einzelne der Mittel und Stoffe, mit welchen alle zuletzt [nach vielen Anstrengungen, die sie durchmachen, oder bloß, wenn man genau zu- steht?] denselben Zweck [allein nach v. Humboldt, Steinthal u. A. keinesweges gleich gut] erreichen, wohl ebenmäßiger, schöner und vollkommener anwenden als die andere, oder die eine manches kürzer und zierlicher ausdrücken: aber keine einzige vereinigt alle solche denkbare Vorzüge in sich allein [ist auch, Hn. Kaulen's Sprache Adams vor dem Sündenfall abgerechnet, nie von Jemandem behauptet]; und auch solche leicht verachtete Sprachen wie die alten [Koptisch; Aethiopisch?] und neuen Afrikanischen haben in einzelnen Dingen bedeutende Vorzüge vor anderen leicht weit höher geachteten“. Zöge man aber auch nur durch Zusammenzählen solcher „einzelnen“ Vorzüge eine Summe (es handelt sich aber bei der Rang-Ordnung der Sprachen vielmehr um ihr mehr oder minder vollkommenes Bildungs-Princip): könnte selbst da nicht, alles Sträubens ungeachtet, sich gleichwohl ein Mehr oder Minder von Vorzügen zwischen den beteiligten Sprachen herausstellen? Es wird übrigens sogar II. 7. von einer unwandelbar festen Ausbildung der Nordischen Sprachen geredet, welche „keine so niedrige“ sei als bei anderen Sprachen im Südosten. Also die einshlbigen Sprachen (denn die sind am letzten Orte gemeint) stehen, trotzdem daß alle Sprachen gleich gut sind, dennoch niedriger? Auch wird II. 55. dem Sanskrit (und wer könnte daran ernsthaft zweifeln?) höhere Vollenbung zugeschrieben.

Mit Versicherungen übrigens, wie mehrere unter den obigen, ist uns blutvoelig gebient; und wer nur einen ungefähren Begriff von Hn. v. Humboldt's großartigen Untersuchungen über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues besitzt, die an ihrem Gegenstande nicht bloß mit äußerlichem Raisonement gleichsam herumzagen, sondern mit eindringender Sachkenntniß und Schärfe des Urtheils in dessen Tiefe hinabsteigen, muß sich gerechter Weise wundern, wie heutzutage noch ein Gelehrter von dem Range Hn. Ewald's zu Ausdrücken vom Schlage der loci communes oder ampullas sich herbeilassen mag mit Bezug auf Werth oder Merkwürdigkeit von Sprachen. In der That nämlich kommt es bei einer auf Sprachverschiedenheit gegründeten Classification der Sprachen nach ihrer Rangstufe, von welcher freilich Ewald vermöge seiner gänzlichen Principlosigkeit in dieser Rücksicht kaum die leiseste Ahnung hat, auf durchaus andere Dinge an als ein paar zufällig hier oder dort aufgegriffene Einzel-Vorzüge, nicht einmal um die Grade literarischer Ausbildung, welche etwa diese oder jene allmählig erlangt hat, sondern ganz eigentlich um ihr Bildungs-Princip und die Beschaffenheit ihres Grundbaues; und hätte derselbe daher recht wohl daran gethan, ehe er sich in ein ihm in solchem Grade verschlossenes Thema einließ, zuvor sich recht gründlich darüber z. B. aus dem, seiner Meinung nach veralteten Humboldt zu unterrichten. Ich verweise der Kürze wegen z. B. auf dessen §. 19. „Hauptunterschied der Sprachen nach der Reinheit ihres Bildungsprincips“; §. 20. „Charakter der Sprachen“; §. 22. „Von der rein gesetzmäßigen Form abweichende Sprachen“; §. 22. „Beschaffenheit und Ursprung des weniger [also doch!] vollkommenen Sprachbaues“. Darunter z. B. die Semitischen Sprachen; das Delaware; das Chinesische; das Barmanische, wiewohl jedes — in besonderer Weise. Er bezeichnet aber S. 328. „Eine Sprachform (die der flexivischen Sprachen; Sanskrit, Griechisch, Lateinisch u. s. w.) als die einzig gesetzmäßige“. Seit wann heißt vornehmes Hintwegsehen über entgegenstehende Meinung — Widerlegen von ihr? — Wir wissen demnach bereits, was wir zu halten haben von Behauptungen solcher Art, wie die II. 71., als hätten jene sog. „Urmächte, welche die Möglichkeit menschlicher Sprache wie sie ist [also auch schon, wie sie gegenwärtig in der ganzen Fülle stammheitlich zerfallender Gestaltung ist?] von vorne an bedingten und ohne welche auch die [in welcher Weise denn von jenen verschiedenen und wodurch ins Leben gerufenen?] besonderen geschichtlichen Sprachmächte nicht entstehen und sich erhalten konnten, von vorne an nicht verschiedenen Maaßes sein können, indem sonst hätten grundverschiedene Sprachen und Sprachstämme entstehen können, von denen etwa der eine in der Fähtg-

keit weit hinter dem anderen zurückbliebe“. Und als ob das nicht das wirkliche, gar nicht ablängbare Sachverhältniß wäre? Oder nun gar weiter: „Von einer solchen Grundverschiedenheit finden wir aber weder in diesen vier großen Sprachstämmen noch sonst irgendwo eine Spur [nun, einer solchen Behauptung Glauben zu schenken, dazu gehört leicht ein eben so schwaches Gemüth, als, sie aufzustellen, ein esprit fort!]; und mag es jetzt ein paar Sprachen geben, welche in einem nicht bloß sprichwörtlichen Sinne nicht bis fünf zählen können [kaum oder selten wahr, s. hierüber meine Zählmethoden], so sind das die Sprachen kleiner Völker, die erst geschichtlich [und auch der Bau ihrer Sprache in damit schlechthin gleichem Maße?] so tief gesunken sind [immer?] und deren Sprachstamm selbst wie er in den Urzeiten sich festsetzte [ich weiß nicht woher Hr. Ewald so genau weiß, was selbst unter den Sprachforschern sonst Niemand weiß], keine Schutz trägt“. — In Erwiederung hierauf erlaube ich mir zuvörderst an Hn. Ewald eine bescheidene Frage. Hält er, wie ihn alle Sprachen von ganz gleicher Vollkommenheit bedünken, auch alle Gelehrte, und namentlich darunter uns übrigen Sprachforscher groß oder klein, „gleich“ fähig und „gleich“ gelehrt als er selbst (in einem so hohen Maße) ist?

Hiezu kommt: wunderbarer Weise pflegt unser Vf. häufig in einem Athem selbst wieder aufzuheben, was einen Satz vorher behauptet worden. Ist z. B. das eine Mal von „völliger Gleichheit der Sprachen“ die Rede, dann kommt sogleich darauf, wie ein hinterdrein hintender Bote, gleichsam Gegenordre zu bringen, eine „Verschiedenheit“ an den Tag, welche, wie sehr man sich auch den Anschein gebe, dieselbe auf die leichte Achsel nehmen zu dürfen, von der „völligen Gleichheit“ einen gar nicht verächtlichen Theil in Abzug bringt. In der „Gleichheit“ läßt sich gar kein Unterschied dulden; denn damit bestände nur partielle Gleichheit, d. h. Aehnlichkeit. Oder meint man, in dem anscheinend so harmlosen Satze: „Die Verschiedenheit der Sprachstämme und der einzelnen Sprachen trifft nur den Bau oder die An- und Vertvendung der nothwendigen Stoffe zum Ausdruck der Gedanken“ stelle das Nur nur eine spöttisch geringe Kleinigkeit vor? Soll aber hierin die dreiste Lehre von der „Identität aller Wurzeln in den Sprachen“, welche hingegen Kaulen predigt, weil er, und zwar, in vollkommen anerkennungswerther Weise, seinerseits mit Gleichheit in der „Form“ (also auch in „Wort- und Satzbau“) der Sprache nicht in solchem Grade durchbringen zu können einseht, um daraus Ursprungs-Gleichheit aller Sprachen zu folgern; soll diese stillschweigend hierin, wenigstens mittelbar, eingeschlossen sein: so bedenke man, daß verglichen zur Zeit, und zwar mit Recht, Niemandem mehr aufs bloße Wort hin geglaubt wird, und hieße der, welcher es

behaupten wollte, Etwald. Indem Letzterer aber nur den „Wort- und Satz-Bau“ in den vier von ihm erkorenen Sprachstämmen behandelt, läßt er etwaiger gleicher Wurzeln in ihnen, außer daß er gelegentlich dergleichen Bröbchen gefunden haben will, bei denen meistens, z. B. Türk. *ishit* (hören), das er II. 27. mit *Esdr.* *gr-n'o-mi* (*Wj.* *gru*; *Pers.* *shu-nü-m*) combinirt, unstreitig Schwelgen wäre das rätlichere gewesen. — diesmal gänzlich unberücksichtigt. Wider seine Gewohnheit vorsichtig äußert sich aber Etwald II. 80. dahin, daß auch die von ihm zusammengefaßten vier Sprachstämme „hinsichtlich der Stoffe aus welchen sie sich aufbauen, nicht ohne einen gemeinsamen Grund sind“; woraus indeß, diesen Grund auch als zu dem Schlusse ausreichend vorausgesetzt, erinnerten wir bereits oben, noch nichts weiter folgte für die Ursprungs-Gemeinsamkeit auch aller übrigen Sprachen jenseit ihres Gebietes.

Mit welchen Mitteln nun wird jener vielbesprochene „geschichtliche“ Zusammenhang zwischen den Indogermanischen oder Arischen Sprachen (um statt des, mir wenigstens durchaus nicht besser zuzugenden Ausdruckes: mittelländisch bei der gewohnten Sprechweise zu bleiben) mit dem Turanischen oder Tatarischen Sprachstamme nach Norden zu und mit dem Semitischen sowie auch Koptischen im Süden herausgebracht? Zu dem Ende haben wir vor Allem auf das zusammenfassende Kapitel in der zweiten Abhandlung, „Ergebnisse“ überschrieben, von S. 70—80. unsere ganze Aufmerksamkeit zu werfen. Man wird sich erinnern, wie von sog. Urmächten und von geschichtlichen Mächten geredet wird, welche in den Sprachen das herrschende Princip ausmachen sollen. Es ist nun wohl einleuchtend: im Fall sich zwischen Sprachen und Sprachstämmen ein derartig festes und jedem, sich selbst aufhebendes Wandel trogendes Bildungs-Princip zeigt, daß ein Uebergang von ihm zu einem anderen, seinerseits eben so steifen und träg beharrlichen, oder auch umgekehrt von letzterem zu jenem undenkbar erscheint, muß damit auch die Möglichkeit eigentlich genealogischer Verwandtschaft zwischen den beiden Parteien schwinden. Daher erklärt es sich, warum, wer noch über die vier obigen Sprachstämme einen aus mehr als bloßer Erborgung oder etwaiger Mischung herrührenden Zusammenhang aufzuweisen sich unterfängt, hiedurch genöthigt wird, das Grundprincip, welches den einzelnen jener Stämme unterliegt, als keine Urmacht (höchstens das in einem jener Stämme, welchen man für den primitivsten unter ihnen ausgiebt, und das wäre nun nach Sn. Etwald — keinesweges, wie in aufgewärmter Weise jetzt Kaulen von Neuem behauptet, der Semitische, sondern der Indogermanische!) zu betrachten, vielmehr dasselbe zu einer sog. geschichtlichen (als ob der Anfang der Geschichte von der Geschichte aus-

geschlossen wäre), d. h. zweit- oder drittstelligen, nicht ursprünglichen Macht herabzudrücken. Letztere mit einer nicht so unbegreiflichen Uebergangs-Fähigkeit einander, wie z. B. als unlängbare Thatsache bei der analytischen Sprachbildung (z. B. Prakrit-Idiome; neulatinische Sprachen) vorliegt, welche erst durch freilich allmälige und nicht vollständig durchgeführte Rückauflösung aus älterem synthetischen Sprachbau (Sanskrit, Latein) erwuchs. Wie verträgt sich aber folgender Protest II. 5.: „Nichts steht zunächst fester und muß schärfer festgehalten werden als daß jeder dieser vier Sprachstämme die vollständigste Selbständigkeit für sich hat, und daß jeder Versuch den einen aus dem andern herzukletten völlig eitel ist“, mit dem „letzten höheren Zusammenhange“, den es „den noch“ zwischen jenen „vier so weit von einander abstehenden Sprachstämmen“ geben soll? Allerdings weiß ich recht wohl, was Humboldt mit vollem Fuge bemerkt: „Die Formen mehrerer Sprachen können in einer noch allgemeineren Form zusammenkommen, und die Formen aller thun dies in der That, insofern man überall bloß von dem Allgemeinen ausgeht“ u. s. w. „Denn so wundervoll ist in der Sprache die Individualisirung innerhalb der allgemeinen Uebereinstimmung, daß man eben so richtig sagen kann, daß das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache [natürlich darum nicht auch nothwendig genealogisch Eine], als jeder Mensch eine besondere besitzt“. Der letzte scheinbare Widerspruch ist nun aber doch etwas ganz anderes als was man den vier Sprachstämmen abverlangt: „trotz ihrer tiefen gegenseitigen Unterschiede ein vielfacher Uebergang von einem zum andern und eine mannichfache Aehnlichkeit“) — II. 70., wo der Unterschied bald ein alles Fremde ausschließender sein soll und oft, fast noch in dem nämlichen Satze wieder, ein solcher, der gleichwohl diesem Fremden (das nun dennoch keins mehr wäre) die Thore geöffnet hätte. Voraussetzungen, wie, „daß das Menschengeschlecht mit völlig gleichen geistigen Anlagen und Urmächten [hat, dafern man etwa von der Allgemein-Gültigkeit der formalen Logik bei allen Menschen absieht, kaum einen Sinn] an zwei oder noch mehr ganz verschiedenen Orten der Erde geschaffen worden“, sei eine um deßwillen verwerfliche Annahme, weil das „so viel hieße als einen Schöpfer des Menschengeschlechts setzen, der zu schwach war die Schöpfung des Menschen mit ei-

*) Aehnlichkeit, wohlverstanden: Aehnlichkeit, nicht Gleichheit, muß sich zwischen allen Sprachen finden vermöge des ihnen sämmtlich zur Grunde liegenden menschlichen Charakters. Eben so aber auch besteht zwischen ihnen ein Unterschied (ohne diesen fielen sie ja unter einander unterschiedlos zusammen), der nicht nur nach Grade gemessen, sondern (was noch viel wichtiger) nach Art und Grund sorgfältig geprüft und bestimmt sein will.

nem Male zu vollenden“ [und eine mehrmalige Schöpfung erforderte etwa ein minderes Maas von Macht und Weisheit?], waden natürlich sehr wenig versangen; und es hilft nichts, wenn man diejenigen, welche nur von einem mehrheitlichen und mehrzeitigen Ursprunge unserer Gattung glauben gerechter Weise ausgehen zu müssen, gleichsam damit bei der Ehre fassen will, daß man ihre Gegner, die Unitarier, mit dem schmückenden Beiworte „vernünftiger Denker“ beehrt. Mit so wohlfeilen Auskunftsmittein werden nicht wirklich „ernste“ Untersuchungen in der Sache und Weise überflüssig gemacht. Das kann in der Kürze z. B. aus *Wahy*, *Anthropol.* I. 226 fg. ersehen werden, auf den wir hiemit verweisen. — Es kommt vor allen Dingen aber darauf an, daß nicht, was, fürchte ich, Hn. Ewald öfters begegnet, die vermeintlichen Uebergänge von dem Zustande eines Sprachstammes zu dem eines anderen bloße Gedankensprünge sind in der Einbildung des Beschauers, sondern auf ächter geschichtlicher Wirklichkeit beruhen.

Natürlich kann, ja muß, dasern man nicht Alles zeitlich und einfachlich durcheinander werfen will, wie überhaupt in der Geschichte so bei allen Entwicklungsstufen desselben Gegenstandes, auf Bestimmung des Vorher und Nachher ganz besonders gehalten werden. Eben so in den Sprachen, wo aber die Sache oft schon innerhalb engerer Grenzen, z. B. in einer und derselben Sprache, nur je nach ihren verschiedenen Zeitaltern; immer mehr aber bei Erweiterung derselben, z. B. zwischen den verschiedenen Mundarten, in welche eine Sprache zerfällt, den Sprachen, welche zusammen einen Sprach-Stamm bilden, und so fort höher aufwärts, auf nicht geringe Schwierigkeit stößt: — wofür den besten Beweis liefert, daß man so lange das Latein als ein gewissermaßen vom Griechischen, wie seinem vermeintlichen Urbilde, abgefallen und verderbtes Posterius, da es doch eine Zwillingsschwester von ihm ist, nichtkennen und demnach so viele Erscheinungen darin (z. B. schon innerhalb des Lautwandel) geradezu konnte, auf den Kopf stellen. Handelt es sich nun aber gar um eine zeitliche Stufenfolge in verschiedenen Sprachstämmen, zwischen denen ein „höherer Zusammenhang“ überhaupt, und zwar gerade mit Hülfe jener selbst mehr zu erschließenden als geschichtlich ergründbaren Stufenfolge, erst bewiesen werden soll und an sich gar fraglich ist: so erhellet leicht, daß man sich auf so schlüpfrigem Gebiete vor zu raschem Urtheil und vor der damit verbundenen Gefahr des Strauchelns zu hüthen hat, wie nicht leicht irgendwo sonst. Beim Lesen der Ewaldischen Abhandlungen trifft man beständig Ausdrücke an wie „Noch“ oder „Schon“; „alte“ Weisen oder „Neuerungen“; „Fortschritt, Rückschritt, Stillstand“ und dgl. Redeformen, mit einer Sicherheit ausgesprochen,

als liege ein Zweifel an solcher Anschauungsweise gänzlich außer dem Bereiche des Möglichen.

Bei den vier Sprachstämmen aber, dem Gegenstande der sechzigsten Untersuchung auf ihre etwaige Verwandtschaft hin, ist vor Allem von nicht geringer Bedeutung das Anordnungsprincip, welches in der Folge der Glieder beobachtet wird, mittelst welcher ihre Wörter und Sätze zu Stande kommen. Von welchem Belange eine solche Topik sei, wird man leicht schon aus dem analogen Beispiele unseres Ziffersystems gewahr, wo von rechts, also zufolge unserer Schreibmethode von hinten angefangen, der Stellenwerth um jede Ziffer (die Null als nothwendige Andeutung einer etwaigen Lücke auf der in Frage kommenden Stufe mit eingerechnet) in decimaler Progression aufwärts fortschreitet und sich erhöht, während die Aussprache der Ziffer oft in geradem Widerspruche damit steht, wie z. B. 1862 = Bintaused (1) achthundert (8) und (hier also die Ordnung umdrehend) zwei (2) und sechzig (6). Vgl. in gewisser Hinsicht die bei Uebersetzung eines chinesischen Buches in das Yomi der Japaner nöthig werdende Umdrehung (gl. Inversion) der ganzen Phrase mit Bezug auf die Wortfolge *DMJ.* XII. 470. In Betreff der Vorbildung bediente man sich für die drei, je nach Anfang, Ende und Mitte gegebenen Möglichkeiten der Anbildung bisher der drei Bezeichnungen: Präfigirung, Suffigirung oder Infigirung. Ewald hat für die beiden ersteren die allerdings ganz empfehlenswerthen Ausdrücke: Vorder- und Hinterbau; und fällt bei der Frage, welche uns hier beschäftigt, kein geringes Gewicht auf Erlebigung der Unterfrage, ob und in wie weit ein Ueberspringen von einem dieser beiden sprachlichen Verfahrensarten auf das entgegengesetzte in den, uns hier beschäftigenden vier Sprachstämmen wirklich statt gefunden haben möge; oder auch nur, ob in so durchgreifendem Umfange möglich sei, als Hr. Ewald anzunehmen sich gezwungen sieht, um den von ihm behaupteten Zusammenhang zwischen Tatarisch, Indogermanisch, Semitisch und Koptisch überhaupt, wenigstens von Seiten der Grammatik, zu erwidern. Von etwaiger Inflexion, also von einem Hineinbauen in den Leib der Wurzel selbst (z. B. durch Vokal-Steigerung und Vokal-Änderung; durch Kasalirung u. s. w.) oder von den Zwischenschieben eines dritten Elements durch zwei zu beiden Seiten (z. B. ne-hoc-quidem, Deutsch: nicht einmal — das) abgesehen, bleibt es der reinen Möglichkeiten örtlicher Lage der Bildungs-Elemente nur zweie: Vor- oder Hinterbau, zu welchen als dritte die kommt eines gemischten Verfahrens, wonach, versteht sich jedoch, nicht in ungezügelter willkürlicher Weise gelegentlich das Eine oder Andere Platz greift. Was, meint man nun, könnte wohl z. B. den fast ohne Ausnahme präfigirenden großen Sprach-

stamm der Kaffern und Kongo-Neger in Südafrika bewegen, das von ihm mit so beispiellosem und starrem Eigensinn befolgte Princip des Vorderbaues in schwer verständlichem Selbstaufgeben einst zu verlassen und, sei es auch nicht plötzlich, an einem schönen Tage, sondern mit allmähligem Uebergange und durch Mittelzustände hindurch, ins Lager des uns gewohnteren Hinterbaues überzugehen und davon nun mit der gleichen Fähigkeit festzuhalten wie vormalig, wenigstens bis zu dem Zeitpunkte der Zahnenflüchtigkeit, am Vorderbaue? Gleichwohl müßten wir dergleichen Wechsel früher befolgter Ordnung von Sprachelementen in den vier oft bezeichneten Sprachstämmen, und nicht bloß im Einzelnen, sondern der großen Menge nach, wenn es nach Ewald geht, und wiederholt gefallen lassen, ohne irgend sichtbaren Grund zu solcherlei treulossem Verrath der Sprache an sich selbst. Es wird uns aber, wie man auch wohl schon über die gegenseitigen Verhältnisse der verschiedenen Hauptzweige des Indogermanischen Sprachstammes, über die relativen Zeiten ihrer Abtrennung von einander und über den Urzustand des gemeinschaftlichen Mutterstockes vor der Zerspaltung verschiedne Weise, obgleich in manchem Betracht noch nicht sehr befriedigende Feststellungen gewagt hat, so auch von unserem Vf. Auskunft gegeben über die Zeitfolge, in welcher er die Scheidung jener vier Sprachstämme hinter einander her gegangen sich vorstellt. Natürlich wird man hierbei von seinen geschichtlichen Aufzeichnungen unterstützt, sondern ist lediglich dabei, wie die Geologie, auf sorgfältige Beobachtung der Thatsachen und daraus gezogene Schlußfolgerungen verweisen, die, es kann kaum anders sein, gar sehr der Gefahr des Irrthums ausgesetzt sind. Wir werden finden, zu welcher wunderbaren Gewalt die gemachte Voraussetzung führt.

Also Ewald's Meinung (II. 74.) ist folgende: „Auf dem Orte der Erde im höheren Asien, wo das auch insoferne treffend so nennbare 1. Mittelländische unter seinem Urvolke [Mutter des Sanskrit, Zend u. s. w.] sich ausbildete, hat menschliche Sprache zuerst in glücklicher Ruhe alle die Stufen [welche? etwa von Einfachheit aus?] durchlaufen, welche sie in ihrer ursprünglichsten gradesten Entwicklung [soll heißen: ungebrochenen und wesentlich ungestörten S. 73.] leicht durchlaufen konnte. Aber schon ehe das hier sogenannte Mittelländische auch die letzte Vollendung erreichte, die es im geradesten Fortschritte menschlicher Sprachbildung erreichen konnte [und wie weit war es damals gekommen?], trennte sich von ihm 2. der Sprachstamm, welcher alsdann als der Nordische [der Altarische, Tatarische, Turanische] bei der Ausbildung seines Wort- und Satzbaues, die er schon bei seiner Trennung besaß, im Wesentlichen stehen blieb [das schloße also ein, auf welcher damals auch das Sanskrit stand]: er riß sich nicht gewaltsam los, sondern entsprang wohl bloß der ersten zweiten

Wanderung und Ausbreitung und der dadurch bewirkten Trennung des Urstammes der Menschheit [d. h. also: Adam sprach sicherlich nicht Hebräisch; allein er sprach zu gleicher Zeit Mongolisch und Sanskrit, indem diese beiden dazumal noch fast ununterschieden und einander gleich waren]; aber schon die Trennung selbst und sein Zurückweichen in diese fernen Gegenden wurde ihm zum Stillstande [brachte ihn — man denke, es handelt sich um Sibirien — zum Gefrieren] und [in wiesern?] theilweisen Rückgange, sodas er dem Mittelländischen zuletzt doch ziemlich [ja, in ungeheuer unziemlicher Weise] unähnlich wurde. Es giebt daher keine zwei andere Sprachstämme, die äußerlich [ist nicht örtlich gemeint] so weit von einander geschieden [wahr genug] dennoch so völlig [etwa also bloß innerlich?] gleiche Grundlage hätten und wo die am tiefsten gehenden und am festesten begründete Gleichheit äußerlich [wieder bloß: äußerlich] wie [nein, nicht bloß: wie] durch eine ganz verschiedene Decke so unscheinbar geworden wäre wie diese zwei [Phrase, Phrase!]. Ebenfalls zwar noch ehe das Mittelländische sich in seiner gerabesten und ruhigsten Entwicklung vollendete, schied sich von ihm in der entgegengesetzten Richtung nach Süden [also später als der Nordische, und in Einklang damit, daß am Ende der S. 75. der Semitische als der „zweitjüngste“ unter den vier Sprachstämmen genannt wird?] ein Stamm, welchen wir jetzt gar nicht mehr mit einem bestimmteren Namen bezeichnen können, weil er sich dann später selbst wieder in die zwei großen Stämme 3. 4. den Semitischen und Koptischen zertheilte. Aber er kann sich von vorne an nur unter gewaltigeren Bewegungen und Umwälzungen [also anders, wie es vorherhin von dem Nordischen hieß] losgerissen haben; und in die weiten schönen Länder südwestlich sich ergießend muß er früh wie [also doch nur: vergleichsweise?] aus einer Zerrüttung und Verrückung der ersten Grundlagen sich wieder [man wünschte zu wissen in welcher Manier] zu sammeln versucht, und so wie [abermals nur uneigentlich?] von der entgegengesetzten Seite aus einen neuen Ansat und Anfang genommen haben, welcher dennoch [ein überaus starkes Dennoch] die ältesten und festesten Grundlagen nicht völlig ändern konnte. Man kann diesen Stamm als den bezeichnen, in welchem der Hinterbau des Wortes sich allmählig [woher weiß man das?] überwältigend und wie absichtlich [und warum das?] in den Vorderbau [also einem Handschuh gleich] umkehrt, ohne daß die Spuren jenes sich völlig verlieren können: was aus dieser scheinbar unbedeutenden Umwälzung [d. h. wenn es wirklich die Umwälzung eines früher andern Zustandes ist und nicht, was wenigstens um nichts unwahrscheinlicher, der auch früher nie anders gewesene Zustand selbst] Wichtiges und Tiefeingreifendes weiter folgte, ist oben erläutert. Aber ausgebreitet über diese weiten südwestlichen

Strecken der Erde, muß das Urvolk dieses Stammes früh weiter in [die schon genannten] zwei größeren Hälften zerfallen sein, von denen die nördlichere [also semitische] sich doch verhältnißmäßig treuer zu dem Mittelländischen [Sanskrit u. s. w.] hielt, während die nach Afrika übergegangene sich in dieser neuen Welt [falls nicht doch in Afrika autochthon!] ihrem eignen neuen [etwa auch durch klimatische Einflüsse hervorgerufenen?] Wesen gemäß immer einseitiger und abweichender ausbildete. Und indem nun die nördlichere Hälfte dieses Urstammes sich noch einmal durch eine tiefere Umbildung schöpferisch erneuerte [vgl. S. 60. 78.] und sich vorzüglich von ihrer südlichen Schwester schroff genug trennte, entstanden erst der Semitische und der Koptische Sprachstamm in ihrer scharfen Trennung und Begrenzung. Das ist geschichtlich betrachtet die Verschiedenheit und das zugleich der letzte [etwas phantastische] Zusammenhang dieser vier großen Sprachstämme: und wir stehen auch anderweitigen alten Vorurtheilen gegenüber nicht an, den Semitischen für den zu halten als welchen er sich in diesem großen Zusammenhange giebt, für den zweitjüngsten [dem Alter nach vorletzten?] unter allen vieren. Aber bedenkt man, daß dieser zweitjüngste der viere, will man nach sprachlichen und geschichtlichen Merkmalen sein Alter schätzen, nicht wohl später als vier bis fünf Jahrtausende vor Christus entstanden sein kann, so mag man darnach das Alter aller menschlichen Sprache [der Vf. hebt S. 80. sogar nicht vor 10,000 Jahren zurück] vielleicht etwas näher erkennen können; denn leicht ist nun weiter zu schätzen, wie viele Jahrtausende menschliche Sprache schon dasein mußte, ehe das Semitische entstehen konnte. —

Das gehügt um zu zeigen, wie wenig Kaulen sich Hoffnung machen kann, Ewald für seine Ansicht zu gewinnen, als sei, wie das gewöhnliche, allein auf nichts gegründete theologische „Vorurtheil“ und hienach auch Hr. Kaulen will, quelque sorte von Hebräisch gewesen. Was aber das von Ewald für die Lobpreisung des Semitischen vom ursprünglicheren sog. Mittelländischen oder Sanskritstamme verlangte Datum anbelangt und die Zahl für das Alter der menschlichen Ursprache: so sind beide, wie unschwer zu erkennen, nichts weniger als biblisch.

Hr. Ewald hat als Stellvertreter der fünf großen Sprachfamilien, welche wir gegenwärtig als übrigens auch schon nur in weiterem Abstände stammverwandt gewöhnlich unter dem Sammelnamen des Altäischen, von Hn. E. so genannten Nordischen Sprachstammes begreifen, nämlich Tungusisch (Mandschu), Mongolisch, Türkisch, Samojedisch und Finnisch, lediglich das Türkische (und im Grunde auch innerhalb dessen fast nur das Dthmanische) als instar omnium ausersehen; — was aber, wenn es auch in der Umgrenzung, auf welche er sich beschränkt, vielleicht

ohne allzu großen Schaden hingehen mag, sonst nicht ohne mancherlei Bedenken bleibt. Ich will in diesem Betracht nur z. B. auf Steinthal's Anz. von Wilh. Schott's Abh.: Ueber das Altaische oder Finnisch-Tatarische Sprachengeschlecht in A. L. Z. Aug. 1849. Nr. 174. verwiesen haben, wo es S. 238. heißt: „Wenn Jemand von dem Gebiete der indo-europäischen Sprachen, wo er eine um so vollkommeneren Lautform entdeckt, je weiter sein Blick in den alten Orient reicht, wo er die prachtvolle Lautform der Beda-Sprache und der aus den Keilinschriften tönenden Mundart mit dem Fortschreiten der Jahrhunderte endlich zum heutigen Englischen verkümmert sieht, — wenn Jemand von diesem Gebiete auf das altaische tritt, so wird er zuerst geneigt sein zu sagen, die finnische Sprache als die vollkommenste und regelmässigste stelle auch die älteste Form dieses Sprachstammes dar, sei ihr Sanskrit; das Mandshurische dagegen habe nur Bruchstücke davon bewahrt und sei ihr Englisches. Hr. Schott dagegen sagt, wir haben hier „eine Stufenfolge geistiger Entwicklung vor uns“. Das werden wir nicht läugnen, die wir schon vor zwei Jahren auf diese höchst bemerkenswerthe Erscheinung hingewiesen haben. Aber Hr. Schott hätte nun gerade diese Eigenthümlichkeit des altaischen Stammes im Gegensatze zum indoeuropäischen Stamm hinstellen und erklären sollen. Warum zeigt sich dort ein Wachsen formstiftender Sprachkraft, hier ein Sinken?“ Dürfen derlei Fragen über Zeitabstufung der Sprachtypen innerhalb des altaischen Sprachgeschlechts selbst umgangen werden, wenn man das Verhältniß des letzteren zu dem Indogermanischen Sprachstamme festzusetzen sich vornimmt, dessen Glieder in weitläufigerem Verbände zu einander stehen, als die vorhin genannten fünf obersten Abtheilungen des Altai-Geschlechts? Ist nun aber schon zwischen Mandshu und Finnisch, als hier gleichsam den beiden Endpunkten der Ausbildung, nicht so schlecht hin ausgemacht, ob von jenem zu diesem (durch etwaige Zwischenstufen) ein Aufwärts statt gefunden hat oder vom Finnischen zum Mandshu ein rückgängiges Hinab: wie kann man da nur so ohne Weiteres das Lärliche für alle jene fünf Familien allein einsehen lassen, obwohl der grammatische Grundtypus in ihnen, was nicht geläugnet werden soll, im Allgemeinen und dem Wesentlichsten nach sich ziemlich gleich? Nichtsdestoweniger ist klar, daß doch in dem Altaischen Sprachgeschlechte bei der Frage über etwaige Abtrennung desselben vom Indogermanischen vor Allem derjenige Typus in Betracht käme, welchen für den alterthümlichsten in jenem (also z. B. Mandshu oder Finnisch?) zu halten man sich am meisten gedrungen fühlte, und nicht der, von welchem H. 10. vorgegeben, allein keinesweges bewiesen wird, daß er „dem größten Theile seines Wesens nach die wahre Mitte [das Juste milieu?] und wie die

gerabste (ungebrochenste) und vollkommenste Ausbildung des ganzen Stammes uns darstellen kann“. Wer aber nicht mit einiger Wahrscheinlichkeit uns darüber ins Klare zu setzen vermag, von welcher Haupt-Beschaffenheit zum mindesten jedesmal auf dem Punkte der Trennung von bis dahin einträchtig, vielleicht noch ganz unterschiedlos zusammengegangenen Sprachen ihr gemeinsamer Mutterstock gewesen: dem zu folgen werden wir uns nur schwer bereit finden lassen, wo uns ein sog. „höherer Zusammenhang zwischen Sprachstämmen“ zugemuthet wird, welchen „den einen aus dem anderen herzuleiten“ eingestandener Waagen jeder Versuch eitel wäre (II. 5.), ohne daß auch nur dem Gedanken an „Mischung“ (II. 76.) soll dürfen Raum gegeben werden. Die Scheidewege aber gerade müßten uns lehren, wo, auf welcher Entwicklungsstufe, eine jede Sprachform stand, bevor sie durch die behauptete Selbstspaltung die seitdem eingeschlagenen Bahnen in abgewendeter Richtung verfolgte; und erst damit wäre uns ein festerer Standpunkt unter die Füße gebracht zu Gewinnung nicht nur des Größten, sondern auch des artlichen Unterschiedes zwischen den seit der Trennung und durch sie entstandenen Gliedern eines trotzdem, wiewohl in entfernterem Grade, zusammengehörig verbliebenen Sprachstockes.

Was aber erfahren wir durch Hn. Ewald jedesmal in den einschlägigen Punkten? Das sog. Mittelländische soll nicht bloß für die vier oft erwähnten Sprachstämme, nein auch, wenn ich ihn anders hierin recht verstehe, (denn bis jetzt hat er mit kluger Enthaltksamkeit sich nicht auf die glatteisige Frage nach dem Verhalten der vielen Hunderte anderweiter Sprachen außerhalb jener Kreise eingelassen) für sämtliche Sprachen, so viele es ihrer giebt, die älteste und alleinige Ursprache sein. Mindestens will er für den ersten Anfang der frühesten Menschheit verschiedene, d. h. von vorn herein örtlich und sprachlich getrennte und mehrheitliche Ursprünge mit nichten anerkennen: was ihn denn vermutlich zwingt auch zu Annahme nur einer einzigen Ursprache für die Gesamtheit aller Sprachen in allen Welttheilen. Wie Er dann hiemit zurechtkomme: ist nicht meine Sache. — Es wird II. 77. von ihm weiter behauptet, daß mittelländische Urbolk habe seine Sprache auch nach Abzweigung der anderen Stämme „am längsten in wohlgeschützter glücklicher Ruhe ausbilden und zu der höchsten vielleicht für Menschen erreichbaren Stufe ausgestalten können“. Zu einem der Beweise aber benutzt er die Schluß-Endung in pater, mäter (Eßt. pitar, mätar), woburd erst aus den Semitischen und Koptischen vorhandenen roheren Wurzellaute die wahrhaft Mittelländischen Kennwörter dieses Sinnes gebildet seien. Nach Buschmann's schlagender Auseinandersetzung in der Schrift: Ueber den Naturlaut. Berl. 1853. muß man sich jedoch gerechter

Weise wundern, wie das längst verbrauchte Beweismittel, was für genealogische Ursprungs-Einheit aller menschlichen Rede aus der Analogie in den Aelternamen (Gleichheit findet nur theilweise auch in stammfremden Idiomen statt) so oft fälschlich hergeholt worden, noch aufs neue wieder von einem Orte aus mit einer so reichen Bibliothek wie Göttingen konnte aufgewärmt werden. Hier aus Buschmann nur die paar Worte: „Die Benennungen für Vater und Mutter sind bisher, in ihrer unlängst großen und weit verbreiteten Uebereinstimmung, immer ein Hauptbestandtheil der Beweise für die Verwandtschaft aller Sprachen, für die Abstammung aller von einer gemeinschaftlichen Ursprache gewesen; es hat in dieser einfachen Thatsache eine Kraft der Ueberzeugung gelegen. Das starke Licht, in welchem ich die Erscheinungen habe betrachten müssen, zerstört diesen Glauben. — Die Ausdrücke für Vater und Mutter — ganz oder in ihrer Grundlage [wie eben die Vorder Sylbe in pater, mater] — sind in einer großen Menge von Sprachen Naturlaute: von der Natur dem Kinde eingegebene Laute, durch ein Gefühl erpreßt und den unvollkommenen ungeübten Organen angemessen. Sie bestehen in den einfachsten und materiellsten [glf. nur interjectionellen] Lautgebilden, oder beruhen auf ihnen. Daher sind die Sprachen der verschiedensten Erdtheile und Völkerstämme in diesen Wörtern einander so ähnlich; diese Ähnlichkeit, übrigens nicht so groß, als man gewöhnlich glaubt, zeugt aber nicht im geringsten für Sprachverwandtschaft, sondern ist ein freies Ergebniß eines Naturprocesses“.

Weiter, anlangend die zweite Hälfte des Beweises für etwaigen verwandtschaftlichen Zusammenhang der vier Sprachstämme, nämlich aus dem Stoffe hergenommen, oder die lexikale: fällt die schon dem äußerlichen Umfange nach (bloß auf den beiden Seiten 79—80.) über alle Maaßen dünn und lärglich aus. „Bei wirklich [d. h. nach, wie man meint, grammatischer Beweisführung] zusammenhängenden Sprachstämmen“ sei man „eine wenn auch weiter zurückliegende Gleichheit auch ihrer Stoffe zu erwarten angewiesen“. Und wenn rücksichtlich dieser Art Gleichheit die Erwartung — täuscht: müssen wir dann nicht umgekehrt darüber bedenklich werden, ob wir auch rücksichtlich der Gleichheit der Form in Wahrheit das Richtige getroffen haben?

Daß Verwandtschaft [d. h. ächte, genealogische; nicht etwa: rein phhysiologische] bloß der Form ohne sie begleitende Verwandtschaft des Stoffes, d. h. von Wurzelementen, ein Uebling ist: sieht auch Hr. Erwald ein. „Allein“, meint er, „weil dieser bloß der sinnliche Grund ist [nun fürwahr, die Wurzel hätte, obwohl der vorlehte Stoff, die materies, der Sprache, nicht auch eine Bedeutung, also ein geistiges Element in sich?!], leidet er auch am meisten von der zeitlichen und örtlichen Wandelbarkeit, und kann

solchen äußeren Einflüssen bei weitem nicht so fest und zähe [auch höchstens halbtwahr] widerstehen wie der Bau [die Form] einer einzelnen Sprache oder eines Sprachstammes“. Dessenungeachtet wird uns S. 8., wenn schon nur für die Urzeiten (die aber zufolge Ewald's eigener Terminologie doch erst „geschichtliche“ sein müßten), in Wort- und Satzbau ein Ueberspringen von einem Extreme zum anderen zugemüthet, welches einem wahren Wunder gleich käme. Denn allem Längnen oder beschönigenden Umbiegen zum Trotz erhält sich doch z. B. zwischen Sanskrit und auf der einen Seite Altäisch oder auf der anderen Semitisch und Koptisch in voller Schärfe und Stärke ein bis in's tiefste Mark dieser Sprachstämme und der in ihnen einbegriffenen Unterabtheilungen hinabbringender Unterschied aufrecht, der, fürchte ich, jedem Bemühen einer berechtigten genealogischen Vereinbarung zu einem Biergespann unüberwindlichen Widerstand entgegensetzt. Eine bloß so im Allgemeinen gehaltene Berufung auf die große Wandelbarkeit der Laute führt zu nichts.

S. 8. wird der Mangel an Schriftdenkmalen in dem nordischen Sprachstamme aus alter Zeit als für geschichtliche Sprachforschung darum minder beklagenswerth dargestellt, weil „dieser ganze Sprachstamm eine zu große innere Einfachheit und Gleichmäßigkeit hat, als daß er sich geschichtlich so schnell [wie schnell?] und so völlig umwandeln ließe“. Ich wiederhole hier nicht ausführlich, was ich über die einander aufhebenden Theorien Dunken's und M. Müller's in Bezug auf noch über verschiedene Stämme hinausgreifende Sprachverwandtschaft DMZ. Bd. IX. bemerkt habe, vermöge welcher der erste nur the analogous correspondence of roots (also Uebereinstimmung der Wurzeln), der andere, M. Müller, schon lautloses Entsprechen in der Syntag, wie z. B. Stellung dgl., als ausreichenden Beweis weitergefaßter Verwandtschaft gelten läßt noch zwischen Sprachstämmen (branches of different families). Jedoch sei von dort wieder herübergenommen, wie M. Müller in den nordischen Sprachen Wechsel von Wurzel-Bestandtheilen (nicht bloßen Lautwechsel an und in virtuell gleich gebliebenen Wurzeln) in's Ungemessenste hinein, folglich, im Gegensatz mit Ewald's „felsenfester Fügung“ derselben, die größte Beweglichkeit und Unbeständigkeit behauptet. — Welcherlei seltsame Widersprüche, die unvermeidlich werden, sobald man einmal den Beweis erzwingen will für etwas, was entweder überhaupt unwarh ist oder auch etwa nur durch Schuld von zu argen Verdunkelungen keinen bündigen Beweis mehr zuläßt!

Die einzelnen spärlichen Proben aber auch für Wurzelverwandtschaft, welche Ewald hie und da aus der Tetrade von Sprachstämmen uns spendet, wollen nicht viel verschlagen, indem sie jedem durch nichts vortweg eingenommenen und unbestochenen Sinne müs-

fen größtentheils schlechthin gewaltsam oder sonst überaus unsicher sich darstellen. Also soll z. B. das Part. Pass. auf *HOYT* im Koptischen (I. 15.), in dessen τ Schwarzke, Gramm. S. 457. ein Demonstrativ-Pron. sucht, nicht nur mit dem Indogerm. -ta (z. B. ama-tus, d. i. im Lieben der), sondern auch mit der „uralten Bildung des Semitischen leidenden oder halbleidenden Thätwortes durch vortretendes -DN (דן)“ übereinkommen. (Vgl. in Betreff gewisser Uebereinstimmung im Pron. oft entlegener Sprachen Et. Forsch. I. 59. 2.). — Ferner wird [ich vermute ziemlich unndthiger Weise] für „sehr denkwürdig“ gehalten, „daß doch gerade für die einfachsten und nächsten [?] Bildungen des Nennwortes so stark ein m oder ein sh (aus t) erscheint, welches wie noch sonst so manches hier auf einen ursprünglichen Zusammenhang dieses Sprachstammes mit den drei mit ihm hier zusammengefaßten zurückweist. Türkische Wörter wie ssatum der Kauf, alüm die Annahme gleichen [höchstens: ähneln] ihrem Stamme [gemeint wird: der Endung] nach dem Mittelländischen γέννημα [das Suff. vollständig ματ], gan-ma mn. (sonst auch Nom. von gan-man n., wie Lat. genimen); Wörter wie inildi und inlish, Seufzer, sind noch ganz wie die Neu-Persischen منش (menish), دانش (danish, eruditio) nach Art der Mittelländischen Sachwörter man-as n. oder μέν-ος gebildet, wiewohl dieses Zeichen des Sachwortes in den Bildungen neuerer oder späterer Art nach einer solchen S. 17. berührten im Türkischen sehr beliebten letzten Lautumbildung in -k übergegangen ist, wie in den Infinitiv-Endungen -mok und -duk [nach ihm aus dem -di der vollendeten Zeit S. 34.], und in den aus den Beschreibewörtern [Abj.] auf -lu sich ableitenden Sachwörtern auf -lik, aber auch in Wörtern wie eksik, wenig. Von dem uralten -m (eig. wer) bildet sich auch gewiß unter dem Hinzutreten des aus dem oben S. 17. beschriebenen t als Zeichen des Vollendeten entstandenen -sh das Anhängsel des Mittelwortes der vollendeten Zeit -mish wie gelmish gekommen oder als Sachwort (er) ist gekommen“. Diese Sätze ohne Weiteres unterschreiben zu können, wäre viel Vertrauen in deren Richtigkeit vonnöthen; unendlich mehr zum mindesten als ich besitze. Angenommen, der Gebrauch des m als Suffix für abstracte Verbalabtl. im Türkischen und Indogermanischen sei mehr als blindes Ungefähr: wie könnte man sich dadurch bewegen lassen, das im Indogermanischen schlechterdings nicht im Werthe von Wer vorkommende m auch bei ihm mit in's Interesse zu ziehen, zumal es nur um abstr., nicht um concrete, leichter als Person faßbare Substantiva sich handelt. Nach den Auseinandersetzungen bei Schott, Versuch über die Tatarischen Sprachen S. 32. Altaisches Sprachengeschlecht S. 102., welchen zufolge die Türkische Infinitiv-Endung maq (mok) vor

Casus-Suffigen den Guttural willkürlich beibehält oder schwinden läßt, und das Mandſchu den Inf. ohne Ausnahme in *mo* ohne *k* ausgehen läßt, wäre etwa erst noch auszumachen, ob nicht z. B. in *öl-üm* Tod, neben *öl-mök* (*öl-me*) Sterben, der Gutt. vielmehr abgefallen sei. Daß aber dies ö , wie Ewald behauptet, aus *t* entstanden: kann nicht z. B. durch *qiriq* (gebrochen) bewiesen werden, daß man nur gewaltsam etwa mit *t* in *frac-tus* vergleichende. Sonst s. über Wechsel zwischen *t* und *k* z. B. im Plur. Schott, Versuch S. 49.

In Betreff des vorausgesetzten Eintausches von *sh* st. *t* kann ich meinen Unglauben nicht verbergen trotz der auch z. B. von Kuhn (Ztschr. I. 368.) vorausgesetzten Entstehung des Neutralsuffiges Sskr. -*as*, Lat. -*us*, Gr. -*os* aus einer mit *as*, *αρος**) analogen Form, was ich aber schon um deswillen schwer glaube, weil dann z. B. in Lat. *genera* daß *r* für schon secundäres (seinerseits erst aus *t* herborgegangenem) Zischer stände, was schwerlich je sonst der Fall wäre. Wie mag sich aber Ewald rückichtlich des Suffiges -*ish* (Davids, Turkish Gramm. p. 92.) auf das, ja dem Altpersischen und Zend fremde -*ish* oder -*ish* berufen, das erst als Kürzung, so scheint es, von Huzwaresch- oder Behlwi-Formen (-*oshné* Anquetil, ZAV. T. II. p. 427. angeblich als Endung des Inf.) zu betrachten? Spiegel, Huzwaresch-Gramm. S. 129. Daß auch Vullers, Inst. p. 169 sq. sich demselben Irrthum hingiebt, bessert nichts an der Sache. Es kann dem Suffige nach منش (*cor*) durchaus nicht mit Sskr. *man-as* (*mens, animus*) verglichen werden, indem Sskr. *s* wohl kaum vor Vokalen als Zischlaut sich behauptet. Vgl. im Zend zwar *manaç-ca vöhu* (Acc.) *le coeur bienveillant*; allein, frei stehend, *manō* (Nom. und als Neutr. auch — Acc.), doch z. B. Lok. *manah-i*; Dat. *manahh-e*; also mit *h*, und *nh* st. Zischlaut, der im Gr. *μένει* st. *μένει-ι* ganz einschwand. Brockhaus, Glossar. —

Ein drittes Beispiel der Uebereinstimmung soll zufolge I. 54. II. 16. die Verneinung abgeben. Das Koptische *en* (*an*) Schwarze Gr. S. 435. hat zwar eine Lautähnlichkeit mit den Indogermanischen Negationspartikeln, welche aber erst dann eine höhere Bedeutung als die bloß zufälligen Zusammentreffens erhielt, wenn sich erweisen ließe, sie stehe mit dem, Ethn. Forsch. I. 381. 2. im hohen Grade wahrscheinlich gemachten Ursprunge von Sskr. *an-* (Gr. *άν-*) und *na* aus dem Pron. *ana* (*ille*) in Einklang. Es versteht sich aber wohl von selbst, wie Sahidisch *em* oder stärker *emp'* Schwarze S. 152. oder gar das türkische negative

*) *Ar* etwa nach Weise der schwachen Participial-Form *at* st. *ant*, und *as* oder Wegfall von *r* in *μ-α* st. *μ-ατ*, indem die Griech. Sprache den Laut *r* am Ende nicht gestattete?

Infr -ma-, 3. B. *əl* (sois), *əlmah* (ne sois pas); *əlsəun* (qu'il soit), *əl-ma-səun* (qu'il ne soit pas) Davids, p. 40. 45. mit dem abtwehrenden Sskr. *mā*, *मि* (ne) Et. F. a. a. D. S. 394. nur sehr willkürlich in Zusammenhang gebracht würden. Geradezu falsch ist II. 36., als ob türk. *jəq* (ist nicht da) mit Gr. *οὐκ*, *οὐ* verwandt sei. Ueber letztere, wahrsch. aus S. *ava* (hintweg), s. Et. Forsch. II. 593. 599. 602. vgl. mit 397.

Die Richtigkeit der Meinung, Türk. *schimdi* heute, und *imdi* nun, enthielten hinten Sskr. *div* (dies), muß ich gleichfalls außerordentlich in Zweifel ziehen. Es wird vielmehr der Anhang mit der Partikel *de* u. s. w. in Verbindung stehen (Schott, Versuch S. 54. 58.), woher 3. B. Mongol. (hinten mit Nasal): *terigüden*, *d. h.* im Anfang, anfänglich. — Auf einem ersteren Vergleichende von Türk. *brəq* (wirf) mit unserem „werfen“ oder „bringen“ aber wird Ewald, so viel Lust er dazu bezeugt S. 26., wohl selbst nicht bestehen. — Auch ist der Umstand, daß Türk. -*an* als Participle den Schein einer gewissen Ähnlichkeit mit Sskr. -*ant* (Nom. verstümmelt: -*an*) darbietet II. 34., als sporadische Einzelheit, schwerlich von großem Gewicht, wie aus Et. Forsch. II. 534 fgg. zu ersehen ist. Vgl. auch Schömann, Die Lehre von den Redetheilen S. 66. — S. 36. wird von einem Substantiv-Verbum gefabelt, das als -*i*-, oder vereinzelt *ir* اير, durch Eintausch von *r* für *s* gleich sein soll mit Sskr. *as* (esse). Wer sich aber einmal zu (mehr oder weniger gewagten) Vergleichen aus verschiedenen Sprachstämmen versteigt: der würde noch immer besser thun, auf Lith. *yra*, gekürzt *yr'* (est, sunt), *nėra* (es ist, giebt nicht, mit Gen. des Subj.), oder Lettisch *irr*, *irra*, *irraida* (mit Zend *idha*, hier, vgl. Dasein; oder redupl. mit *d* st. *r* an zweiter Stelle?) 3. Pers. Präs. Ind. vom Verb. Subst. zu berufen, die unmöglich mit Lith. *es-ti*, *es-t* (est) von *es-mi* (sum) gleichstämmig sein könnten, da in ihnen *s* nicht mit *r* wechselt.

Nicht wahr? Man wird neugierig sein, endlich zu erfahren, worauf Ewald seinen Beweis von höherer Verwandtschaft zwischen den vier Stämmen, zunächst dem von ihm so geheißenen Nordischen und Mittelländischen, stützen will. Indem er vorderehand, sahen wir, auf den Nachweis von Wurzelverwandtschaft zwischen beiden verzichtet: meint er II. 40., nachdem von dem Typus der Türkischen Sprache in Kürze ein, gewisser Schwerfälligkeit in der Darstellung wegen nicht durchweg allzu klares und anschauliches Bild entworfen worden, der vom Wort- und Satzbau hergenommene Beweis reiche vollkommen aus, und will auch hierin nur „auf die hervorragenden großen Hauptsachen hinterspielen“.

Im Türkischen, welches bei unserem Wf. die übrigen sog. Nordischen Stämme — der Vereinfachung wegen — mit vertreten

maß, seien, wird II. 12. versichert, drei Hauptmächte, ober eigentlich nur zwei, thätig, indem unter I. das Wort, II. S. 28. der Satz und III. S. 37. die äußerste Folgerichtigkeit in Betracht gezogen wird, welche diesen Sprachstamm eben innerhalb jener zwei in ihm mit Bezug auf Wort und Satz wirksamen Mächte (Principe?) auszeichnen. Den Hauptzügen nach läuft nun die Charakteristik, bei der jedoch die aus etwas weitgetriebenem Eifer für Sprachreinheit angewendete Deutsche Terminologie dem Leser mit in den Kauf zu geben ich aus gutem Grunde öfters verschmähe, ungefähr auf Folgendes hinaus, was indeß Hr. Ewald nicht weniger als immer wird für selbstgesehenes Eigenthum von sich ausgeben wollen. Bei Bildung des Türkischen Satzes stehen sich, gleichsam wider einander anlaufend und um so stärker mit einander contrastirend, zwei verschiedene Folgen der Sprach-Elemente gegenüber. Während nämlich im Türkischen das Wort durchweg einen postpositiven Charakter (Hr. Ewald nennt es diesmal unpassend: den des Hinterbaues, d. h. der Nachstellung und Suffigirung) in der Art beobachtet, daß sich dem Haupt- oder Ober-Begriffe, ohne je Nebenbestimmungen, wie z. B. bei uns Präpositionen, vor sich zu lassen, nach einer regelrechten Abstufung von hinten sich immer mehr und mehr neue Neben- oder Unter-Begriffe (Afformativa) unterordnet („unterreicht“), wodurch der Oberbegriff näher bestimmt und individualisirt wird: unterliegt umgekehrt der Satz dem, übrigens (s. z. B. DMZ. IX. 455.) längst bekannten Gesetze, daß alles Beschränkende dem Beschränkten vorausgeht. Und hiedurch kommt es, daß, wie S. 29. nicht mit Unrecht bemerkt wird, das Wort gleichsam von seinem Vordertheile, der Satz dagegen in der entgegengesetzten Richtung [als ob nach dem Schema: $\frac{\quad}{\quad} \quad \quad \quad \frac{\quad}{\quad}$] vom Ende aus, also von da beherrscht wird, wo das, alles Uebrige sich unterordnende Haupt-Verbum seinen Hochsitz aufschlägt und thront. — Die Abstufung aber beim Zustandekommen des Wortes im Türkischen komme, heißt es, unter Fortbleiben eigentlicher Zusammensetzung S. 30 fg., in der Art (und hierauf wird als auf etwas Wunderes wie Apartes und Neues besonderer Nachdruck gelegt) zu Stande, daß zuerst die Scheidung von Verbum („Thatwort“) und Nomen („Nennwort“) — allerdings zwei polarischen Entgegensetzungen — vor sich gehe. Dann folgt:

1) eine „weitere Ausbildung des Wortes, welche wir auch hier [wo noch?] treffend die Stammbildung nennen können“. Wie man aus dem ferneren Verlaufe mehr errathen muß, als daß wir von diesem unbestimmten Ausdrucke eine Aufklärung erhielten, ist damit kaum etwas Tieferes gemeint, als was Jedermann unter dem Namen „Ableitung, Derivation“ längst kannte, nur daß auch scheint noch die Bildung von Verbalstämmen aus dem

einfachen Verbum darunter miteingegriffen zu sein. Mit Bezug auf das Nomen würde man es, unter vorläufigem Wegdenken von aller Flexion, auch Themen-Bildung heißen können. Nur müßte man dann auch noch

2) die Bildung von Zahl (Numerus) und (übrigens im Türkischen wie überhaupt im Nordischen gar nicht vorhanden) Geschlecht (Genus) hinzunehmen, während diese Etwas davon ausschneidet und besonders rechnet, als „Beziehungen auf bestimmte Personen“ S. 19., wozu überdem wohl die Personal-Bezeichnungen des Verb. fin. S. 24. sich gesellen. Erst aber unter

3) erhalten wir S. 21. als hinterstes Glied der Wörter diejenigen Bestimmungen, wodurch letzteren die einem jeden im Satze gebührende Stelle angetoiesen wird. Und da werden dann wieder, nach beliebiger Dreitheilung, drei Stufen angenommen. Rämlich, außer ein paar Modalsuffixen und außer hinten angehängten Fragewörtern, als wichtigste „die Zeichen für die Verhältnisse des Wortes, welche man kurz die Satzverhältnisse oder Lateinisch die Casus nennen kann“. Also die Casus können kurz „Satzverhältnisse“ heißen. Wahrlich dies nicht kürzer noch auch deutlicher, als mit dem allbekannten Lateinischen Ausdruck möglich ist, der, wie an sich nichts sagend („Fall“) er sei, wenigstens eben um dieser Unschuld willen auch keinen Anspruch erhebt auf besonders tiefe Bedeutsamkeit. Der Ausdruck „Satzverhältnisse“ dagegen litte an Zweideutigkeit, indem, nicht davon zu reden, daß unmittelbar vorher dieselben — Verhältnisse nicht des Satzes (zu anderen Sätzen) hießen, sondern des Wortes (d. h. also höchstens: innerhalb eines Satzes), ein solcher Ausdruck ja viel richtiger auf Conjunctionen und auf „Modi“ ginge, von welchen letzteren S. 24. 25. bemerkt wird, dergleichen finde sich im Türkischen nie hinter den Personal-Endungen bezeichnet ungeachtet eines gewissen Parallelismus jener mit den Casus. — Die Casus-Bezeichnung von dem sprachlichen Ausdruck des Geschlechts und des Numerus als erst zu diesen an allerletzter Stelle hinzutretendes und schlußbildendes Accessorium zu trennen, kann dem Erforscher der Altai-Sprachen um desto williger leicht in den Sinn kommen, weil sich dieselbe wirklich nicht, wie in den Indogermanischen Sprachen, mit der Numeral-, zum Theil mit Geschlechts-Unterscheidung, in übrigen weniger für die Sprache, als für den Forscher, unbequemer Weise, mischt, sondern die Casus-Suffixe, ihrem von Zahl und Geschlecht allerdings unabhängigen Begriffe gemäßer, in allen Numeri ganz unverändert erst hinter das, die zählbare Substanz allerdings näher*), als der bloße casuale Verhältniß-Begriff, an-

*) Etwa so, wie Reduplikation und Augment bei zusammengesetzten Verben sich unmittelbar an die Wurzel fügen, nicht, außer selten, der Präposition vortreten.

gehende Numeral-Suffix, treten (s. hierüber meine Angaben bereits *DMZ.* IX. 449.) und damit nicht eigentlich das Wort an sich, welches ja auch schon ohne eigentlich grammatischen Abschluß ein fertiger Begriff ist, abschließen, wohl aber die durch Aufnahme eines Bezuges nach außen nunmehr für syntaktische Einfügung in den Satz zubereitete Wortform, welcherlei freilich nicht wenige Sprachbiome entbehren müssen.

Hr. Ewald thut sich *S.* 15. Anm. 1., so scheint es, ganz besonders etwas darauf zu Gute, „in seinen Hebräischen Sprachlehren seit über 30 Jahren“ die oben genannte dreifache Abstufung gelehrt zu haben und danach verfahren zu sein. Darf ich mir hiezu die Bemerkung erlauben? wie auch von mir seit lange (*Et. Forsch.* II. 372. Ausg. 1836.) die Wortbildung als ordnungsgemäß vor der Wortbiegung liegend und zu einem großen Theile (schwerlich jedoch ausnahmslos, s. *Hehse*, *System* *S.* 149.) aus Zusammensetzung für sich bedeutsamer, selbständiger Glieder entstanden ist dargestellt worden, indem Wort-Biegung, oder Flexion, ja eigentlich eine Wort-Umbildung vorstellt, d. h. die letzte Behandlung ausmacht eines zwar schon seinem begrifflichen Inhalte nach fertigen Wortes, wiewohl letzteres damit nicht nothwendig sich gegen Zugang auch noch einer, wiewohl mehr nach auswärtig gelehrten Form abschließt, will sagen eines Bezuges auf andere Wörter im Satze oder ihr Verhältniß zu den, diesen unterliegenden Begriffen. *S.* *Et. Forsch.* II. 352. Ausg. 1.

Die „Stamm- und Wortbildung des Verbums“ anlangend, werden wieder eben so drei verschiedene Stufen angenommen, worin ich auch, wenigstens für meine Person (s. die dreitheilige Zerlegung des Indogerm Verbums auf der Tabelle bei mir *Th.* II. *S.* 653. Ausg. 1.), nichts besonders Neues gefunden zu haben bekennen muß. Hätte sich der Vf. längst üblicher Redeweisen bedienen wollen: so erfahren wir nichts weiter, als am einfachen Stamme des Verbum werde im Türkischen ausgedrückt 1. der Begriff der „Richtung“, welche bei der That ins Auge gefaßt wird. Diese könne sein a. thätig (also Act.) b. leidend (Pass.) c. eine innere (Neutrum, Reflexivum?) und d. gegenseitig (reciprocal). Das wäre demnach *genus* oder *vox verbi*, worin das „ursächliche“ Verhältniß einer Thätigkeit zu seinem Ausdrucke gelangt. 2. Affirmation und Negation (bei Kant: Qualität des Urtheils). 3. Zeit (Temp.) und Möglichkeit (nicht bloß diese, sondern auch: Wirklichkeit, Nothwendigkeit; mit einem Wort — die *Modi*).

Während nun aber Ewald des Ruhmens seiner „nordischen“ Sprachen kaum ein Ende weiß: kommen genau dieselben bei Steintal, *Charakteristik* *S.* 177 sqq. um so schlimmer weg; und werden wir, vermuthlich, der Wahrheit leidlich nahe kommen, sobald

die einander aufhebenden Uebertreibungen auf jeder der beiden Seiten fortgeschritten werden. — Letzterer sagt S. 186: „Wenn nun nach dem allgemeinen Stellungs-Gesetz das bestimmende Wort vor das bestimmte tritt [s. oben], und wenn nun das Subject des Satzes vor das Verbum tritt ohne irgend ein besonderes Kennzeichen, in der Grundform, so erscheint hier — wie Hr. Böhlingk (Jakutische Sprache S. 394.) ausdrücklich erklärt — das Subject „als nähere Bestimmung des Prädicats“ [vgl. Steinth. S. 192.], gerade wie im Barmanischen, im Polynesischen, aber nicht im Chinesischen. Von einem wahren Satze kann denn in den altaischen Sprachen so wenig die Rede sein, wie in jenen; und somit fehlt der Kern und Keim aller wahrhaft formalen Gestaltung des sprachlichen Ausdrucks, und das heißt bei solchen Völkern, deren Denken noch nicht abgelöst ist vom Sprechen: des Denkens selber“. Hierbei ließe sich jedoch die Frage aufwerfen, warum nothwendig auf das Subject des Satzes das Hauptgewicht fallen müsse und nicht auch einmal auf die prädikative Seite. Gleichwie z. B. beim Passivum, was, sachlich genommen, leidendes Object ist, sich logisch und grammatisch dennoch als Subject in den Vordergrund drängt. Vgl. jedoch Hn. v. d. Gabelentz, Passivum. Mit Bezug auf das Folgende können wir aber sogleich hier die Bemertung anschließen, wie nur die wenigsten Sprachen eine für die Function des Subjects („Grundwort“ Ewald) eigens ausgeprägte (mithin positive) Form (vgl. noch eine Eigenthümlichkeit des Slavischen Et. Forsch. I. 18. 2.) besitzen, diese vielmehr gewöhnlich (als negativ) das Thema mit übernehmen muß, sei es nun bloß durch das (örtliche) Verhältniß der Stellung zum Prädicate (abgerechnet Fälle, wie: „Mein“ ist das „Geschehenhaben“ für: „Ich sah“ Steinth. Charakt. S. 194.) oder im Gegensatze zu obliquen Casus (falls deren vorhanden), welche positiv gekennzeichnet sind. Vgl. z. B. die auch bloß durch den Unterschied der übrigen, positiv abweichenden Formen gleichsam mit Rückschlag erfolgende Kennzeichnung von Sing., Masc., Indic., die auch nur eine negative ist. Ich kann nämlich z. B. zwei Hühner-Eier nicht bloß dadurch unterscheiden, daß ich etwa auf das eine einen, auf das zweite zwei Kreuze male, sondern eben so gut, wenn ich eins unbezeichnet lasse und nur das andere durch irgendwelches Zeichen davon unterscheide. Deshalb weiß ich nicht, ob es wirklich ein so großes Unglück ist, wenn ein ausdrückliches Nominativ-Zeichen fehlt, dafern nur damit der Unterscheidung von anderen Casus-Formen, insbesondere vom geradesten Gegensatze des Subjects, dem Acc. als Object-Casus, kein Abbruch geschieht. Vgl. z. B. *θεό-s.* Neu-s: *θεό-v.* Neu-m: aber Frz. Dieu mit Verwischung des Gegensatzes, welche noch schlimmer ist, als z. B. in Lat. *patres* Nom. und Acc. Pl., oder gar als die absichtliche

Unterschiedlosigkeit des, zum Begriffe wahren Subject's sich nicht zu erheben vermögenden Neutrums in den drei Casus: Acc. wie den beiden recti (Rom. Voc.). Dagegen ist unschädlich eine Verstümmelung, wie z. B. komō: hominem (frz. beides homme), oder παρῖο: πατὴρα, in welchen noch immer das Gefühl von einer Nominativ-Bildung nachwirkt. Mit unerbittlicher Strenge jedoch Steinthal: „Es wäre wunderbar, wie ein wahres Verbum erscheinen sollte, wo es keine Subject's-Form giebt. [D. h. keinen ächten Nominativ. Vgl. Schiefner, Borr. zu Castrén's Samojebischer Gram. S. XXI.] Auch kennt das Jakutische kein Verbum, wie sich im Folgenden zeigen wird“. Damit wird gemeint: es finden sich in diesem fernen Tüsten-Idiom, gemäß der S. 189. gemachten Unterscheidung, zwar verbale Ausdrücke, allein kein Verbum mit „synthetischer copulativer Kraft“, das wäre ein ächtes satzbildendes Verbum finitum. — Ober S. 189.: „Wie sehr diese ganze Suffig-Wirthschaft (Ewald's „Hinterbau“) nichts als Zungenwert ist, Zusammenleimen von Lauten, mögen endlich folgende Thatsachen zeigen: „min džiae-gae-bin ich=Haus=in=ich, ich bin zu Hause“ u. s. w. Wo man in solcher Weise mit Verbal-Affixen umgeht, da giebt es keine Verba; da wird nicht die Vorstellung der Thätigkeit als eine aus dem Subjecte hervorbringende Energie gefaßt; sondern es wird mit abgekürzten Fürwörtern gehalten, wie es der Junge bequem ist“.

Hören wir dagegen das pomphaste und, selbst der vorausgegangenen Erläuterungen ungeachtet, zum Theil nicht recht verständliche Lob, was von Ewald über die „nordischen“ Sprachen zum Schlusse von deren Schilderung S. 38. mit gar freigebiger Hand ausgeschüttet wird. Es lautet: „Das ist dieser Sprachstamm mit seiner ihm völlig eigenthümlichen geraden [zufolge S. 6. ungestörten, ungebrochenen] Bildung, seiner Härte und Zähigkeit [in Festhalten an dem einmal ergriffenen Bildungs-Principe], seiner alles weit umfassenden Kraft [nicht rednerischen Kraft und schlagenden Kürze, sondern jener unschönen Massenhaftigkeit, welche er nicht nur in langen, übrigens in sich gar nicht „fest gefügten“ und gerangenen Wörtern und entgegen trägt, sondern mehr noch in Sätzen, die sich — übrigens unrhythmisch und unperiodisch genug — in zahlreichen Gerundien auf endlosem Wege mühselig bis zum Limit-Verbum als Schlussworte hinschleppen] und seiner steilen Höhe [Wörter entweder ohne Sinn oder mit Sinn, den ich nicht zu errathen weiß], seiner targen [nicht weisen, sondern aus Dürftigkeit entspringenden] Sparsamkeit und [prosaischen] Nüchternheit und seiner dennoch hinreichenden Klarheit und Schönheit [?]. Und sicher stimmt das Wesen keines anderen Stammes so vollkommen zu dem Vaterlande in welchen wir ihn [d. h. wohl: jetzt; nämlich im nördlichen Asien] heimisch sehen“. Ist der Schlussatz mehr als

rhetorischer Schmutz, und hier das historisch sichere Vaterland der nordischen Sprachen gemeint, nicht eine ihuen von Ewald zugesprochene südlichere Urheimat: so wird man wenigstens Nähe haben, die Bemerkung S. 29. von dem Verdachte zu retten, in etwas rednerischen Zwecken zu dienen. Danach nämlich wäre „dieses beständige Sichkreuzen der beiden die ganze Sprache aufbauenden Hauptmächte [des Hinterbaues am Worte und des Vorderbaues im Satze] eine der einfachsten und nächsten, aber auch mächtigsten Lebendregungen aller menschlichen Sprache“, sodas es „wahrscheinlich eine der reinsten Ursprachen aller Menschheit [also nicht: die, und zwar eine, Ursprache selbst?] sein muß, in welcher sich dies alles mit solcher tiefen Bedeutsamkeit und solcher einfachen Folgerichtigkeit erhalten hat“. Also, dieser zweiten Voraussetzung nach, ward jener so sehr gerühmte Bau der nordischen Sprachen nicht erst etwa auf den unglückseligen Tundern Sibiriens erzeugt, sondern aus freundlicheren und glücklicheren Rittmaten in Asien als schon im Wesentlichen fertig nach dem Norden mitgebracht, und könnte man demzufolge das ganze Verdienst der nordischen Ralte nur in Erhalten jenes Sprachbaues und gleichsam Behüten vor Fäulnis sehen.

Was aber die Folgerichtigkeit anbetrißt, deren Beobachtung den Nordsprachen von Ewald hoch angerechnet wird, so dünkt mich dieser Ruhm noch etwas ansehtbar, indem ich nicht wüßte, wie Folgerichtigkeit in einer, an sich nicht beifallswürdigen Richtung so besonders zu loben wäre. Gerundien z. B. können den großen Mangel an Partikeln S. 38.; welche z. B. im Griechischen eine von dessen Zierden ausmachen, allenfalls verdecken, nicht aber ersetzen, wie der häufige Gebrauch von Partikeln hier noch außer und neben Participen, absoluten Casus u. s. w. wohl zur Genüge bezeugt. Wie wäre es aber möglich, das nicht Einschachteln einer Menge von Gerundien hinter einander und zwar in stets derselben einmal vorgeschriebenen steifen sowie kaum oder nie durch Abwechselung belebten Manier müsse in hohem Grade den auf die Dauer ermüdenden Eindruck des Einförmigen und Eintönigen hervorbringen bei Jedem, der von irgend einer indogermanischen Sprache, zumal in Hellas und Latium, her an einen wahrhaften Periodenbau gewöhnt ist? Ja spricht Hr. Ewald ein ander Mal (S. 55.) selber davon, das die Mitteländischen Sprachen, auch wenn sie entweder ebenfalls (temporal gebrauchte) Gerundien, wie z. B. das Sanskrit (auch Romanische Sprachen), oder diesen analoge Redeweisen, z. B. absolute Casus, in Anwendung bringen, nicht so leicht, wie das Nordische, „an Einartigkeit leiden“. Eine slavische Wort- und Satz-Stellung (selbst schon nur eine mehr gebundene, wie in den romanischen Sprachen) wird unvermeidlich auf jeden unbefangenen Sinn in nicht allzu angenehmer

Weise wirken. §. 37. erhalten wir von der Türkischen Periode, falls man es so nennen darf, folgende Beschreibung: „Man beginnt einen Satz und oft schon einen langen zu hören, meint er müsse sich nun mit dem Thatworte [Verbum] schließen, und hört dieses, ehe man es sich versteht, durch eines der vielen der Gerundien nur einen vorläufigen Schluß machen; man läßt sich durch es so in einen folgenden ihm dem Sinne nach übergeordneten fortziehen, hört auch sein Thatwort am Ende plötzlich sich gegen den Schluß des Satzes sperren, und folgt so einer Menge hinten wie abgekupppter Sätze, alle den Schlußsatz immer näher vorbereitend, bis endlich [staudern aliquando!] dieser selbst zum letzten Ecksteine wird. Es ist wie ein Strom, der ruhig aber immer stärker sich ergießend und in tieferen Ergüssen sich wie schußweise sammelnd plötzlich wiederholt sich auch wohl höher stauet, bis er sich ruhig ausmündet“. Man vergleiche hiemit Steinthal *U. Z.* Aug. 1849. S. 237., wo er sich wider W. Schott folgendermaßen wendet: „In den tatarischen Sprachen (Versuch S. 2.) ist Adhäsion, keine wahre Cohäsion bemerkbar“. Das nennen wir fein unterschieden! [Ist aber auch, gemäß dem Sprachgebrauche der Physik, ein dem von Agglutination und Flexion in den Sprachen analoger Unterschied.] — — — Doch soll das Türkische klar beweisen (das. S. 20.), „zu welcher Vollenbung und harmonischen Schönheit auch Sprachen ohne wahre grammatische Verschmelzung sich erheben können“. Besonders wird der „großartige Periodenbau“ der Türken (S. 18.) großartig geschildert. „Eine solche türkische Riesenperiode, die oft, wie ein majestätischer Strom [als ob Ewald von Schott sein gleiches Bild hergeholt hätte], durch ganze Spalten in Folio hinwegt, gibt uns ein ziemlich treues Bild des osmanischen Reiches selbst u. s. w.“ Nichts als eine riesenhaft majestätische Phrase! *Wollte man doch nur seine eigenen Worte verstehen!* *Προϊοδος**) bedeutet Umlauf, Kreislauf, abgerundeter Redesatz, comprehensio et ambitus ille verborum, wie Cicero sagt. Ein Strom ist gerade das Gegentheil von einem solchen Redekreise, die türkischen Sätze sind endlose Linien — nicht certi et circumscripti — ohne Verschlingung, ohne Gliederung, ein loses Aneinanderreihen einzelner Sätze vermittelt der Gerundien und Participien ohne Ziel und Maß. Der Türke kann ein ganzes Buch in einer Periode schreiben, Willkür bestimmt, wo das Ende sein soll. Diese böllige Formlosigkeit findet man schon! diese Willkür majestätisch! Die türkische Periode ist in der That ein Abbild des türkischen Reiches: dieses ist ein unorganischer Koloss, eine auseinanderfallende Menge von Ländern und Völkern, welche als betäubte Masse von einem tyrannisirten

*) Vgl. Strophe, welche Bernharti in seiner Sprachlehre als eine „rhythmische Periode“ sinnvoll bezeichnet. — Redestrom für fließende und reiche Beredsamkeit (*ubertas*).

Volke sich tyrannisieren lassen; jene ist eine Menge durch „Weilerleis“ — Gerundium — zusammengeketterter Sätze. Das soll Harmonie sein! — — So weit Steinthal.

Eine solche Einförmigkeit im Periodenbau aber findet ein Seitenstück auch in der sog. Vokalharmonie, welche dem nordischen Sprachstamme eigen ist. Wir wollen nicht widersprechen, wenn Ewald zu Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung S. 26. den Satz aufstellt: „Aber aus der beherrschenden Kraft und Gewalt, welche so der Oberbegriff vorne über seine Nebenbegriffe übt und die es ihm ermöglicht sie alle zu einer festen Einheit zu zwingen erklärt sich auch die wechselnde Aussprache des Wortes durch alle seine Sylben hindurch, je wie in der ersten Sylbe ein härterer oder weicherer Vokal seinen Sitz hat“. Danach wird also das stofflich bedeutsamste und gewichtvollste Anfangs-Moment gleichsam zum Tonangeber für alle die nachfolgenden Begriffe von gegen den ersten untergeordneter Art, welche ihm nachpfeifen und seine Livrée tragen müssen; und ist damit allerdings ein stärkeres Band gegeben, damit die Massen, welche ihrer sonst ziemlich losen Verknüpfung wegen nur schwer zusammengehalten werden, nicht wieder aus einander fallen. Man kann sagen, es sei dies ein, dem Accente analoges Verfahren, der durch das Uebergewicht, welches er der einen betonten Sylbe über die anderen gar nicht oder minder betonten giebt, diese alle zu einer Worteinheit zusammengezwängt hält. Vgl. indeß über den, hiemit in Widerspruch getretenen End-Accent im Türkischen (außer Ewald S. 27. meine Anm. Et. Forsch. Bd. II. S. 5. Ausg. 2.), während im Finnischen der (trochäisch oder dactylisch) fallende Rhythmus herrscht. Auch hier will Steinthal, Charakt. S. 181. von der, in den Altaisprachen üblichen Vokalharmonie, die allerdings schon rein lautlicher Seite den Charakter großer Eintönigkeit keineswegs verläugnen kann, nicht allzu viel Gutes wissen. „So haben nun“, sagt er, „auch die altaischen Sprachen aus ihrer Trägheit den Vortheil zu ziehen gewußt, das Affix in der kenntlichsten Weise als abhängig vom Stamme zu stempeln. [Vgl. z. B. Ung. *ká-nak*, dem Baum, allein *-nek* mit *e* in *ember-nök*, dem Menschen.] So leicht aber läßt sich das Krümme nicht gerade biegen, und aus Trägheit nicht Gewinn ziehen. Eine solche Abhängigkeit, daß das Suffix nicht einmal als lebendiges Sprach-Element seinen bestimmten Vokal hätte, liegt nicht in der Natur des Affixes; und am wenigsten steht es so zum Stamme, daß es sich von diesem sein Wesen und also seine Gestalt dictiren zu lassen hätte. Auch liegt es nicht in der Natur und Bestimmung des Vokals, der als eigentliche Vitalität die Consonanten durchbringen soll, sich so als Kleister, um das Suffix mit dem Stamme zu verbinden, verwenden zu lassen“. So behaupten doch z. B. die Vo-

kale z. B. in den zwei (oder, wenn tät schon zweigespalten, drei) derivativen Elementen (ili und tät) und in den zwei flexiven (bu-s, Dativ- und Plural-Zeichen) von Lat. fac-ul-tät-i-bu-s (also einem, trotz dem Türkischen langen und doch nicht eig. zusammengesetzten Worte) ihren vom Vokale der Wurzel unabhängigen Charakter, wie schon ihre Buntheit lehrt.

Wie denkt sich nun schließlich unser Autor das Verhältniß zwischen dem Altai- und dem Indogermanischen Sprachstamme? Er äußert sich darüber S. 40. so: „Jeder der die beiden Sprachstämme ihrem tiefsten Wesen und ihrem unabänderlichen Grunde nach gleich gut kennt, muß von der wesentlichen Gleichheit ihres Wort- eben so wie ihres Satzbaues betroffen werden, welche so groß und so unverkennbar ist, daß man nur Zwillinge hier zu sehen meint, welche von einander gerissen und dann jeder für sich sehr verschieden ausgebildet doch noch die wesentlichsten Kennzeichen ihres gleichen Ursprungs an sich tragen“. Obwohl gemäß dem Beginn des Satzes jeder, welcher Hn. Ewald's eben ausgesprochener Ansicht entgegen tritt, dem unausweichlichen Urtheile verfällt, nicht genügend von der Sache unterrichtet zu sein: so wird mich doch ein solches Schreckbild nicht zurückhalten von eigner Prüfung der Sache.

Ewald's Gründe:

1) „Der Wortbau des Nordischen, so eigenthümlich und so ganz einartig gerade und folgerichtig wie er in ihm sich zeigt, ist im Mittelländischen nach seinem tiefsten Grunde selbst noch [man beachte: noch] ganz derselbe. Auch in diesem: herrscht allein der Hinterbau. [Dabon machen jedoch, noch außer der wahrlich welt um sich greifenden Partikel-Composition, Augment und Reduplikation eine beachtenswerthe Ausnahme.] — — Erst ganz auf der letzten dieser Stufen zeigt sich im Mittelländischen die Umwandlung [siehe!], daß die Verhältnißwörtchen [Präpp.], welche im Nordischen nach strenger Folgerichtigkeit des ursprünglichen Lebens dieses Baues erst hinter dem Casus [unwahr, weil in der Regel doch nur hinten an dem ungeformten Thema] des Antwortes oder dem vollen Thatworte [warum denn gerade hinter dem Verbum?] ihren Platz haben, loser [d. h. strenger: in der Eigenschaft eines adverbialen Zusatzes] voran treten: da wirkt allerdings schon [?] eine ganz andere Sprachmacht. Die Postpositionen (um dies bekannte Wort hier einmal zu gebrauchen) werden [?!] im Mittelländischen leicht Präpositionen; das Fragewörtchen drängt sich in ihm leicht nach vorne hin; und noch manches Aehnliche gehört eben dahin. Allein in den Mittelländischen Sprachen zeigen sich hier zerstreut auch noch [?] sehr viele Bildungen aus der Macht des Hinterbaues; vor allem aber hat das Sandkrit noch [?] die stärkste Vorneigung für den Hinterbau sich

betrachtet. Wenn auch im Sskr. das Anhängsel -vat [z. B. pu-
travat, wie ein Sohn, ad instar filii. Diluv. 11.] dem Stamme
des Kennwortes im Sinne des Griech. *ως* und unseres wie hinten
anhängt [vgl. *ὡς*, aber Deutsch auch z. B. rückweise vgl.],
wenn noch die späteren Indier das -mātra [(*मैत्र*) Maß, d. i.
meßbar, begrenzt] einem Kennworte angehängt zum bloßen Aus-
druck unseres nur [vgl. auch modo, moderatus, von einge-
haltenem Maße] gebrauchen, so beruht das noch immer [?] auf
dem Hinterbaue des Wortes, und darf nicht zu dem bloßen Ge-
setze von der Wortzusammensetzung gezogen werden; aber auch so-
gar ein Wörtchen wie prati, welches im Griechischen als *προς*
seinem Casus stets vorangesetzt wird. Keine Frage jedoch, daß,
wie schon die Namen *προφασεις*, praepositio zeigen, im Lat. und
Griech. (eben so aber auch im Sskr.) Vorausschicken dieser Ver-
hältnißwörter vor dem Regierten die natürliche und hier auch ge-
wöhnlichste (mit Ausnahme von Casus-Endungen, wie das
abhi in tubhy-am, nāubhis, nāubhyas, navibus, *ναυπη* u. s. w.)
beobachtete Regel sei, von welcher darum der Gebrauch von Post-
positionen um so greller absteht. Ausnahmen, wie im Lat. me-
cum, nobiscum, oder im Griech. die Anastrophe (also eine Un-
terart der Inversion), sind doch hier im Verhältniß nur Seltene-
heiten. Das zeigt denn auch der Accent, indem, während bei der
gewöhnlichen Stellung die Präp. entweder als Einsylbler auf das
folgende Wort seinen Ton proklitisch mit überträgt oder doch durch
Vorsilben auf die Endsylbe ihm näher bringt, bei der Anastro-
phe der Accent gls. in sein ihm eig. zukommendes Recht auf Akonit
oder auf der Vorderfylbe wieder eintritt. In Beispielen, wie *κα-
κῶν ἴσ' neben ἔν' ἐκ κακῶν; τούτου πῶς* st. *πρὸς τούτου; ὁμοῦ
ἀπὸ* st. *ἀπὸ θεῶν* Buttm. §. 117. wird der Ton von dem regier-
ten Worte als dem gewichtvolleren nunmehr, weil es vorausgeht,
zu sich nach rückwärts gleichsam magnetisch herangezogen. Deutsch:
Berg auf Berg ab u. dgl.

Jenes ganze obige Raisonement kann mit einem einzigen Schläge
vernichten oder doch mindestens zum Schweigen bringen, wer das-
selbe als lediglich auf einer durchaus in der Luft schwebenden
Chronologie beruhend (und so verhält es sich damit) aufzeigt.
Ist für die Hypothese (denn das wäre es höchstens) von Um-
wandlung eines Sprachstammes in einen anderen auch nur ein
einziger haltbarer Beweis vorhanden? Durchaus nicht; sondern
das ganze Kunststück besteht in nichts als in dem dreisten, allein
nicht schwer zu durchschauenden Verfahren, daß man seinen Ein-
bildungen fristweg den Anstrich des Thatsächlichen zu geben
nicht müde wird. Man argumentirt nämlich beständig aus dem
schon als bewiesen ohne Umstände ergriffenen Geistesfakto heraus,
als hätte sich der nordische Sprachstamm einmal in einer Zeit,

wo das Mittelländische oder Indogermanische noch auf einer tieferen Stufe der Ausbildung gestanden, von diesem abgetrennt und so ziemlich auf demjenigen Punkte erhalten, welchen das Indogermanische hätte (so wird gleich willkürlich und gleich unwahrscheinlich behauptet) zur Zeit der Abtrennung eingenommen. Wie aber, und das bleibt unter allen Umständen das glaubhaftere, das Nordische von vorn herein eine vom Mittelländischen, wie (der großen Hauptsache nach entschieden) in den Wurzeln, so auch in dem Wortbaue und in der Form grundverschiedene Anlage besaß und, vermöge dieser, auch wie vom Beginn so im nachmaligen Verlaufe seiner Geschichte Bahnen wandelte, die stammheitlich und genealogisch mit dem Sanskrit so gut wie nichts gemein haben, was nicht ausschließt, daß sich mancherlei bloß physiologische, oder meinetwegen (wie neuerdings Lottner in *R. Z.* Bd. XI. S. 167. sich ausdrückt) psychologische Ähnlichkeiten und Berührungspunkte in der Textur auf dieser und jener Seite sich finden. Da bei Erwald's Vorder- und Hinterbau die Wahl nicht über das Minimum von Möglichkeiten, nämlich zwei, hinausgeht: so ist wohl an sich klar, aus dem bloßen Umstande, daß Sprachen in dem einen oder anderen Typus zusammentreffen, sei Schluß auf Ursprungs-Einheit dieser Sprachen nicht weniger als schon mit einbegriffen und gerechtfertigt. Außerdem: Ableitung und Abzweigung erfolgt im Skr. und in seinen Schwester Sprachen nun allerdings nach derselben Folge hinten, wie im Altai-Sprachstamme, wiewohl dessenungeachtet dort das Verfahren, so sehr sich Erwald hiegegen sträubt, ein vollendetes ist. Daß aber auch die Präpositionen im Skr. ursprünglich, nicht bloß vereinzelt, sondern, nach Ordnung der Altaischen Sprachen, durchweg und massenweise sich hinter die von ihnen abhängig gedachten Casus gestellt, wohl gar früher auch körperlich (wie im Nordischen) mit dem sing. und plur. Thema des Nomen (z. B. a' ház-ban in dem Hause, dol-gak-ról, de rebus) sich verbunden, und dafür erst nach der vermeintlichen Abscheidung des Nordischen Stammes vom Mittelländischen die Stellung vor dem regierten Substantiv oder, um dem Verbum durch Zusammensetzung mit ihm mannichfaltige adverbiale Bestimmungen zu verleihen, vor diesem eingetauscht hätten: kann ich einfach nur als ein zwar hübsch ausgedachtes, allein unwahres Märchen bezeichnen, wie von mir schon *Et. Forsch.* II. 326 fg. haben Vorstellungen über das chronologische Verhältniß des Gebrauches von Präpp. im Skr. beim Verbum als ebenfalls unberechtigt zurückgewiesen werden müssen.

Eben so wenig Grund aber hat, was von der wesentlichen Gleichheit des Satzbaues im Mittelländischen und Nordischen behauptet wird, indem es einem bloßen Taschenspieler-Kunststückchen sehr ähnlich sieht, wenn man den doch sich vernehmlich genug ma-

henden Unterschied dadurch glaubt über die Seite schaffen zu können, daß man ihn als „Neuerung“ hinwegeslamotirt. Wenn Sklaverei und Freiheit identische Begriffe sind: dann stimmen in der Art, ihre Sätze zu bilden, auch die Altaischen und Indogermanischen Sprachen zusammen. Sonst wahrlich nicht. „Das Thatwort“ heißt es, „mit seinem schweren Gewichte am Ende des Satzes [wo wäre aber doch diese Stellung im Indogermanismus vorgeschriebenes Gesetz?]; die Nebenbegriffe des Satzes von seinen zwei Grundtheilen in die Mitte genommen [dort auch nicht an so slavische Stellung gebunden]; eine beliebige Menge bezüglicher [relativer] oder verkürzter Sätze [Gerundien im Estr.; absolute Casus; Participia] dem Vorderbau gemäß vorangeschickt oder eingeschaltet: diese Grundzüge des Nordischen Satzbaues kehren auch hier überall wieder“. Als ob aber irgend in einer Weise, die für solche Allgemeinheiten den Schluß auf gegenseitige Verwandtschaft dieser Sprachstämme auch nur von ferne nöthigten? — Hoffst ferner Ewald auf Zustimmung, wenn er in der Anmerkung S. 41. es im neueren Deutsch für einen Rest „ursprünglichen Satzbaues“ ausgiebt, der „sich nur nach einem dem ganzen Satze ungewöhnlich vorangestellten Worte wie in einer Satzreihe wirklich erhalten hat?“ Er meint Nachstellung des Verbums in Relativsätzen, wie: Wer, wenn, da er Geld hat u. s. w., also entgegen z. B. der Englischen Wort-Folge: Who (oder if he) has money. Hierauf gebe ich zu bedenken Gabelentz, Goth. Gramm. S. 291. §. 288.: „Rücksichtlich der Wortstellung genießt die gothische Sprache alle diejenigen Freiheiten, welche überhaupt Sprachen genießen, deren Nomina noch im Besitz ihrer Flexionsformen sind; daher für das Gothische die Füglichkeit, sich in der Wortstellung so eng an das Griechische anzuschließen. Denn wie z. B. Mc. 12, 1. ἀμπελῶνα ἐρύττεσεν ἄνθρωπος [also das Subj. hinten, was im Türkischen nicht anginge] veinagarda ussatida manna heißt, so heißt Luc. 20, 9. ἄνθρωπος ἐρύττεσεν ἀμπελῶνα auch manna ussatida veinagard. — — Indeß lassen sich doch im Einzelnen, wo der Gothe die griechische Wortstellung verläßt oder in Umschreibungen selbständig ist, Spuren einer eigenenthümlichen germanischen Wortstellung erkennen. — — S. 292. „Gegen die germanische Wortstellung des Verbum am Ende im relativen Satze fällt auf Luc. 8, 2. us thizai-ei (von welcher) usiddjan (ausgingen) unhulthons sibun (Unholde sieben), wo selbst der Griech. Text das Verbum am Ende hat“. Vgl. eben da S. 263. — Bei Kehrein, Gramm. der deutschen Sprache des fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhunderts Th. 3. §. 413. Beispiele wenigstens von Voraufgehen des Hülfverbums vor dem Particip u. f. fo. So disz ist das wort, das der herr het geret über

yn (über ihn geredet hat). Umb dise schuld des kalbes, das Aaron hat gemacht. Selig das lande, des kunig ist edel.

Auch wird man sich jetzt nicht mehr darüber wundern, wenn ferner »die ganze Wortzusammensetzung, welche im Mittelländischen von so ungemeiner Wichtigkeit geworden und eine der größten Zierden desselben bildet, sieht man von der Einkleidung des letzten Gliedes ab, inderthat nichts anderes« sein soll, »als allerdings zwar eine Neubildung [so?], deren ganzer Grund aber und mannichfache Anlage schon [ei, wie gütig!] im Nordischen vollständig gegeben [warum denn aber nicht auch entwickelt?] ist. Wie im Nordischen das Beschreibewort [Adj.] vor seinem Dingworte den ihm geeigneten Platz einnimmt, wie sich ein Dingwort in ihm begrenzend [im Sinne eines Genitivs] vor das andere schiebt, wie der bezügliche [Relativ=] Satz sich in ihm bildet: ganz eben so [?!] entsteht im Mittelländischen die Wortzusammensetzung; und dort fehlt nichts mehr als daß nur noch ein etwas stärker belebender Anhauch die nach dem Gesetze des Vorderbaues schon in Reihe und Glied gestellten Worte etwas fester verbinde«. Genau besehen, fehlt also mit dem Mangel gerade dieses zu dem Vorgange so bringen nothwendigen *afflatus divinus* in Wahrheit nicht weniger als — Alles. Den nordischen Sprachen geht eben vermöge ihres zu wenig »felsenfesten« Gefüges und vielmehr gerade unter der geschwähigen Norm losen Zusammenhanges der meisten ihrer Gebilde ächte, von bloßer Anrückung und Nebeneinanderstellung (Parathesis) gar verschiedene Zusammensetzung (Synthesis) ab; — und kann diese, weit entfernt, erst ein letztes Erzeugniß im Indogermanismus zu sein, eher an dessen Spitze gestellt heißen, indem sie in weiterem Sinne bereits sogar den Boden hergiebt, worin hier die Mehrzahl von Formen sowohl ableitender als abbiegender Art wurzelt. — — Anlangend aber z. B. die Stellung des attributiven Adjectives oder vom Subst. abhängigen Genitivs: so ist diese ja im Indogermanischen nichts weniger als an die Stelle vor dem, die Eigenschaft enthaltenden oder vor dem, den Genitiv von sich abhängig haltenden Substantive gebunden. Vgl. z. B. im Eöstr. Diluv. I. 7: Durbalam (debilem) balavantó (robusti) hi (enim) matsyà (pisces) matsyam (piscem) viçeshata: (prorsus) khàdayanti (devorant); tathà (ita) vrttir (sors) vihità (constituta, sc. est) na: (nobis) sanàtani (aeterna). Und 12: kalèna mahatà (post tempus diuturnum; im Instr.). Sodann zwar der Genitiv voran 46: Tatò (Deinde) Himavata: (Emodi, Imai montis) çrngam (cornu, cacumen) yat (quod, Gr. ó; also nachgestellt) param (summum), tatrà'karshat (illuc traxit) tatò (deinde, tum) návam (navem) sa (ille, ó) matsya: (piscis); sowie Verbum und Object vor dem Satzsubjecte. Eingeshoben zwischen Pron. und Subst. bald darauf: asmin (ad hoc)

Himavata: (Emodi) ḡṛṅḡ (cornu) nāvam (navem) badhnta (alligate) māḍīram (cito, buchst. ne diu, nicht zu lange — da-
nach). Aber 48: Sā (ea, ṛ) baddhā (alligata) tatra (ibi) —
nāur (navis) matsyasya vaṛa: ḡrutvā (piscis sermone au-
dito, wörtl. piscis sermonem auditione) ḡṛṅḡ (in cornu)
Himavatas (Emodi) tadā (tum). Also nach Belieben — ein
vorangestellter und dann ein dem Regierenden nachfolgender Geni-
tiv. — Wie nun das Abj. auch in den classischen Sprachen sich
eine freie Stellung gewahrt hat: so ist nicht minder erst »die Rh.
Synag. in dieser Lehre regelmäßiger und steifer geworden; das
Nachstellen der Abj. hat [wie z. B. auch im Lit. gegen das La-
tein] großentheils aufgehört, und damit ihr unreflectirter Ge-
brauch«. Grimm IV. 496. — Die Lithauer aber haben zufolge
Mielcke, Gramm. S. 190. die Gewohnheit, das Abj. seinem Subst.
bald vor bald nach zu setzen; besonders aber vor, wenn der Un-
terscheidungs-Nachdruck auf dem Subst., und nach, wenn er auf
dem Abj. sich befindet. Also mit weiser Benutzung der zweiseitigen
Möglichkeit. Z. B. Jis (er) ḡérs (guter) žmogus, auch žmo-
gus ḡérs (Mensch, guter) Er (ist) ein guter Mensch. Aber jis
ḡérs Imezius, nicht Imezius ḡérs, Er ist ein waderer Rehmer.
Ass esmi Piemū ḡérs oder (mit emphatischer Form) ḡerassis
Iš bin ein guter Hirt. — Außerdem wird zwischen Abj. und
Subst. gern ein Gen. oder sonst ein zum Begriff gehörendes Wort
eingeschoben. Sawo kožnas nassta nessoti [beide mit einan-
der verwandt] turrim Suum quisque onus ferre debemus. Wissi
wissū žmonū griekai Omnia omnium hominum peccata:
Szwentas Diewo žodis (sanctum Dei verbum). Aklas an-
sai Pagonas (caecus ille paganus). — Der Letzte setzt das Ab-
jectiv, falls es attributiv steht (Hesselberg sagt: ein »Object« ist),
vor das Subst., als Prädikat, dahinter; eben so wie im Russi-
schen. Folglich mit sehr wichtiger Unterscheidung z. B. labs zil-
weks ein guter Mensch, aber zilweks labs der Mensch ist
gut. Hesselb. S. 226. Mannim irr labs sirgs Mihi est bonus
equus. Wie aber im Deutschen der Genitiv gewöhnlich hinter
seinem Regens folgt: so geht er im Letztlichen regelmäßig diesem
voraus. Z. B. tehwa (patris) dehls (filius). Deewa scheh-
lastiba buchst. Gottes Gnade S. 206. Soll jedoch Maas, Ge-
wicht dgl. angezeigt werden, oder daß ein Verhältnis mit etwas
angefüllt ist, so muß der Gen. hinter dem Regierenden stehen,
z. B. puhrs rudsu ein Loß Roggen, kanne allus eine Kanne
Bier, labs maks naudas ein guter Beutel (Geldes) mit Geld.
Dagegen, um Bestimmung eines Gefäßes dgl. auszudrücken, mit
vorausgehendem Genitiv: rudsu krettals Getreideseß für Rog-
gen; naudas maks, Geldbeutel, in gleicher Folge wie im Deut-
schen. Auch bei Alter: triju gaddu behrns (trium annorum puer).

Sollen wir uns aber überreden lassen, diese freiere Stellung z. B. von Abj. oder Gen. schon in den ältesten und alterthümlichsten Zweigen unseres Sprachstammes sei eine erst nachmals eingeführte und die Folge von Selbstbefreiung aus früherem Tartschen Joch? In vergeblichem Widerspruche aber mit seiner eignen Behauptung von der „neuen Freiheit und Beweglichkeit, welche das Mittelländische [im Gegensatze zu der Starrheit, welche es angeblich früher mit dem Nordischen getheilt hätte] sich erworben hat“ S. 42 wird nun trotzdem S. 53., indem man doch der Wahrheit die Ehre geben muß, von der freieren Wortstellung geredet, „welcher sich dieser Sprachstamm wenigstens seinem Urwesen zufolge und in seinen ältesten Zweigen überall erfreuet“. Die Versicherungen von Erwerb der „neuen“ Freiheit sind bloße Unterstellungen ohne jegliche haltbare Unterlage.

Nebenbei erfahren wir dann noch, wie Hr. Ewald an Stelle der sechs Compositionsclassen, so viel die Indischen Grammatiker zählen, da sie ohne wissenschaftlichen Grund seien, seit lange „die einzig richtigen [!] Grundsätze über die Wortzusammensetzung und deren Grundarten“ aufgestellt habe. „Wortzusammensetzung“ wird gesagt, „ist 1. entweder die einfache, durch Unterordnung oder durch Nebenordnung der Begriffe, letztere ist aber nur im Schr. so mit der höchsten Freiheit bis in's Unbegrenzte ausgebildet; oder 2. sie setzt eine Wortreihe oder auch Wortkette, die auch ein kleiner Satz für sich sein könnte, bezüglich, und bildet so bezügliche Beschreibeworte“. Das Letzte versteht ohne Commentar kein Mensch, und auch ich bin nicht völlig sicher, ob mir nach ziemlicher Anstrengung ein durchweg richtiges Verständniß von dieser Art Deutsch gelungen ist. Gemeint sind hier wahrscheinlich die Bahuvrhi's oder possessiven Adjectiv-Composita, wie z. B. mahātman lofty-minded (hinten mit Participial-Endung), magnanimous (eig. aus Lat. animosus), Lat. magnanimus, μεγαθύμος, μεγαλόθυμος u. s. w. „Wortkette“ nämlich wird S. 51. 58. als Uebersetzung von status constr. in Semitischen Sprachen gebraucht, und denkt sich Ewald also vermuthlich jene Abjj. gleichsam als gekürzte Relativsätze, etwa in Weise des Lat. Gen. und Abl., wie z. B. Sp. Servillus, fervidi animi vir Liv. 2, 52. Fuit quidam, summo ingenio vir, Zeno. Cic. Mur. 29., wobei sich qui — est praeditus zur Noth hinzu denken ließe. — Was aber die unter 1. aufgeführten Bildungen anbelangt: so ist klar, er hat damit ungefähr das im Auge, worunter, meiner eignen Unterscheidungen von geraden und schrägen Compositionen Et. Forsch. II. (1.) 372 fgg. und 376., sowie des neueren Wertes von Justi über die Comp. zu geschweigen, zum Theil nichts Anderes gemeint wird, als was Bernhardt, Anfangsgr. der Sprachen. S. 237. 247., also schon im J. 1805. und wir nicht erst seit gestern be-

kennt, mit den nicht unschicklichen Ausdrücken von *Comp. der Inhärenz* (z. B. *jus-jurandum, res-publica*) und *Dependenz* (z. B. *juris-dictio, Zahnschmerz*) bezeichnete. Das wären nun die übrigen fast untadelhaft richtig auch schon von den Indischen Rational-Grammatikern unterschiedenen Gattungen einordnender (*Determinativa, Karmadharayah*) und unterordnender (*subord.*) *Comp.* (*Tatpuruscha, Abhängigkeits-Comp.*), wozu dann freilich noch die nebenordnenden (*coord.*) *Copulativ-Comp.* oder *Dvandva* stoßen, die, im Skr. so häufig, anderwärts uns nur verstreut begegnen. Das Begleiden einer *Copulativ-Partikel* bei mehreren gleichsam auf der gleichen Höhe der Nebenordnung verbundener *Subst.* (vgl. *Sakutisch ikki, zwei, das gewissermaßen, gleich Engl. both, beide, die Copula ersetzt. Steintz. Char. S. 201.*) begründet höchstens dem Begriffe nach Analogia zu den Indischen *Dvandvas* (d. h. ja auch buchst. *Verzweifachung, Doppelung*), obschon die Gebilde in gedachter Indischen *Compositio-nis-Klasse* durch die ihnen eigenen mehrheitlichen Ausgänge oder durch ihre *collectiv* zusammensassende *Neutralform* in der *grammatischen Form* sich davon gänzlich unterscheiden.

Wenn nun zum Schluß dieser Angaben über *Wort- und Satzbau* sowie *Zusammensetzung* an uns die *Zumuthung* gestellt wird, einzuräumen, „daß der tiefste und ächteste Grund alles *Mittelländischen* eben auch im *Nordischen* gegeben sei und eine sehr nahe liegende Gleichheit des Ursprungs hier walten müsse“: so können wir, nichts dergleichen gewährend, unsererseits uns leider nur zu dem *schnurgeraden* Gegentheil bekennen. *Mongolisch* oder *Türkisch* und *Sanskrit* oder *Griechisch* (übrigens brachte letzteres schon weiland *Ritter v. Khländer* mit dem *Mandschu* zusammen) sind nicht auf demselben Stamme gewachsen, nicht einer *Wurzel* entsprossen. Wenigstens müßten, wofür ich aber keine *Möglichkeit* sehe, zum Erweise von *Ewald's* Behauptung *gültigere* und *stichhaltigere* *Beweismittel* beigebracht werden, als die *Theorie* vermeintlichen *vorgeschichtlichen Ueberspringens* von einem *Wort- und Satzbau* zum entgegengesetzten in *Sprachstämmen*, welche die *Geschichte*, so hoch hinauf sie reicht, als *grundverschiedene* kennt und auch die *Gegentwart* fürder anzuerkennen mit *bestem Fuge* fortfahren mag, unbeirrt von rein *subjectiven* *Auffassungsweisen*. Doch unsere *Ueberzeugung* wird vielleicht geändert durch das Folgende.

2) „Nach keiner Seite hin ist das *Nordische* so weit zurückgeblieben als nach der der *Ausbildung* der *Personzeichen*: darin ist das *Mittelländische* nicht nur *fortgeschritten*, sondern hat daneben auch jene oben (S. 20.) beschriebene *ursprünglichste* und *urkräftigste* *Unterscheidung* des *Lebenden* und des *Todten* mit

großer Klarheit und Folgerichtigkeit im äußeren Ausdrucke beibehalten. Dadurch sind im Mittelländischen die drei übel so genannten Geschlechter des Nennwortes entstanden, welche übrigens (mit Recht) als eine der Hauptzierden des Indogermanismus gepriesen werden. Es wird aber ausdrücklich diese ganze Bildung als ein Erbstück aus ältester Zeit hervorgehoben, und würde hieraus nach Etwald's, d. h. rein willkürlichen, Voraussetzungen folgen, die Nordischen Sprachen hätten einen so köstlichen Schatz untweiderbringlich erst wieder eingebüßt, während wir Anderen der Meinung sind, sie konnten nicht verlieren, was sie nie besaßen. Uebermals einer der stärksten Gründe gegen, und wahrhaftig nicht für, Verwandtschaft zwischen Indogermanisch und Altaisch. Der Mangel an jedweder Bezeichnung grammatischen Geschlechts, welcher in bei weitem der Mehrzahl von Sprachen sich zeigt, ist auch in den Nordsprachen so wenig ein erst nachträglich wieder gewordener, wie beispielsweise vom Französischen das Neutrum und vom Englischen soweit bloß übereinkunftlich, nicht auf der Natur beruhend, Geschlechtslosigkeit der Geschlechter wahrhaft ist aufgegeben, — daß vielmehr sie nie herauskamen aus der Dede gänzlicher grammatischer Geschlechtslosigkeit, welche bei ihnen in einer gewissen phantasielosen Dürre des Geistes mit, (womit ihren alleinigen, Grund hat. Ich weiß zwar wohl: auch im Armenischen ist das Geschlecht allerdings wieder in einem sehr beklagenswerthen Grade gewichen (Etwald S. 67.) wie in den jüngeren Sprachen des iranischen Kreises, nämlich Keupersisch, Kurbisch und Ossetisch (s. meinen Art. Geschlecht S. 424.). Allein darum bliebe ein Vergleich mit Sprachen, welche, wie die Altaisprachen ohne Ausnahme, ein grammatisches Geschlecht nie und nimmer besaßen (denn die entgegengesetzte Behauptung hat gar keinen Boden unter sich) doch ein schlechtweg unberechtigter. Der Drang in manchen Sprachen nach geschlechtlicher Unterscheidung, welcher, die von der Natur selbst vorgeschriebenen Grenzen des Geschlechts lähn überfliegend, sein Reich, wo nicht über alle Substantiva und deren attributive Begleiter, so doch auf die überwiegende Mehrzahl (nämlich mit alleinigem Ausschluß des geschlechtlich indifferenten oder vielmehr das Geschlecht läugnenden Neutrums) hin zu einer durchweg belebten und demgemäöh auch sexual zerfallenden idealen Welt erweitert; dieser Drang ist in alle Wege ein, (wennschon nicht von Seiten des Verstandes, doch als ein mit dem Schaffen mythischer Persönlichkeiten Hand in Hand gehender Schöpfungs- und Belebungs-Drang abseiten des poetischen Bedürfnisses der Völker, gar wohl berechtigter und natürlicher; — und heißt denselben von Grund aus mißkennen, wenn man, wie ich in meinem Artikel „Grammatisches Geschlecht“ in Brodhau's Encyclopädie des Breiteren darlege, die Sache da-

durch verwässert und verflacht, daß man „Geschlecht“ hier nicht mehr will Geschlecht heißen lassen noch sein. Auch Ewald wider-
 setzt sich ganz unnötig der durchaus schicklich gewählten Benennung
 „Geschlecht“ und giebt Anlaß zu dem Glauben, als wolle er
 ihr (in nicht beifallswürdiger Weise) eine andere Unterscheidung
 unterscheiden, welche am folgerechtesten in Indianersprachen Nord-
 amerika's zu grammatischer Bezeichnung gelangte. Nämlich die
 zwischen Lebendigem und Unlebendigem, welche, obschon der
 Geschlechts-Unterscheidung zur Seite gehend, gleichwohl nichts we-
 niger als mit ihr zusammenfällt und vor allen Dingen weitand
 nüchterner und rein verstandesmäßig sich darstellt. — Ewald's
 Worte S. 20: „Der nordische Sprachstamm ist hier früh zum
 Stillstande und Rückschritte gekommen: doch drückt er wenig-
 stens den Unterschied zwischen dem Lebenden und Todten [wirklich
 Todten oder bloß Unlebendigen?] ungemein deutlich aus, ja liebt
 (was auch für ihn sehr bezeichnend ist) gerade durch das Unleben-
 digere (Inf.) gerne zu reden“, halte ich demnach in ihrem ersten
 Theile für eine Selbsttäuschung; und, was den mittleren Satz an-
 betrifft, so bin ich in Zweifel, was er eigentlich damit meine. In-
 dem er doch kaum dabei etwa bloß l'interrogatif neutre ou im-
 matériel neh (quid?) S. 23. 25. gegen das persönliche Frag-
 pronomen kim, kim (quis?) im Türkischen; Samojeidisch in ver-
 schiedenen Mundarten hübea, kud, sele, sio (wer), ämgy,
 kai, mâ (was) Castrén S. 359. u. s. w. im Auge hatte: so wüßte
 ich in der That nicht, was dann noch übrig bleibe, als jene noth-
 dürftigste Art von Geschlechts-Bezeichnung, welche auch unter den
 sonst geschlechtslosen Sprachen, so viel ich ihrer keune, keiner ab-
 geht, d. h. daß sie für Menschen und Thiere je nach ihrem Ge-
 schlechte entweder für das eine oder andere ethmologisch vollkom-
 men von einander unabhängige und demnach nicht sowohl ge-
 schlechtlich als gleichsam gattungsartig geschiedene Ausdrücke,
 wie z. B. Mann, Frau; Bruder, Schwester; Stier, Ochse,
 Kuh; Hengst, Pferd, Stute, Rosscha aigir Hengst, äldä
 Stute. Ahlquist, Rosscha-Nordwainische Gram. S. 62., anwen-
 den, oder sich mittelst solcher Zusätze zu den Gattungsnamen hel-
 fen, wie Türkisch er (vir), qiz (femina), z. B. er dghlän (männ-
 liches Kind) Knabe; qiz dghlän (weibliches Kind), Mädchen.
 Davids, Gram. Turque p. 10. — Grammatische Rücksichtnahme
 auf den, mit Geschlechtlichkeit durchaus nicht zusammenfallenden,
 höchstens ihr analogen Unterschied zwischen Lebendem und Unle-
 bendem, z. B. in Amerikanischen Sprachen, bespreche ich ausführ-
 lich in meinem Artikel: Grammatisches Geschlecht (Brothaus, En-
 cycl. S. 419 fgg.). Davon giebt es nun allerdings auch in den
 Nordischen Sprachen Beispiele, welche dann Ewald vermuthlich
 vor Augen hat. Z. B. Steinthal, DMZ. XL 421: „Was die

Bezeichnung des Plurals betrifft, so bekommen im Mandſchu nur die Namen lebender Wesen, und vorzüglich nur menschlicher Verhältnisse, eine Plural-Endung; im Tung. jedes Substantivum“. Ferner Castrén, Samoſ. Sprachl. S. 227: „Im Ostjak-Samojediſchen nehmen unbelebte Gegenstände bisweilen (im Dativ) die Endung nd an, welche aus dem Mongolischen entlehnt zu sein scheint, wo eine Menge unbelebter Nomina bei der Decl. ein n annehmen und ihren Dativ auf nd bilden“. Auch Belebtes und Unbelebtes S. 276. 282. 284. — Im Japanischen (Landresse, Gramm. Japon. p. 5.): Les deux premières particules (tatsi, sou) servent seulement pour les hommes, et les deux autres (domo, ra) sont communes aux hommes et aux êtres inanimés. — In dem ostafrikanischen Idiome der Suaheli, wie Krapf, Outline of the Elements of the Kisuaheli Lang. Tübingen 1850. p. 32. 116. auseinandersetzt, läßt sich, beim Mangel eigentlicher grammatischer Geschlechtsunterscheidung, doch ein gewisser Unterschied zwischen persönlichem und neutralem Geschlechte machen: The personal gender includes the masc. and feminine. To this gender belong all Nouns which refer to rational or irrational animals. Nouns not referring to this class of beings, belong to the Neuter. Wie bei der Summirung geschlechtlich ungleicher Subjecte im Prädicate das Latein bei Personen das Masc. (auch z. B. Rex regiaque classis una *profecti*) vorkommen läßt, bei Sachen aber das geschlechtlich indifferente Neutrum vorzieht (Krüger, Lat. Gramm. S. 292.) und wie das Griech. die Neutra Plur., ausgenommen gewöhnlich, wo es sich (z. B. τὰ τέλη, magistratus) um lebende Wesen handelt, mit dem Sg. des Verbums verbindet, weil man sich Sachen leichter als Einheit zusammengefaßt vorstellt: so macht auch das Suaheli syntaktisch keine Unterscheidungen entsprechender Art, sobald das Subst. keine besondere Plural-Form (durch Präfigirung zufolge dem hier üblichen Flexionsysteme) besitzt. Hat also a, das Subst. von neutralem Geschlechte (d. h. wenn es weder ein Thier noch ein vernünftiges Wesen bezeichnet) keinen Plur., so bleibt auch sein Adj. unverändert, sodaß lediglich der Zusammenhang entscheidet, welcher Numerus gemeint werde.

Kási kuba A great affair, and — great affairs.

Niumba nsári A fine house, or fine houses.

b. Entgegengesetzten Falls bekommt das Attribut die regelmässige Pluralform. 3. B. gnómbe (Kuh) mkúba (große) mmoja (eine) One large cow; gnómbe (Kuh) wa-kúba (große) wátáno (fünfe) Five large cows. Simba wa-dógo wawili (ili 2) Two little lions. c. Hat der Plural von vernünftigen Wesen ma-, so erhält das Adj. wa- (seltener auch ma-): Ma-

yahúdi wawili Two Jews. Ma-habusia wa-súri Fine Abessinians.

Daß Congruenz zwischen Attributiv und Prädikat einer- und demjenigen Substantiv, welchem jene inhärent gebacht werden, andererseits bei solcher Verwandniß nicht in geschlechtlicher Rücksicht, sondern höchstens noch in den beiden übrigen Richtungen von Zahl und Casus möglich bleibt: versteht sich von selbst. Von streng profaischem Gesichtspunkte aus stehen casuale und numerale Bestimmungen so wenig wie geschlechtliche den bloßen Inhärenzen der Substanz, sondern ausschließlich letzterer zu. DMZ. IX. 451. Mein Buch: Doppelung u. s. w. S. 93. Allein ein Thor, welcher darum etwa die im Indogermanismus so wichtige und folgenreiche Erscheinung als dem Verstande widersprechend zu verwerfen gedächte! Wie viel Schönheiten oder mindestens Bequemlichkeiten des Ausdrucks fließen doch hier aus dem Umstande, daß vom Substantiv aus Attributiv und Prädikat in formaler Beziehung gleichsam den sie ja allerdings einigenden Reflex gleichartiger (nur je nach dem Substantiv und seinen Verhältnissen wechselnder) Bildung empfangen und ihrerseits wieder, so zu sprechen, an jenes zurückgeben! Wenn es eine bloße „Sparsamkeit“ S. 20. sein sollte, daß zur Noth Entbehrliche, ich meine jene Mittel der Congruenz, nicht in Anwendung zu bringen: so ist es doch eine Sparsamkeit, welche den Sprachen wahrlich als kein besonderes Verdienst angerechnet werden kann. Wäre solche Sparsamkeit doch nur die Folge eines Mangels, also einer *dira necessitas*, indem man nichts (wenigstens kein eignes Gut) ausgeben kann, was man nicht selbst besitzt; und der Mangel seinerseits — ein Zeugniß gewisser Geistes-Stumpfheit, und wiederum Mangels an Kraft einheitlichen Zusammenfassens von zwar im Gedanken Getrennten, was indeß auch der Gedanke wieder als in einander, und gewissermaßen sich deckend, zusammenzuführen hätte. Jedenfalls bleibt das Mittel der Einigung von Attributiv und Substantiv, welches die Nordischen Sprachen gebrauchen, weit unter dem des Indogermanismus. Sie behandeln nämlich Attributiv und Substantiv zwar richtig als einen einzigen einheitlich zusammengehörigen Ganz-Begriff S. 52.; allein, indem sie nur dem Substantive als letzten Gliede Casus- und Numeral-Suffixe anfügen, während alle die vorausgehenden Attributiva derselben ermangeln, sind sie knechtisch an diese Art von Stellung (etwa wie in unseren Compp., z. B. der Rothwein, des Rothweines; also mit Abwandlung zwar nicht des Adj., allein doch des Artikels u. s. w.) gebunden und verlieren damit eine Menge rednerischer Vortheile, ohne damit irgend einen anderen (z. B. den unter Umständen wünschenswerthen einer größeren Gedrungenheit und begrifflichen Stetigkeit wirklicher Composition) sich dafür zu erkaufen. Uebrigens sagt man Samoj. (Castén

§. 104.) z. B. sawa jale', ein guter Tag, als Attribut, allein in der verbalen Eigenschaft eines Prädikats: jaleda sawa der Tag ist gut. Das Adj. im Sinne eines Prädikats pflegt aber einen stärkeren Tonfall auf die Endsilbe zu bekommen, z. B. sawà es ist gut; tteà es ist kalt. Man vergleiche damit umgekehrt die Anastrophe z. B. in πάρα st. πάρασι oder πάρασιν. Eine unter den Kaisern aufgekommene feste Stellung des Adj. vor seinem Subst. in gewissen Lateinischen, bes. juristischen Verbindungen, z. B. extraordinaria cognitio, virilis portio, Theodosianus codex u. s. w. erklärt Keisig, Vorles. S. 810. aus dem Bestreben, dadurch „den Mangel der zusammengesetzten Substantive zu ersetzen“.

Warum aber im Türkischen in der Folge der Attributiva, welche dem Substantive vorausgehen, noch das Untergesetz beobachtet wird, wieder dem Pronomen vor dem Adj. den Vortritt zu überlassen, sodas dieses von seinem Subst. am weitesten entfernt steht, hat wohl seinen Grund darin, weil das Pronomen, als ein bloß örtliches Verhältniß bezeichnend, in welchem die vom Substantiv vertretene Substanz sich befindet, letzterer viel äußerlicher und gleichsam fremder bleibt als die ihr einkohnende Eigenschaft oder qualitative Bestimmung. Im Latein, dies der Vergleichung wegen mit zu erwähnen, steigt die Zahl verschiedener Stellungen von Pron., Adj. und Subst., welche nicht nur möglich sind, sondern auch nach Umständen zu wirklicher Anwendung kommen, sogar bis zu sechs hinauf. Keisig, Vorles. S. 815. tuae suavissimae litterae u. s. w. — Wenn Ewald aber dem Indogermanismus Zusammensetzung mit dem Pron. abspricht: so sind ihm augenblicklich nicht die Composita vorn mit Fragpronomen beigefallen, welche im Skr. sogar häufig vorkommen. Nesselmann, De nomm. et verbis cum pron. interrogativo compositis in lingua Sanscr. usitatis diss. Regim. 1838. 8. und Et. Forsch. §. 19. b. Th. II. S. 426. Außerdem versehen ja auch Pronomina nicht selten, in einer, der vorigen entgegengesetzten Stellung, den Dienst von Suffixen sowohl in Ableitung (z. B. das ta und na f. ana im Part. Prät. Pass.) als in Flexion (z. B., der Personal-Endungen nicht zu gedenken, das Nominativ-Zeichen -s st. sa m. und sà Fem. als nachgestellter Art. ó, á). —

In Verwendung „des Stammes für das Zeitwort sogleich auch für die dritte Pers. Eg.“ im Türkischen §. 20. sehe ich aber um desto willen nicht etwas Besonderes, als auch die dritte Person es ist, welche häufig elliptisch von einem bloßen Participle vertreten wird. Z. B. ist C. datà, d. i. daturus, a, um (est), während in l. 2.*) das Verb. Subst., also datàsmi (daturus-sum), nicht

*) Bopp's bekannte Erklärung der 2. Pl. Pass. -mini (Imper. auch -minor) aus Griech. -μενοι, gls. als Vocativ mit Ergänzung von estis

für das Sprechende (Ich) und das Hörende, angeredete Subject (Du), die übrigens, nach anderem und strengerm Gesichtspunkte, allein „Person“ heißen dürften, und nicht die gegen Unterscheidung von Sache und wirklicher Person sich gleichgültig verhaltende sog. dritte (nach anderer Zählung: erste) Person: — der bloße Gegenstand, das Object, die Rede, die res, qua de loquimur. Vgl. auch im Pers. das Part. st. Verb. fin. meine Fig. I. 386. Vergl. im Sskr. १. B. gata: (gegangen s. er ging) Diluv. 53. und samaptam (sinitum, se. est) ib. Schluß. — Und eben so gehört Anheftung von Possessiv-Pronomina an das Subst., sei es nun hinten oder vorn (Et. F. I. 10. Ausg. 2.) zu den allröglichsten Vorkommnissen in den Sprachen. Doch ist der Gebrauch weiter und ungewöhnlicher, wenn man १. B. im Samojesischen (Gastrén, Gramm. Borr. S. XXI.) auch einen Gebrauch davon macht, welchen das folgende Beispiel verdeutlicht: hém häd o mbid m wörtlich: Blut (ist) mein Husten, für: Ich huste Blut vgl. — Wie in manchen Sprachen mit Bezeichnungen von Verwandtschaft und von Gliedmaßen Possessiv-Pronomina so innig verwachsen sind, daß jene nie ohne letztere erscheinen: so lauten auch in den Kiranti-Mundarten (zufolge eines mir durch Hodgson mitgetheilten handschriftlichen Zusatzes zu seinem Vocab. of the broken tribes of Nepal p. 37.) die Wörter für „Vater“ und „Mutter“, untrennbar von dem besitzlichen Fürworte, १. B. im Lohóróng: umpa my, ampa thy, umpa his — father. — Ferner: nach der Rähing Gram. (Journ. of the As. Soc. of Bengal p. 244.

minus gegeben zu haben. Allein, es steckt ja doch auch in den Modi meistens als deren Zeichen ursprünglich ein Auxiliar-Verbum. Also in esse, legere u. s. w. entweder eine zum Verbum Subst. (vgl. die Stammsuffixen der) gehörige Form, wofür siem, sim zu halten jedoch die Verschiedenheit des Gebrauches von esse kaum gestattet. Oder 2. man hat mit der üblichen formellen Zusammenstellung mit — oder gar Herleitung des Imperf. Conj. von — dem Inf. Act. wirklich mehr Recht, als nach dem ersten Blitze möglich schiene. Begrifflich würde sich hier sofort eine Ansicht eröffnen durch die Bildung des Fut. oder noch passiver des Condit. in romanischen Sprachen, welche anerkannter Maßen beide dem Inf. entspringen dort unter hinzutreten von habeo (Frz. j'ai), hier von habebam (Pavois) Diez, Gramm. II. 89. Ausg. 1. Also das Condit. als ein „Tempus, das seiner Bedeutung nach ungefähr dem latin. Imperfect des Conj. entspricht“, wie Diez ebenfalls angiebt. Also १. B. ital. cantar-ia (für -avis, eig. cantare habebam), span. cantar-ia, prov. chantar-ia, siz. chanter-ois. Wenn nun esse-e-m, esse-é-su. s. w., legere-e-m u. s. w. von esse, legere u. s. f. entspringen: so fragte sich nur noch, was etymologisch das vor den Endungen zu besagen habe. Ich meine: es ist dasselbe als im Fut. leg-é-u, leg-é-mus vgl. und entspricht dem Griech. εἶ-μι (eo). Der Begriff des „Gehens“, als erst das Streben wohin, noch nicht Erreichung des Zieles ausdrückend, eignet sich sehr gut zur Bezeichnung des Zukünftigen (vgl. probatum ire, amatum iri; je vais faire u. s. w.), allein auch zu der des unter Umständen (bloß) Möglichen. १. B. Darem (darum esse), si habebam.

oder nach Hodgson's Correctur vielmehr p. 252.) steht im Bahing dasselbe Pron. bald vor bald hinten, jedoch mit Verschiedenheit des Sinnes. Nämlich mit possessiver Geltung steht es vor dem Subst., während es hinten am Verbum dessen Subj. bezeichnen muß. Also z. B. wá-gu My hand; í-gu Thy hand; á-gu his hand. Anders aber: Pog-u I raise; pog-í Thou raisest; pog-á He raises, was, genau genommen, jedoch: My, thy, his (is) the raising mag besagen wollen.

Bis jetzt haben wir in Ewald's Darstellung durchaus nichts entdecken können, was zu Annahme eines sog. höheren Zusammenhanges zwischen dem Indogermanischen und Altaischen Sprachstamme irgend nöthigte. Der ganze Kunstgriff, wie man aller Wahrheit zum Trotz einen solchen vermeintlichen Zusammenhang dennoch glücklich herausbringt, besteht lediglich darin, daß man das sog. Nordische als früh vom vorausgesetzten gemeinschaftlichen Mutterstocke abgefallen und darauf in seinem Laufe entweder stehen geblieben und erstarrt, oder auch zum Theil zurückgegangen — heischt, während Sanskrit und Griechisch, heischt man auch wieder, noch einige neue Schritte vorwärts gethan haben sollen. Gerechter Weise fragt man, woher nur das Alles unser Autor wisse. Untersuche ich eine einzige Sprache oder innerhalb eines Sprachstammes die zu ihm gehörigen Sprachen: dann wird sich über das Früher oder Später der sprachlichen Vorkommnisse in ihm wohl in den meisten Fällen (dies übrigens auch nicht immer ohne große Schwierigkeit) ein Urtheil gewinnen lassen. Nur muß man sich nicht einbilden, als ergebe sich ein solches unter allen Umständen auch sogleich durch sich und durch die bloße Feststellung der chronologischen Nachweisbarkeit von selbst: letzteres ohnehin nur denkbar bei Sprachdenkmalen aus verschiedenen Zeitaltern. Spricht man dagegen, wie in unserem Falle, mit Bezug auf zwei Sprachstämme, oder mehr, deren Zusammengehörigkeit man erst zu erweisen hat, von Altem oder Neuem hier oder dort: dann gehört die Entscheidung solcher Art über Zeitfolge dem subjectiven Belieben des Sprachvergleichers an und mit nichten der gegenständlichen Wirklichkeit. — Das wird sich, wie schon im Bisherigen, noch weiter zeigen an

Nr. 3 (S. 44 fgg.). Daß je in dem Altaistamme eine dem im Sskr. analoge Geschlechts-Bezeichnung bestanden hätte: streitet geradezu und in ganzem Umfange wider die unbestreitbare Thatsache, daß sich nirgend dabon auch nur die leiseste Spur zeigt. — Steigerung des Adj. u. s. w. mittelst besonderer Formen steht dem Indogermanischen Stamme eingestandener Maassen von uralter zu. Dagegen fehlen, wie vielleicht in der Mehrzahl von Sprachen (M. J. IX. 451.), so auch nach dem Zeugnisse von Castrén, Samoj. Gramm. §. 350., besonders bezeichnete Compa-

rationisgrade ursprünglich in allen Sprachen Finnischer und Tatarischer Abstammung. „Einige unter ihnen haben jedoch nach und nach sowohl einen Comparativ als Superlativ entwickelt, während andere keine besondere Formen für diese Grade haben. [Esthn. z. B. suur groß; rebal. surem, dörpt. suremb größer; Superl. eben so, nur mit Vorsezung von keige, dörpt. kige, dem Genitiv von keik, dörpt. kik, alles. Vgl. Lat. omnium maximus, der allergrößte.] Unter den Samojedischen Sprachen bildet keine einzige regelmäßige Comparationsgrade, sondern diese werden hier wie in den meisten Finnischen und Tatarischen Sprachen theils durch einen Casus theils durch Partikeln, theils auch durch Demiutivform der Adj. ausgedrückt“. Z. B. groß von — mit Ablativ im Sg. dient als Comparativ, mit dem plur. Abl. als Superl. Auch z. B. im Hindustani: aurat mard se (glf. a, prae viro, mit nachgestelltem se, von) chhoti hai, die Frau dem Manne vor klein ist, st. mulier viro (auch ja Abl.) major est. Sonst auch, abgesehen von dem -tar (τερος) z. B. in Pers. beh-tar. besser; bad-tar schlechter, auch mit der Part. aur (magis): wuh aur bur'a hai Er ist (mehr schlecht) schlechter. Den Superl. aber drückt man aus durch Vorsezen von sab se (ex, prae omnibus), z. B. bet'a sab se bar'a hai Der Sohn ist vor allen groß, d. h. der größte; oder auch bet'a bar'e se bar'a hai Der Sohn vor den großen groß ist. Prochnow, Anfangsgr. einer Gramm. der Hindust. Sprache S. 9 fg. — Ist nun dem wirklich so, wie Espron angiebt, und es ist kein Grund daran zu zweifeln: so verlangte Etwald's Prämisse Wiederverlust jener Steigerungsformen in den nordischen Sprachen. Augenscheinlich jedoch wäre viel schlüssiger der Satz: der Indogermanismus zeigt von den frühesten Zeiten jene Steigerung in eigens dazu ausgeprägten Formen, der Altai-Stamm wahrscheinlich erst als ein jüngerer Erzeugniß in nur einigen seiner Zweige. Also ebenfalls einer der vielen Gründe, welche gegen einstigen Zusammenhang beider Stämme sprechen! Und wenigstens für denselben spricht doch gewiß auch nicht das Vorhandensein eines Partic. necessitatis in mehreren Indogermanischen Sprachen; darunter auch, was Etwald S. 45. übersehen hat, der Deutschen s. Et. Forsch. II. 491. 2. Vgl. Höfer Ztschr. III. 193. Schmidt, Beitr. zur Gesch. der Gramm. S. 440 fg. Schömann, Nebeth. S. 50 fgg.; endlich meine sehr ausführliche Erörterung Et. Forsch. II. 8. 22. Daß aber Sskr. kar-ya (faciendus) von Etwald für Kürzung von kar-tav-ya und karan'-tya irrthümlich ausgegeben werde: sei hier bloß beiläufig erinnert. S. Et. F. a. a. D. S. 497.

S. 45. wird versichert: „Das wahrhaft Neue, worin das Mitteldänbische die Grenzen des Nordischen überschreitet und schäpferisch weiterwaltet, zeigt sich [nicht in den beiden vorherin

erwähnten Bildungsweisen, sondern] vielmehr theils in dem größeren Umfange und der Neuschöpfung der Sprachmittel selbst, theils in den neuen geistigen Mächten, welche zur weiteren Vollen- dung des ganzen Sprachbaues abhängen“. Also wiederum Träume — Schäume chronologischer Art. Das Indogermanische gestattet sich, wie in manchen anderen Dingen, so auch in Gruppenbil- dung von Consonanten große Freiheit, während diese den Al- tai-Sprachen versagt ist. Anstatt nun aber hieraus, was die Sache erforderte, auf ursprüngliche Verschiedenheit beider Sprach- sippen auch schon in ihren Lautverhältnissen als letzter Unterlage der Sprache zu schließen: wird dieser ursprüngliche und grundsätz- liche Unterschied zu einem erst im Verlaufe der Geschichte, und zwar auf Seiten des Indogermanismus neu eingeführten herab- gesetzt. Wie öfters, eine Annahme baarer Willkür, weil nur aus der fgen Idee heraus, als habe sich das Nordische vom sog. Mittelländischen geschieden; und zwar, indem man den ungeheuren Zwiespalt zwischen beiden, welcher sich nur bei fest verbundenen Augen hinwegläugnen ließe, mit der ersinnlichsten Mühe auszufül- len oder doch zu verringern strebt, dadurch daß man bald dort etwas schon vor der Trennung ausgedachter Maaßen Vorhandenes als wieder verloren gegangen bald hier bis dahin vermeintlich Un- vorhanden als erst neu entstanden vorstellt. Natürlich wird mit so platten Allgemeinheiten, wie z. B. der häufigen mundartli- chen Wandelbarkeit des Lautes und des außerordentlichen Reich- thums von Lautgruppen bei und trotz großer Beschränkung der Einzel-Laute (vgl. meine Forsch. Th. II. 36 fgg.), in einer rein geschichtlichen Frage, wie die unsere, eben so wenig das Allger- ingste ausgerichtet und entschieden.

Drauf wird fernerhin der Verdoppelung von Wurzel- lauten gedacht. Indem ich auf mein ausschließlich sich mit diesem Gegenstande beschäftigendes Buch verweise, kann ich mich in Be- treff desselben hier kurz fassen; und genügt es, mich auf einen Protest zu beschränken, wenn Hr. Ewald auch bei der über außer- ordentlich viele Sprachen verbreiteten Doppelung, und zwar in der allermannichfaltigsten Form, Stellung und Bedeutung, sich wieder dazu verleiten läßt, ein zeitliches und räumliches Nebeneinander in wesentlich von einander unabhängigen Sprachstämmen wider Wahrheit und Recht zu einem Nacheinander zu verzerrern. Das Gleiche aber müssen wir von der S. 50. mit vollstem Grunde hoch- gepriesenen Einrichtung behaupten, vermöge welcher (b. h. achter Flexion oder „Anbildung“, nicht bloßer „Anfügung“) der In- dogermanismus, hierin von keinem der drei übrigen Sprachstämme, Altaisch, Semitisch, Koptisch, erreicht, jedes „Wort durch einen bestimmten klaren Ausdruck als ein selbständiges volles Glied des Satzes“ zu unterscheiden vermag. „Ein Streben, welches

troß seiner anscheinbaren Wichtigkeit den Wortbau sowohl wie den Satzbau vollendet, und zum Gesetze geworden das Mittelländische erst wie zu einer ganz neuen Sprachart höchster Vollendung [gleichwie ad unguem] umzugestalten fähig war, sodas hier noch eine ganz neue [funkelnagelneue] Sprachmacht letzten Ursprunges und zugleich wirksamster Kraft und verklärender Wirkung thätig wird“. Als ob zu dieser Höhe von Sprachbildung das Sanskrit (etwa durch günstigeres Klima veranlaßt und nicht vielmehr größtentheils schon vermöge seiner von vorn herein glücklicheren Anlage?) erst von dem nicht bloß niedrigeren, sondern auch wesentlich anders gearteten Standorte des Mandtschu oder Kalmückischen sich hätte allmählich emporgearbeitet; und dies auch nicht in der Abstufung bloß idealen Ranges, nein durch geschichtliche Entwicklung und Weiterbildung?! Fast hielt ich mich versucht zu dem Glauben, eine solche Vorstellung von monströsem Zusammenhange einander so feindlicher Sprachstämme möge gehören unter velut aegri somnia als ein Wahnbild, so angethan, — ut turpiter atram Desinat in pristim mulier formosa superna.

Sehr richtig wird erkannt, die zur Bezeichnung des Subjectes als eines der beiden Hauptfactoren des Satzes so äußerst wichtige und tief bedeutsame Nominativ-Form gebühre von den vier mehrerwähnten Sprachstämmen in seiner ganzen Schärfe und Schönheit nur dem Indogermanischen. Was der Sprache mit dem ursprünglichen Mangel eines ächten Nominativs versagt sei: wird nur unvollkommen aus dessen bloßer Wieder-Einbuße erkannt, z. B. bei dem allmählig, wennschon nur theilweise, also besonders nicht völlig im Pronomen, unterschiedlos werdenden Zusammenfallen desselben mit dem Accusativ, als Object's-Casus, in Romanischen Sprachen und im Englischen. S. auch Armenisch bei Ewald S. 67. Schon die nicht immer mehr in Sprachen Indogermanischer Abkunft streng festgehaltene Unterscheidung des Nominativs vom zweiten Casus rectus, dem Du-Falle oder Vocativ, welcher, wo er der Form nach ein solcher ist, des nominativischen-s entbehrt, und deshalb, etwaige leichte interjectionelle Abänderungen im Schluß-Vokale abgerechnet, nur verneinlich durch Abwesenheit eines Casus-Zeichens, nämlich durch Beibehaltung des unbedeutenden Themas, glänzt; also dieser sogar im Griechischen schon theilweise, noch mehr im Latein oder vollends bei uns eingerissene Synkretismus der beiden geraden Casus führt zu mancherlei Mißständen. Mit wie weisem und sicher treffendem Gefühle aber der Indogermanismus gerade in dem unpersönlichen Genus, d. h. im eig. geschlechtslosen und sächlichen Neutrum, Unterscheidung von Subject's- und Object's-Casus (Nom. und Acc.) fallen oder, richtiger gesprochen, nie aufkommen ließ; ja selbst in dem Ausgange S. a-m, o-v, Lat. u-ni die Accusativ-Form für den (beim

Neutrum nun freilich subjectlosen) Nominativ mit verwendet: das ist nicht nur schon einmal früher berührt, sondern auch gegenwärtig zu bekannt, um dabei länger verweilen zu müssen. — Statt des Prädikat-Nominativs übrigens bei Begriffen des Kennens und Schaffens im Passiv wird, was hätte erinnert werden können, im Lith. der Instrumentalis gesetzt, wie man sich im Deutschen einer Pröp., z. B. ernennen (vgl. befördern) wozu dgl., bedient. — Einen Nominativ (in Betreff des Arabischen vgl. Ewald S. 60.) übrigens konnte demnach das Nordische dem Sanskrit nicht füglich vorbereiten. Bei alledem soll die Nominativ-Form auch wieder bei Sanskr. und Genossen eine „Neuerung“ allerdings sein.

Allein zu „Wortzusammensetzung“ überhaupt und namentlich zu der so äußerst wichtigen, indeß nirgends in gleicher Vollenbung wie im Indogermanismus, entfalteten Composition des Verbuns mit Präpositionen (in diesem Falle eig. Adverbien) vgl. Et. F. I. 46., sowie anderseits zu dem, ihrer Stellung nach oft wenig beschränkten Gebrauche der Casus brauchte, wird uns zu glauben angefohlen, nur noch der letzte abschließende Druck hinzuzukommen, um den Mongolischen Sprachtypus in den glücklicheren des Sanskrit zu verwandeln. Wenn jedoch dieser so klein geachtete letzte Druck im Nordischen trotz der großen Nähe dicht vorm Ziele seltsamer Weise dennoch Jahrtausende hindurch bis heute ausblieb und vermuthlich für alle Ewigkeit ausbleibt: woher dann im Mittelländischen das plötzliche Losbrechen und Wirksamwerden dieses räthselhaften letzten Druckes? Oder vielmehr woher ein solcher Sprung (nicht anders könnte ich es nennen) von einem Sprachprincipe zu einem entgegengesetzten und — nach meinen Begriffen — fast ein Todesprung weit hinweg über tiefe Klüfte und Abgründe. Vgl. auch z. B. Steinthal, Charakteristik S. 323. Es schweigt von einem derartigen staunenswerthen Ereignisse die Sprachgeschichte; und aus guten, ja, ich vermute, sehr weisen Gründen wird auch von Ewald der Anstoß, der Grund hievon, verschwiegen. Nichts desto weniger lesen wir an dessen Statt die ziemlich feste Behauptung: „indem das Mittelländische so eine Erbschaft antritt [als ob es überhaupt hätte etwas von Mongolisch und Genossen ererben können, was es vermuthlich schon „von der Wiege her“ vgl. Ewald II. 55. selber besaß, oder was doch die letzterwähnten nie besaßen!], die ihm durch die festen [nein: losen und schlottrigen] und nur in ihrer Ceremonie steifen und strengen Abfolge unfreien] Bildungen der Vorzeit schon wie [!] aufgespart ist, gewinnt es durch diese neue [nein, sicherlich schon in der allerersten Anlage mit gegeben] Macht eine lichte Klarheit und eine Beweglichkeit und Fügsamkeit verbunden mit einer Kürze und Schärfe, wie kein anderer Sprachstamm sie völlig eben so besitzt“. Ein, sogar zu hoher Wärme

des Ausdruckes sich erhebendes Lob, in welches ich im Uebrigen von ganzem Herzen einstimme, nur daß ich mich in dem Betracht darüber wundern muß, weil Hr. Ewald an früheren Stellen die Sprachen alle „gleich gut“ hieß, was hiemit nicht sonderlich stimmen will. — Von ursprünglichem Mangel oder beschränktem Gebrauche auch des Genitivs s. Ewald II. 22. 31. 53. in Vergleich mit meinen Forsch. I. 9. Ausg. 2. — Zuletzt geschieht dann noch S. 54. des Verbuns *Sejn* Erwähnung, welches, begrifflich in jedem Finit-Verbum gleichsam mit enthalten, ein nominales Prädikat mit dem Subjecte des Satzes in einer besser geeigneten Weise verbindet, als manchen anderen Sprachen mittelst anderweiter, mehr surrogatorischer Mittel möglich ist.

Fühlt man sich nach diesem Allen von einem, noch über den Nordischen und Mittelländischen Sprachstamm hinausgreifenden höheren Zusammenhange überzeugt? Ich nicht. Doch fahren wir vielleicht besser mit dem Semitischen, zu dessen Betrachtung wir nunmehr übergehen. Von letzterem wird uns S. 55. vorgebet, „dasselbe zeige auf der einen Seite eben so sicher [?] bis auf eine gewisse Stufe [allenfalls die rein menschliche, ja] mit dem Mittelländischen und daher entfernter [bis zu völliger Verschiedenheit entfernter!] auch mit dem Nordischen eine Verwandtschaft, ja eine wie [vel quasi] uralte Gleichheit [ei ei!] auf, als es auf der anderen [daß die Ende kommt nach] vom Mittelländischen und noch weit mehr vom Nordischen stark abweicht und ganz anderen ihm eigenthümlichen Mächten folgt: abgesehen hier von seinem höheren Zusammenhange mit dem Koptischen*), worüber nach vielen Seiten schon Abh. I. besonders geredet ist. Es ist, als ob das Semitische bei seiner [vorausgesetzten] Losreißung zunächst vom Mittelländischen selbst eine gewaltigste Erschütterung und Umwandlung erfahren habe, sodas es in jugendlicher Kraft sich wieder aufraffend dann ganz andere Wege versuchte und eine Menge eigenthümlicher Sprachmittel und Sprachmächte“. Freilich, freilich; die Umwandlung wäre eine so völlige gewesen, daß man sich nur mit äußerst naiver Uebefangenheit über eine Art „Gleichheit“ von Sprachstämmen hinwegsetzen würde, die doch nun dem offenbaren Augenscheine nach „ganz andere“ wären. Das wichtige Arkanum jedoch, womit man operirt und die Lösung eines solchen an sich unauflöslich scheinenden Widerspruchs gleichwohl ermöglicht, läuft zu unserm Troste darauf hinaus, daß man den klaffenden Unterschied, der in „geschichtlicher“ Zeit zwischen den in Frage kommenden

*) Daß der schon Leipzig, 1844. erschienenen Schrift von Th. Denjeb, Ueber das Verhältniß der Aegyptischen Sprache zum Semitischen Sprachstamme mit keiner Sylbe gedacht wird: darf kein Wunder nehmen nach der Art, wie sich Hr. Ewald zu seinen Vorgängern zu stellen pflegt.

Sprachstämmen jedem Versuche genealogischer Vereinigung Hohn spricht, zu einer Unterschiedlosigkeit, ja, dem Ausdrucke nach, zur „Gleichheit“ undichtet, und diese wohlweislich in eine pechfinstere Urzeit verlegt, von welcher Niemand etwas weiß. Da heißt es also z. B. S. 56.: »1. Das Semitische unterscheidet sich vom Mittelländischen vor allem dadurch, daß es im Worte den Vorderbau [Präfigirung] schon weit mehr [nach, dafern chronologisch gemeint, erschlichener Meinung] anwendet, wengleich bei weitem noch nicht so sehr, wie dieser im Koptischen allein die herrschende große Macht geworden [fragt sich, ob bloß im Verlaufe der Zeit und nachmals „geworden“] ist. Daß auch das Semitische eben so wie das Koptische in seiner letzten Grundlage vom Hinterbau des Wortes ausgeht, ist [ja, weil man es so gebraucht] unlängbar. Aber, während das Mittelländische die Verhältnißwörtchen [Präpp.] dem Thatworte [Verbum] in der Wortzusammensetzung schon immer voranschickt und wie in Folge [?] dabon wenigstens die noch beweglicheren [abgetrennt stehenden, nicht inseparabeln] allmählig auch dem Kenntworte immer häufiger [nicht bloß in Comp., sondern in Declion] voranstellt [also entgegen dem Hinterbau, der nun einmal zum durchgreifenden Urprincipe bon grè mal grè gestempelt wird], treten sie im Semitischen ebenso wie im Koptischen dem Kenntworte mit solcher allein herrschenden Macht [als unselfständige Präfixe!] voran, daß in ihm sogar von Casus im Sinne des Nordischen und des Mittelländischen fast gar keine Rede mehr sein kann. [Eigentliche Declion von Casus durch Präpp. findet hier also nicht statt, wie in flexionlosen Sprachen ohnehin natürlich auch nicht. Et. Forsch. I. 26. Substantiva mit präfigirten Präpp. im Semitischen könnte man eher umgedrehte Casus heißen; freilich nur, indem man die Casus-Bildung mittelst suffigirter Verhältnißwörter, wie im Indogermanismus, als, übrigens ja keinesweges nothwendige Norm aufstellte.] Das Semitische ist also hierin schon [?!] fast völlig wie umgekehrt und aus den ersten Fugen gehoben, auf welchen es einst stand“. Und womit kann das beriefen werden? Mit nichts; und die „Umkehrung“ liegt nicht sowohl in den Semitischen Sprachen selbst, als vielmehr in der verkehrten Art, sie anzusehen. Vermöge eigener, aus sich geschöpfter Machtvollkommenheit: Sic volo, sic jubeo kommt nun allerdings gar leicht eine „Umkehrung“ zu Stande; nur schade daß sie das Object, die Semitischen Sprachen, durchaus unberührt und unbewegt läßt. Wer einmal seinen Kopf darauf gesetzt hat, in allen genannten vier Sprachstämmen ein ursprünglich „gleiches“ Bildungsprincip zu entdecken, das, von Infigirung abgesehen, nur zwischen zwei Stellungen („Vorder- oder Hinterbau“) die Wahl frei läßt: was bleibt dem übrig, als, lediglich diesem großen Urrirrhum zu Gefallen, überall, auch

z. B. im Koptischen, vom sog. Hinterbau auszugehen, ob man das auch nie oder nur in den seltensten Fällen durch geschichtliche That- sachen als den wirklichen Hergang zu erhärten vermag, so dicta- torisch auch das Auftreten mit bloßen Schlüssen sei, was höchstens Schwachköpfe einschüchtert. So schnell und leicht, wie einen Hand- schuh (oder auch nur wie die Griechen mit der Richtung der ihnen überlieferten Schrift erst durch Zwischenstufen thaten), dreht nicht eine Sprache ihr Grundprincip um; und noch weniger nimmt sie den Handschuh von der linken Hand und steckt ihn (zwecklos und unpassend) auf die rechte oder umgekehrt. Ausdenken kann man sich dergleichen in Geschwindigkeit; aber — was weiter? Es mag noch hingehen, wenn behauptet wird, der für das Selbst [Person], Geschlecht und Zahl übliche Weg des Hinterbaues sei im Semiti- schen bei der „Unvollendeten Zeit“ (Imperf.) verlassen, indem nunmehr die Personal-Beziehungen dem Verbum präfigirt wor- den (wiewohl das Früher oder Später nur in unsere Ansicht fällt und durch nichts ernstlich bewiesen werden könnte): allein was sagt man zu dem Folgenden? „Wir sahen oben S. 28 ff., daß die Macht und gestaltende Kraft des Wortbaues [im Nordischen] die des Satzbaues ursprünglich wie [ein bei Hn. Ewald sehr beliebtes Wörtchen, das also eigentlich nur bildliche Redeweise anzeigt] durch- kreuzt: und eine höchst denkwürdige Folge [?] davon sehen wir in eigenthümlichster Weise auch hier. Denn, nachdem die Richtung des Wortbaues sich im Semitischen so stark umgekehrt hat, ist ihr die des Satzbaues so gefolgt [?], daß die Worte sich in ihm gerade umgekehrt an einander reihen wie im Mittelländischen und im Nordischen, auch hier also eine entsprechende Umkehrung [so über dies beständige Umkehren wie mit Handumdrehen!] erfolgt ist. Das Thattwort [Verbum] mit seinem ganzen Gewichte voran, das Grundwort [Subj.] soweit es noch besonders hervorzuheben ist, ihm folgend, kleinere Begriffe sich gerne in die Mitte schie- bend: dies ist nun der dem Semitischen völlig eigenthümliche Hin- terbau des Satzes geworden.“

Und, wenn ihm so eigenthümlich, warum dann erst „getwor- den“, und nicht von vorn herein so? Ferner, als ob man nicht auch Lat. sagen könnte: Fuit Ilium, oder Griech. *ἦν Ἰλιός*; frei- lich mit größerem rednerischen Gewicht auf dem Prädicate, was wir im Deutschen nur ermöglichen durch Vorausstellen eines ganz allgemeinen Subjects „Es“: Es ist ein Gott! Das Türkische da- gegen besäße solche Freiheit nicht. Es heißt fürwahr eine etwas starke Willfährigkeit im Glauben von uns verlangen, indem ver- sichert wird, die Inversion im Hebräischen, wo das Subject vorausgeht (S. 556. in Ewald's Gramin. Ausg. von 1835.), be- ruhe wieder auf abermaliger Umkehrung und gleichsam Rückkehr zu dem ursprünglichsten, allein später eingebüßten Zustande. In-

beß, was thut's? Stets zu bequemer Aushülfe bereit verläßt den kundigen Meister, ohne auf so leichtwiegende Einwürfe, wie die unfrigen, achten zu dürfen, die, zauberhaft genug, Sprachen um und um, wie's beliebt, kehrende Macht nimmer. So ist es denn auch gleichfalls diese, welche im Semitischen nicht nur die Reihenfolge: dieser gute Mensch und eben so Türkisch *bâ* (hic) *ulu* (bonus) *kishi* (homo) — also 1. 2. 3. — flugs in ihr Gegentheil: 3. 2. 1., nämlich *ha-ish haggadol ha'eh* (glf. *ὁ ἄριστος ὁ μέγας ὄντος*) umgestülpt, sondern auch die Verbindung von Genitiv (diesen voraus) mit regierendem Substantiv in die Rection nach Weise des semitischen Status constr. (das abhängige Subst. hinter dem Regens) auf den Kopf gestellt haben soll. Ob ein solchem Allem auf Semitischem Sprachgebiete vorausgegangenem früherer Gebrauch von entgegengesetzter Richtung mehr als eitle bodenlose Erfindung sei: wie können derartige kleine Schwierigkeiten große, kühne Geister viel kümmern und hemmen auf ihrer Bahn? Denn „das Semitische hat sich schon demzufolge, nachdem es in den Vorzeiten [für bevorzugte Augen] offenbar lange genug mit dem Mittelländischen und Nordischen gemeinsame Wege gewandelt, durch eine letzte Umbildung vom Mittelländischen völlig losgetrennt und gerade am Ende [glf. vor Thorschluß] sich durchaus verschiedenen Mächten überlassen. So fehlt ihm das, was das höchste im Mittelländischen und seine wahre Zierde ist, die letzte Vollenbung und wie geistige Verklärung des Wortes mit der höheren Freiheit in seinem Gebrauche. So kann denn hier auch keine ächte Wortzusammensetzung*) Raum finden; sobald was sich dennoch ähnlichen Gebildes im Semitischen findet, nur sehr zerstreut und nur wie verschwindendes Ueberbleibsel [?] einer einst mächtigeren Sprachfähigkeit erscheint“. Sonderbar, daß alle principiellen Verschiedenheiten zwischen Semitisch und Indogermanisch oder Altaiisch anderseits unseren Autor doch keinen Augenblick davor zurückbeben lassen, deren einstiges harmonisches Zusammengehen Arm in Arm voll unerschütterter Zuversicht, als wäre es ein Axiom, laut und dreist zu verkünden. Das beweist aber nur, was der gute Wille, selbst anklimmend wider die augenscheinlichsten Unmöglichkeiten, vermag, sobald man sich einmal in der Sackgasse eines Vorurtheils festgerannt hat. Sonst habe ich nie gehört, daß aus Bucheckern je Eichen geworden, oder der Dornbusch plötzlich angefangen habe Trauben zu tragen; und dergleichen unnatürliche Dinge doch verlangt unser gegenwärtiger

*) Auch eine überflüssige Neubildung, indem, wo in der Grammatik von Zusammensetzung die Rede ist, darunter schlechtthin immer nur die Wort-Zusammensetzung gemeint wird, nicht etwa eine syntaktische oder gar eine auf Buchstaben beschränkte Zusammensetzung.

Führer rücksichtlich der von ihm erfundenen Uebergänge und Sprünge von einem Sprachprincipe aus in andere, völlig, so will mich bei den meisten bedünken, unter einander unvereinbare.

Zufolge S. 75. hat das Semitische zwar vom Mittelländischen, erst nach dem Nordischen, allein noch vor Vollendung des ersteren sich getrennt. Sollen nun etwa „jene zerstreuten Fälle einer Art Wortzusammensetzung“ im Hebräischen bloße Ueberbleibsel sein einer zur Zeit der Trennung im Mittelländischen bereits thätigen Compositions-Fähigkeit: warum wäre doch dies zu neuen Wortschöpfungen so ungemein bequeme Mittel erloschen? Doch nicht etwa in ähnllicher Weise, wie auch die romanischen Sprachen, abgesehen vielleicht von Partikel-Composition, sich in der Zusammensetzung noch beschränkter und ungeschmeidiger erweisen als ihre vergleichsweise schon compositionen-arme Mutter, das Latein? In dem zweiten Falle, daß die Trennung vor sich gegangen wäre zu einer Zeit, wo das Mittelländische auch rücksichtlich der Composition vom Gipfel seiner gepriesenen Vollendung wäre noch weit entfernt gewesen: da hätte man ja den Anfaß zu „einer Art Composition“ doch erst ganz auf Seite der Semitischen Sprachen, als deren eignes Werk, zu suchen. „Und weil ein Satz menschlicher Rede nach dem Hinterbaue angelegt [mit dem Verbum voraus], da es ihm am Ende an einer rechten Stütze fehlen würde, unmöglich sich nach Belieben weit ausdehnen und spannen läßt, so hat das Semitische eine entschiedene Vorneigung für kurze Sätze angenommen“, d. h. entbehrt eigentlich alles, doch so wichtigen Periodenbaues. Warum aber das (in Gemäßheit mit Etwald's „Vorderbau“) erst ganz zu hinten kommende Verbum im Türkischen soll eine haltbarere Stütze für mehr untergeordnete Glieder des Satzes zur Anlehnung abgeben, als der erste Hauptfactor des Satzes, das Subject, im Falle dieses nicht die Spitze nimmt, sondern weiter zurück hinter drein tritt: gestehe ich nicht recht einzusehen. Etwa weil mit dem Vorausschicken des Prädikats das Pulver zu früh verschossen ward? Ich vermute, der Fehler steckt ganz wo anders. Nämlich im Mangel an einer genügenden Anzahl fügsamer Conjunctionen [einige, wie die Kopula, welche zum Ueberbruffe wiederkehren, ohne ausreichend concrete Bestimmtheit S. 68., sind zu wenig] und dann zu einem guten Theil mit ihnen in Wechselverkehre stehender Tempora und Modi.

2. aber „zeigt sich, wie viel überströmendes frisches Eigenleben und welche Kraft für neue Schöpfungen das Semitische [namentlich in Ermangelung der Composition] sogleich bei seiner allerersten Trennung wie vom Mittelländischen so vom Koptischen noch in sich schloß, an — der Dreilautigkeit der Verbalwurzeln“. Da „Laute“, wenn ohne Zusatz gebraucht, recht eigentl. auf Vocale sich bezieht: ein zweibeutiger Ausdruck für

„Triconsonanz“, wie man es mit mehr Bestimmtheit gewöhnlich nennt. In der hiemit zusammenhängenden Mehrsilbigkeit semitischer Wurzeln gegenüber der Einsilbigkeit derselben im Indogermanismus, ja nicht minder selbst im Koptischen, was doch sonst mit dem Semitismus möglichst enge zu verbinden von Ewald so viel Mühe aufgewendet worden, hat man mit Recht eins der anstößigsten Hindernisse erkannt, woran dies Streben nach genealogischer Vereinbarung des Indogermanischen Stammes mit dem Semitischen aller Wahrscheinlichkeit nach scheitern müsse. S. meine Forsch. II. S. 91 fg. 205. 215. Ausg. 2. vgl. mit S. 79. Doch Hr. Ewald weiß sich, hier wie sonst, zu helfen. Die Indogermanischen oder Arianischen Sprachwurzeln waren schon zur Zeit, als sich vom Indogermanischen Stamme der Semitische abschied, werden wir durch ihn belehrt, aufs äußerste „abgeblaßt, verflüchtigt und verkürzt“. „Was kann z. B.“ wird durch einen Ausruf bekräftigt, „abgegriffener und wie vergeisteter sein selbst nicht wenig „vergeisteter“ und aufsteigender Ausdruck!] sein als die Mittelländische Wurzel i für gehen, und was bleibt im Sskr. die meisten Bildungen hindurch von Wurzeln wie dhā geben und dhā setzen?“ Die Verunstaltung der beiden zuletzt genannten Wurzeln in Folge namentlich Weichens von ā vor anderen Vokalen sehten wir nicht an. Als ob aber i nicht eine vollkommen in jungfräulicher Unberührtheit verbliebene ursprüngliche Wurzel heißen dürfte von, trotz oder vielmehr wegen ihrer Kürze mit dem durch sie ausgedrückten Sinne der Beweglichkeit in schönem Einklange stehender Wirkung? Z. B. yā (auch ire) im Sskr. ist so weit entfernt, etwa für i die längere Urform zu sein, daß man umgekehrt nur ein Recht hat, es umgekehrt für Erweiterung anzusehen aus i (ire), wie z. B. ya-s (ō-s); dergleichen es ist aus dem pronominalen i (Lat. i-s, i-d), woher Sskr. ay-am (is) m., iy-am (ea) f., id-am (id) n. Man darf dergleichen nicht mit einer, vom Semitischen her gefärbten Brille betrachten.

„Daß eine so große Verflüchtigung der Urlaute vieler [!] Wurzeln schon in jenen entfernten Zeiten unmittelbar [und woher hat Hr. Ewald dies so überraschend genaue Datum?] vor der Entstehung des Semitischen einriß kann nicht geläugnet werden“. Und wenn ich es läugne, womit kann es mir bewiesen werden? Durch höhere Eingebung weiß dergleichen Niemand. Ich erkläre aber rundweg, und nicht bloß im Scherz, die ganze Behauptung für unwahr, indem solch ein Verderbniß selbst in den jüngeren Zeiten des Sanskrit — also unter Absehen von seinen Töchtern, Pali und Prakrit — glaubhaft nur in geringem Maße nachweisbar wäre. Wird aber nun weiter behauptet, die Composition sei an derartigem Verderbniß schuld, etwa also wie sie es am Umlaute ist im Latein: so ist einfach darauf zu erwidern, daß zwar

in den späteren Stadien des Sskr. jener grammatische Vorgang dergleichen Wirkung auszuüben allenfalls im Stande gewesen, jedoch gewiß nicht, oder höchstens vereinzelt, zur Zeit seiner ersten Jugend, in welchem sich der Sanskritstamm, nach Ewald's eigener Voraussetzung, in alle Wege noch befunden haben müßte zur Zeit der angeblichen Abscheidung des Semitismus von ihm. „So war es denn wahrhaft eine rückwirkende*) Kraft, welche im Semitischen das Gesetz schuf, daß keine Wurzel weniger als drei feste und zugleich theilbare [der Unterbrechung durch Vokale fähige S. 63.] Laute haben dürfe: und nur daß dieses Gesetz in ihm mit der höchsten Folgerichtigkeit und Genauigkeit durchgeführt ist, muß fast wie ein Wunder wahrer Schöpfung betrachtet werden, da das Semitische dadurch wie einen ganz neuen hellen Anfang und festen Grund sich erworben hat“. Eine rückwirkende, d. h. in dem Sinne reagirende Kraft, daß von ihr gegen einen eingerissenen Uebelstand, hier der erdichteten Abblaffung von Wurzeln im Sanskrit, angekämpft würde, indem durch Wachstum der Wurzeln um mindestens einen Consonanten das Streben ginge, so zu sagen, auf Verjüngung der (im Indogermanischen durchweg) einshlbigen Wurzeln? Das bleibt, besorge ich, auch eine Redefigur, so lange nicht eine bedeutende Anzahl unabweisbar schon gekürzter Indogermanischer Wurzeln namhaft gemacht wird, aus welchen im Semitischen augenscheinlich wären längere gleichsam wieder erstanden in jugenblicher Frische und Neuheit.

3. Dazu wird S. 64. als dritter Eigenthümlichkeit des Semitischen der offenbar mit der Triconsonanz seiner Wurzeln in sehr innigem Zusammenhange stehenden inneren Umbildung im Worte gedacht, vermittelt welcher, sei es nun durch Hineinwachsen von Infixen oder durch Vokalwechsel, grammatische Formen entweder geradezu allein oder doch unter ihrer tief bedeutsamen Mitwirkung zu Stande kommen. „Dies Alles zusammen bedingt demnach die hohe Eigenthümlichkeit des Semitischen“. Man sollte meinen, eine derartige, daß vor ihr jeder Gedanke an die Möglichkeit, Sprachen wie die Indogermanischen Geschlechts mit den Semi-

*) Eine solche zeigte sich Sn. Ewald zufolge „in gewisser Hinsicht auch im Deutschen. Denn es ist doch gewiß nicht zufällig, daß das Deutsche abgesehen von den zwei bis drei Begriffen für *Sehn* keine so abgeblaßte Wurzeln hat wie die übrigen Mittelländischen Sprachen“. Hat sich Hr. Ewald hiebei überhaupt etwas Faßbares klar gedacht: dann hatte er bei diesem räthselhaften Ausdruche wohl weniger den lebenskräftigen Ablaut im Germanischen vor Augen, als die von Grimm aufgestellte, indess sehr zu beschränkende Regel, wonach diesem Stamme vokalische Wurzel-Ausgänge ohne schließenden Consonanten fremd wären. Grimm II. 2. Doch als gegenheilige Beispiele vgl. man z. B. *gehen* (wenn, trotz Verletzung der Lautverflechtung, -- S. gā), *stehen* (S. athā), *thun* (S. dhā) u. s. w.

tischen ernstlich in stammbverwandtschaftliches Einbernehmen zu bringen scheu zurückwiche. Doch nein. „Und leicht versteht sich, daß es so wie von neuen Grundlagen aus [also, wenn „wie“, bloß vergleichsweise und bildlich, nicht in Wirklichkeit] und aus einer früheren Gestaltung erst zu seiner eignen Kraft und Schönheit sich erhebend manches Einzelne einbüßen konnte, was in dem einen oder anderen ihm fremd werdenden Sprachstamme sich voller erhalten oder weiter ausgestaltet hat. [Deklamation, Deklamation!] So theilt es zwar mit dem Mittelländischen und Koptischen die leichte Unterscheidung des Weiblichen vom Männlichen, hat aber eben so wie das Koptische die des Tobten [das Neutrum] verloren [b. h., so wenig als Hörner, — je befehen] und steht dadurch hinter dem Mittelländischen, ja hinter dem Nordischen zurück. [Was hier das Nordische soll, das gar kein grammatisches Geschlecht kennt, mithin, als gegen das Geschlecht gleichgültig, höchstens durchweg neutral heißen könnte: begreife ich nicht, trotz der schon oben beleuchteten Versicherungen Ewald's z. B. S. 67.] Und dennoch übertrifft es das Mittelländische hier wiederum sogleich in der weit folgerichtigeren Ausdehnung dieses Unterschiedes zwischen Weiblichem und Männlichem und in ähnlichen feineren Unterscheidungen der Begriffe von Stoff, Menge und Zahl“. Was jene Folgerichtigkeit anbetrißt: so verdient sie durchaus nicht das ihr gespendete Lob, sie ist eine falsche. Bei Abwesenheit des unpersönlichen und unlebendigen Neutrums hat das grammatische Geschlecht des Lichtes zu viel ohne den gar nöthigen Contrast des — Schattens.

Ueberblicken wir nun zum Schluß die von Ewald uns in ihren Hauptunterschieden vorgeführten vier Sprachstämme, Altaisch, Indogermanisch, Semitisch und Koptisch: so können wir dem Vf. nur zu besonderem Danke verpflichtet sein für diese, unter allen Umständen sehr lehrreichen Gegenüberstellungen, ja überhaupt für ernstliches Eingehen auf die beregte Frage nach dem etwaigen verwandtschaftlichen Verhältnisse jener Stämme unter einander. Freilich, es läßt sich nicht verschweigen, in einem Sinne, welcher, meiner kaum zum Wanken gebrachten Ueberzeugung nach, schaurigst zuwider läuft dem von Ewald beabsichtigten Ziele. Indem er nämlich zwischen gedachten Sprachstämmen, der auch von ihm selbst keinesweges mißkannten breiten Klust zum Troß, welche sie unlängbar trennt, gleichwohl noch einen sog. höheren verwandtschaftlichen Zusammenhang gefunden und unumsstößlich erwiesen zu haben vermeint: macht die ganze Darstellung den nicht abweisbaren Eindruck, abgerechnet etwa einige nähere Bezüge zwischen Semitisch und Koptisch, sei auß' klarste durch sie dargethan, nur noch strenger, als man bisher wußte, — die Unmöglichkeit, zwischen jenen vier Sprachstämmen an eine nur halbweges auf

Ursprungs-Gemeinschaft hintereisende Verwandtschaft allen Erstes zurückschließen zu dürfen. Das hat Ewald, wemnschon mittelbar und wider Willen, bewiesen. Denn vergebens ringt er danach, daß, wie mich bedünkt, Unmögliche möglich zu machen und mit einem impossible vencido zu krönen, dessen sich jener Wf. einer badischen Grammatik auf deren Titel berühmte. Les langues ne passent pas d'un système à l'autre, sagt Renan. Schwerlich mindestens ohne alle Grenzen oder auch nur innerhalb einer solchen Weite, als Hr. Ewald schon jetzt uns abberlangt, mit noch fernerm Hinausgehen selbst darüber uns bedrohend. Es mag immerhin nichts schaden, wenn ich aus der Table analytique hinten in Ernest Renan, De l' Origine du lang. Deuxième ed. Paris 1858. einige Sätze hier heranshebe, welche, noch keinesweges widerlegt, mindestens das Bedenkliche in Hn. Ewald's Vereinarungen von Sprachstämmen kurz in's Licht zu stellen dienen. J. B. also: Essai de J. Grimm sur l' origine de language. Objection contre la loi de progrès que Mr. Grimm croit connaître dans le langage. — Obj. contre un état monosyllabique antégrammatical. Also gerichtet gegen die Meinung solcher, die, gleich Bunsen und Max Müller, von Einheit des Ursprungs aller Sprachen ausgehend an die Spitze menschlicher Rede als Urzustand Einheitsigkeit setzen möchte, ähnlich dem, wie ihn Chinesisch und Genossen zeigen. Wenigstens fraglich genug. — La complexité des idiomes n'est pas en raison de la culture des peuples. Vollkommen wahr. — La loi de chaque famille de langues fut fixée tout d'abord. Möchte ich J. B. mit Rücksicht auf die Bier der von und besprochenen Sprachstämme ebenfalls unterschreiben. — Max Müller et Bunsen. Obj. contre l' hypothèse d'une famille touranienne. Von mir in der von Müller ihr gegebenen Ausdehnung sogleich in der DMZ. Bd. IX. bekämpft. — Les langues ne passent pas d'un système à l'autre (dabei kommt natürlich viel auf Bestimmung und Umgrenzung des Begriffes von einem sprachlichen système an); preuve tirée de l'unité des familles. Le langage de chaque famille était complet au moment, ou la famille s'est scindée. — La famille arienne n'est pas un demembrement d'un ensemble plus étendu; — ein Satz, womit Ewald eben sich in Widerspruch gestellt hat.

Daß zwischen Sprache und Sprache, so entlegenen und selbst wenn schlechthin unvereinbaren Ursprungs sie sein mögen, doch immer zuletzt vermöge des Umstandes, daß die eine wie die andere der Ausbruch menschlicher Empfindung und der Abglanz menschlichen Geistes ist, ein Rest von Aehnlichkeit zurückbleibt, wie jedes Menschenantlitz, eben weil es das Antlitz eines menschlichen Wesens und nicht J. B. einer Kuh vorstellt, mit jedem beliebigen anderen Menschenantlitze in seiner Ganzheit eine bedeu-

tende Aehnlichkeit hat, ja haben muß, trotzdem daß es auf der anderen Seite eben so wahr ist, es gleiche kein Gesicht dem anderen: nun, das versteht sich ganz von selbst. Nicht minder aber, wie von solch einer allgemein menschlichen Geistesverwandtschaft aller Sprachen unter einander unendlich weit diejenige Aehnlichkeit absteht, welche, analog der Familien-Aehnlichkeit, auf wirklicher Ursprungs-Gleichheit von Sprachen beruht, oder selbst, wenn dies nicht schon der Begriff: Sprach-Stamm durch sich ausschließt, unter allen Umständen in viel entfernterem Grade von — Sprachstämmen. Diese zuletzt erwähnte Art von Aehnlichkeit nun hat Etwahl, ausgesprochener Maassen, vor Augen, wenn er für die vielberufene Vielzahl von Sprachstämmen eine gemeinsame Grundlage heischt, diese aber, außer verstreut, in gentilicischer (nicht bloß italicischer) Verwandtschaft, jedoch weniger in Wurzeln, Wörtern und Bildungs-Elementen als vielmehr, wenigstens für jetzt, in der Form sucht. Was aber letztere anbelangt: so ertweist sich auch die gegen die Annahme von Urverwandtschaft schwerlich nachgiebiger, als es mit der stofflichen Seite gelingen würde. Es wird jedoch an Stelle ehemals in derlei Fragen gehandhabter Gewalt diesmal mit einer gewissen List, d. h. Geschicklichkeit in der Manipulation, versucht. Es fragt sich, ob mit besserem Erfolg. Uebrigens ist die aufgewendete Kunst ziemlich einfach. Alles in jenen Sprachstämmen, was, namentlich in Betreff der Stellung, welche in der Regel nur zwischen den beiden Möglichkeiten des Vorher und Nachher schwankt, also keine große Weite einer, den Zufall ausschließenden Wahl zwischen vielen Möglichkeiten zuläßt, Alles, sage ich, was mit einander übereinkommt, mindestens das eine wider das andere keinen lebhaften Widerspruch erhebt, — nun, das wird flugs zum Zeugen für specielle Verwandtschaft gestempelt, auch wenn es diesen Charakter durchaus nicht, höchstens nach schwacher Vermuthung, besitzt. Dagegen muß sich jegliches, dessen man, weil es doch zu sehr widerstrebt, auf anderem Wege nicht Herr werden kann, für etwas erklären lassen, was entweder durch Einschlagen von (zum Theil allerdings schlecht hin der angeblich früheren Schnurstracks entgegenlaufenden) neuen Bahnen oder durch Verlust an altem Sprachgute erst durch eine untergeordnete sog. „geschichtliche Macht“ in die vormalige Sprechweise mühte hinein gefahren sein und letztere (der Himmel mag wissen, woher jener solche umwälzende Kraft kam) nicht nur der bis dahin in ihr wirksam gewesenen „Urmacht“ gleichsam aus der untersten Tiefe herauf abwendig gemacht, ja oft in ihr Gegentheile verkehrt haben, im Fall nicht, wie von der nordischen Sprachstamme, als einem minder entwickelten Sprachtypus, mit einigem Scheine des Rechtes behauptet wird, diese Urmacht (eben so räthselhaft) zu ewigem Stillstande verdammt

worben trotz und neben den Fortschritten ihrer glücklicheren Geschwister. Daß aber schon die Grundanlage z. B. von Sanskrit, Hebräisch und Türkisch vermöge der, von Ewald so geheißenen „Urmacht“ eine eben so verschiedene sei, als etwa die von Pferd, Rind und Katze: unterliegt für mich kaum einem Zweifel, und prallen deshalb an mir bloße, durch Nichts ertweißbare Versicherungen ab, wie z. B. die S. 71: „Benigstens [man ist noch mit mehreren im Anzuge] die vier großen Sprachstämme, die wir hier zusammenfassen, zeigen (um uns hier auf sie zu beschränken) in diesen Urmächten aller menschlichen Sprache nicht die geringste Verschiedenheit“. Liegt in diesen Worten auf: menschlich der Nachdruck, was könnte daraus für volllich-sprachliche, also engere, nicht mehr bloß rein menschliche Verwandtschaft jener Stämme gefolgert werden? Ich fürchte aber, man hat hiebei wirklich mehr als jene ganz allgemeine und deshalb vergleichsweise nicht sehr inhaltsreiche oder charakteristische Gleichheit im Sinne, worin sich alle menschlichen Idiome ohne Ausnahme zusammenfinden, nicht bloß jene paar Sprachstämme. Dann ist die Behauptung nichts weiter als eine petitio principii, so schön man sie nur immer verlangen kann. Ich meines Orts halte das gerade Gegentheil für wahr. Jene Sprachstämme sind von Hause aus und principiell, durch die Urmächte, mit Ewald zu sprechen, von einander getrennt. Schlechterdings nicht durch einen in die für sie vorausgesetzte Ursprache erst später (durch sog. geschichtliche Mächte) hineingekommenen Unterschied, in ähnlicher Weise, wie es z. B. mit der Schaar von Sprachen innerhalb des indo-germanischen Stammes, oder, in wiederum beschränkterem Kreise, mit den Töchtern des Latein der Fall ist, bei welchen beiden deren gemeinsamer Ursprung, lange vergraben und verkannt, als eine durch die Wissenschaft an's Licht gebrachte und befestigte Thatsache jetzt freilich offen vor jedermanns Augen liegt. Rücksichtlich einer noch weiter zurückliegenden Gewalt, welche eine ursprüngliche Sprach-Einheit sogar zu Sprach-Stämmen von so unablässig weitem Abstande als in den vielgenannten vieren umzuschaffen und auseinanderzusprennen vermocht hätte, reicht man nicht mit der zu wohlfeilen Versicherung aus, in der frühesten Vorzeit hätten, was ich sonst in vielen Punkten nicht bestreiten werde, noch wirksamere und ganz eigentlich urschöpferische Kräfte gewaltet, als in der uns geschichtlich zugänglichen Zeit. Es wäre aber zuvor zu erweisen oder doch möglichst wahrscheinlich zu machen, bis zu welchem Grade auf dem Gebiete der menschlichen Sprache Wirksamkeit einer solchen sprachtrennenden Macht und ob auch selbst bis zu fast oder schlechthin gänzlichem Verschwinden der ursprünglichen Verschaffenheit, möglich gewesen. Sollen aber „Umwälzungen“ statt gefunden haben, in Folge deren jene vier großen Sprachstämme,

welche sich doch, wie sehr Ewald den Abstand zu verringern sich bemüht, bis zur Unvereinbarkeit schroff und feindlich einander gegenüber treten, wären aus einstiger Stammesgleichheit, und zwar zum Theil durch völlige Verkehrung ihres Bildungsprincips (z. B. des sog. Hinterbaues in den Vorderbau) S. 75. hervorgegangen: das zu glauben erfordert ein gut Theil mehr Muth, als zu besitzen ich mich berühen dürfte. Wir haben gesehen, mit Hilfe von welcherlei künstlichen Mitteln man das Unerreichbare dennoch erreicht. Fast eben so leicht verstände ich mich zu dem Glauben, auch die, von Ovid erzählten Verwandlungen beruheten auf wirklichen Vorgängen. Sowohl die chronologischen Bestimmungen einstiger Abtrennung jener Stämme aber von ihrem, in's sog. Mittelländische verlegten Urstocke, von welchem ein Bruchtheil (Sanskrit, Zend?) in seinem Ursitze am längsten verblieben sei (S. 78.), — nämlich 1. des Nordischen, dann 2. nach Süden hin des ursprünglich, wie behauptet wird, noch in einem gemeinschaftlichen Bette fließenden Semitisch-Koptischen, das sich erst darauf mit abermaliger, also secundärer Theilung unter sich geschieden hätte, — als auch wiederum die angenommene Reihenfolge großer entscheidender Veränderungen im Schooße gedachter Sprachstämme oder vielmehr der ihnen vorausgegangenen Ahnen, beruhen auf subjectiven Anschauungs-Weisen und Schlußfolgerungen ohne irgendwelchen Anhalt, der aus der überlieferten Geschichte sich rechtfertigte. Sprachliche Transsubstantiationen solcher Art, zumal die babylonische, ständen an Wunderbarkeit und Unbegreiflichkeit kaum in etwas der katholischen Lehre nach von der Transsubstantiation, zufolge welcher Brod und Wein beim Abendmahl sich in Fleisch und Blut Christi verwandeln, in Betreff deren aber eine äußerst rätliche und kluge Regel den Priestern anrät: *Fideles admonendi sunt ne curiosius inquirant quo pacto ea immutatio fieri possit. Ober: Fide cognoscendum est; quomodo fiat non curiosius inquirendum.* Ich wünschte aber, es nehme einmal Jemand, und wären es nur diejenigen Idiome (übrigens auch schon ein hübsches Stückchen) vor, worin Bibelübersetzungen vorhanden, und zeige, nicht etwa daß sich mittelst jedes von ihnen, objectiv genommen, derselbe geistige Inhalt (wie z. B. eben in Bibel oder Theilen der Bibel) im Groben gleichmäßig wiedergeben lasse, — bildlich gesprochen, derselbe Kern in gar verschiedener sprachlicher Hülle oder Schale; vielmehr, wenn er es kann, die zu solchen Uebersetzungen verwendeten Idiome seien (trotz des den Sprachen inwohnenden Subjectivismus Et. Forsch. II. 355. 1.) Metamorphosen (übrigens bestreite ich das unbedingt) auch nur von ursprünglich einem Grundstoffe.

Die nun der ganzen Länge nach genugsam beleuchtete Straße, an welche sich anlehnen zu können diejenigen glauben möchten,

weisen, aber Kassen und Kassen-Schreiber, die Angelegenheit nicht
ausgesprochen des vollkommenen Verständnisses der ihnen anvertrauten
Handlung, im hohen Grade unrichtig zu erklären ist, während
mit der unrichtigen Erklärung, die nicht als das Versteckteste, was die
juristische Praxis zu leisten vermag, jedoch auch es ist die
hier Sprachstämme verlegt werden, was die Sprach-Veränderung,
des Sprach-Verfalls in juristischen, anderen Zusammenhängen, die
genau ihrer und der ihnen entsprechenden Zustände, insbesondere
solche, welche irgend etwas für die Wissenschaft aus der großen, die
hier sprachlich zum 11. und 12. Sprachstämme, welche über den Erd-
boden verstreut liegen. Kann das aber möglich sein, dass der wenn
man einmal den Sprachstamm der hier vertrieben, welchen Sprache
gewisse in einer kleinen Anzahl, die Sprache werde, welche nicht
stark mit der Semitischen Sprachen, kommt es uns demnachst bequemer
sein soll, sondern nämlich über eine gewisse Sprache, nämlich
mit meinem Sprache — insbesondere in Sprache sein. Auch, dass
in Wahrheit, damit der Sprachstamm nicht zur Sprache werde, die Sprache
ist die Semitische, die mit schon aus der folgenden Geschichte
für Semitische Sprache, ist schon aus der folgenden Geschichte zu
sehen. Für man kann es nur der Kleinigkeit, die aus der Sprache
bestehen, in einer kleinen Anzahl, insbesondere, und Kassen-Schreiber, die
genau in einem und einem dem Schätze der Kassen, die damit
eine Semitische, nicht der Kassen, vertrieben, die welche die sich
mit der in einer kleinen Anzahl, die aus der großen Anzahl, welches
der Semitischen und Kassen, ganz Kassen, die Sprache, die Sprache
der Semitischen Sprachen mit Kassen, Semitische, mit vielen Zweigen
des Rechts werden möchten, nämlich, ohne alle Sprache, Semitische
gedachten Rechts, Kassen, die. Im Besonderen, oder, muss noch ganz
vorsätzlich darauf aufmerksam gemacht werden, Dr. Kassen, könne sich
für seinen Zweck, gleichwohl, nur äußerst bedingter Weise, auf
Ewald berufen. Namentlich, doch, das Ganze, ein vollkommen, ander-
es Gesicht, wird, wie, stellen, ihm, vom Semitischen, als, Ur-
sprache, der Menschheit, ausgegangen, oder, wie, Ewald, vorläufig, nur,
noch, beziehungsweise, vom Arischen, oder, sog., Mittelasiatischen,
als, ältestem, unter, den, vier, mehrheitlichen, Sprachstämmen, Ver-
treter, macht, wie, weiter, zurück, erörtert, worden, femer, seit, das, Se-
mitische, mit, nichten, zur, ältesten, Sprachform, der, Menschheit, son-
dern, dieses, gilt, ihm, nach, einem, freilich, nicht, recht, deutlichen, Aus-
drucke, S. 75, sogar, als, „zweitjüngster“, unter, den, Völkern, d. h.,
doch, wohl, als, nächster, vor, dem, Koptischen, dafern, man, letztge-
nannten, vermöge, seiner, angeblichen, Ausschließung, erst, aus, dem,
Semitischen, für, den, allerjüngsten, erklärt; übrigens, dies, auch,
nicht, gerade, in, besonderem, Einklang, mit, den, neueren, Ägypto-
logen, welche, mindestens, keine, Geschichte, höher, hinauf, in, die,
Urzeit, anerkennen, wollen, als, die, Ägyptens.

Mit Bezug auf das Kaufen'sche Werk müssen wir zuletzt noch erinnern: es hat um deßwillen leicht für Manche etwas Verführerisches, weil es mit dem Scheine der Wissenschaft schlimmen Mißbrauch treibt und sich gar oft die Nebenweise der Wissenschaft eignet, ohne solche zu sein, ja im Grunde, ohne auch nur es sein zu wollen. Da werden nämlich, und zwar um Zwecke willen, welche der Wissenschaft größtentheils fremd sind, Wahres und Falsches oder bloß Halbwahres ohne Umstände zusammengemengt; Ergebnisse ächter Wissenschaft und Mißdeutungen oder schiefe Anwendungen linguistischer Sätze brav durch einander gerüttelt und geschüttelt mit unverständigen und veralteten Satzungen und Auffassungen einer Glaubensform, welche, hundertmal des Irrthums überführt, doch stets sich so geberdet, als sei nichts vorhanden, was sie aus dem Bereiche der Wahrheit austößt; da wird ferner bald eigne bald von Kirchenvätern oder Theologen, die von Sprachwissenschaft nicht entfernt einen Begriff hatten, wie fein auch, doch immer nur ausgeflügelte Weisheit — Bibelworten untergeschoben und an Werth gleich, wo nicht drüber, gestellt, welche in ihrer anspruchlosen Einfalt und Kürze durchaus nicht das ihnen Untergelegte aussagen oder, gemäß einer zum Theil von der unsern gar verschiedenen Vorstellungs- und Ausdrucksweise, eine ihrem wahren Sinne gerecht werdende Auslegung verlangen. Nach solchem Recepte erhält man dann ein zwar nicht ohne Geschick zusammengebräutes, allein für einen nicht besonders darauf eingeübten Geschmack widriges Gemenge der unverträglichsten Ingredienzen aller Art; ein theologisch-linguistisches Ragout, was der Theologie zu ihren erbaulichen Bedürfnissen von Nutzen sein mag (ich nehme an, das nicht sonderlich zu verstehen), auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft aber, das weiß und verstehe ich, nicht nur keinen Nutzen bringt, sondern vielmehr durch Aufwärmung alter längst vergessener und, man hätte denken sollen, unter Vernünftigen für immer abgethaner Weisheit bloß schädlich und verwirrend wirken und, würde man sich ihm kopfüber hingeben, und wieder vor Jahrhunderte zurück auf einen nach vieler Anstrengung glücklich-übertundenen Standpunkt der Unwissenheit versetzen müßte in sprachlichen und völkerkundlichen Dingen. Deßhalb hat die Wissenschaft überhaupt und, jetzt zunächst angegriffen, die Sprachwissenschaft im Besonderen Recht wie Pflicht, wachsam zu sein, daß sie den sauer erworbenen Ertrag ihrer Forschung nicht wieder ihren Händen leichten Kaufs entwunden oder doch von unberechtigter Seite her mit nicht unschuldiger Axtweisheit übertouchert, wohl gar von solchem, durch harphenartige Beschmizung üppig emporstießenden Unkraute sich verdrängt sehe. Auch könnte es Niemand unserer Wissenschaft verargen, wenn sie, wonach es ihr in den Fingern juht, mit den schärfsten Ruthen wirklich das Anstinnen stäupen

wollte, der Zuchtruthe Gottlob ent wachsen sich abermals unter deren Gewalt zu begeben, und zwar in der Hand einer Präceptorin, von der fort und fort des trefflichsten linguistischen Materials, sei es mittelbar in Bibelübersetzungen oder, schon mehr zuge richtet, in Sprachwerken, in Menge sich zugetragen zu erhalten sie morgen und übermorgen wie heute mit freudigstem Danke aner kennen wird, — ohne jedoch von dieser Lehrmeisterin, außer so weit solche sich selber auf den Boden der Sprachwissenschaft oder der Wissenschaft überhaupt stellt, Weisungen und Vorschriften zu dulden bei Bearbeitung des durch jene gelieferten Materials oder sonst in dem ihr, nur ihr zustehenden Geschäft. Nur mit Mühe aber enthält man sich des oft überberechtigten Dranges, mit unge hemmter Freiheit den Komus und Nomus loszulassen auf baare Abgeschmacktheiten, welche nicht einmal immer das Verdienst und den Reiz der Neuheit (meistens schon da gewesen, vgl. z. B. noch Bayle Art. Noah) für sich haben, und gegen einen Aberwitz, durch dessen zu ausdauernd ernste Behandlung leicht, wer sich da mit befaßt, in Gefahr gerieth, sich selber lächerlich zu machen, — es sei denn, daß jener, vom Arzt als unheilbar aufgegeben, schon völlig in das Reich des bloßen Mitleids fällt.

Dürfte dem Glauben oder besser der Theologie ein simpler Sprachforscher, übrigens in aller Bescheidenheit, einen, vielleicht befolgendwerthen Rath ertheilen: so wäre es der, mit Bezug auf Sprach- und Völker- sowie desgleichen Natur-Kunde am besten nach verjährter Weise rein dictatorisch aufzutreten. Unbe fugte Einmischungen in Angelegenheiten, welche die unseren sind, werden wir natürlich von dort her uns nicht gefallen lassen. Wo sie glaubt Wissenschaft mit Wissenschaft erfolgreich bekämpfen und widerlegen zu können: dies Vergnügen darf ihr allerdings in kei nerlei Weise verkürzt werden. Allein der bloß auf sich gestellte Glaube, zumal ein nichtiger, wie der an die biblische Erzählung von der großen Sprach- und Völkertrennung, ist ohnmächtig der Wissenschaft, ver steht sich, der ächten, und so weit sie auf wohl begründeter Wahr heit beruht, gegenüber. Dergleichen Vorstellungen, die man, was mich betrifft, meine ich, thörichter Weise zu Glaubensartikeln mit Gewalt machen will im Widerspruch mit der Vernunft, können vor den Gerichtshof letzterer und der Wahrheit gezogen allemal nur verlieren. Ohnehin sind ja dem starrköpfigen Glauben sogar schon Concessionen verwehrt, die er unbewußt und ungetroßt der Wissenschaft macht, indem er sich (hermesianisch) mittelst letzterer zu stützen unternimmt. Denn es ist von selbst klar: damit muß der Glaube umgekehrt auch der Wissenschaft das Recht einräumen, Glaubenssätze auf die Kupole zu bringen und nach ihrer Richtigkeit zu prüfen. Gerade wie zu Nikolaus Zeit der Absolutismus der Presse von Zeit zu Zeit selbst verbot, den Kaiser zu loben, weil

folgerichtig freilich damit das Relief von Ladel bekam, was man an ihm nicht lobte.

Man höre jetzt aber das Verlangen, welches abseiten des Glaubens und, irre ich nicht, im Besonderen des katholischen an und Sprachforscher (Kaulen S. 232.) wirklich gestellt wird. „Die Völkertafel lehrt nicht bloß im Allgemeinen, daß alle Völker und Sprachen aus gemeinsamer Quelle entsprungen sind [so? und wenn die Sprachen „verwirrt“ worden, blieb da noch immer für sie sämmtlich die alte primitive Grundlage, wofür Kaulen, allein Ewald nicht, das Hebräische ausgiebt?], sondern weist auch für die einzelnen Glieder den näheren oder entfernteren Zusammenhang nach, in welchem sie mit einander stehen. [Auch etwa für Amerikas und Australiens einheimische Bevölkerung?] Da dem stammbertwandtschaftlichen Verhältniß, wie wir gesehen, das geistige Verhältniß der Völker zu einander entspricht [auch nicht unbedingt wahr], und da letzteres sich in dem der einzelnen Sprachformen zu einander offenbart, so muß die Völkertafel schließlich das Mittel zum richtigen Verständniß der einzelnen Sprachformen auf Erden liefern. [Welch kurzfristige Verblendung! Da wäre die Sprachwissenschaft übel berathen, wolte sie auß neue sich in den qualmigen Sumpf in Betreff von Sprachen- und Völker-Entstehung jetzt endlich glücklich befreitiger Vorurtheile durch ignes fatui zurück und geduldig darin herumsühren lassen!] Nur auf einem solchen Verständniß [man beachte gefälligst das Nur] kann die Erforschung der Wurzeln, deren Verknüpfung und Veränderung die sprachliche Formation bildet, beruhen; die Ermittlung der Wurzeln aber ist, wie schon angegeben, der einzige Weg, auf dem die Ureinheit aller Sprachen nachgewiesen werden kann“.

Kaulen und Bunsen flüchten, mit richtigem Gefühl an Vereinbarkeit sämmtlicher Erden-Sprachen zu der für sie postulirten Ureinheit verzweifelnd wegen zu mächtiger in ihre grammatische Form gelegter Ungleichheit, den Wurzeln in die Arme, indem sie auf deren größere Unbeständigkeit pochen nach Laut und Begriff. Umgekehrt bekümmern sich Ewald wie Max Müller blutwenig um die Wurzel-Verschiedenheit der Sprachen und werfen sich dagegen spaßhafter Weise mit aller Macht, allein schwerlich mit glücklicherem Erfolg auf die sprachliche Form, ob es ihnen gelinge, aus dieser das Erwünschte, Ursprungs-Einheit aller Sprachen, herauszupressen. Beide Partheien nicht ohne gewaltsame Verbrehung und Verkehrung gesunder sprachwissenschaftlicher Grundsätze. Kaulen nimmt nicht den geringsten Anstand, die für 1000 Sprachen durchschnittlich etwa zu 1000 veranschlagbare Zahl von Wurzeln, welche mithin für alle Sprachen der Erde (kaum zu hoch berechnet) sich zu 1 Million beliefe, als gleichwohl [ich für meine Person, wäre

schon in Verlegenheit zu sagen, in welchem Sinne) für „völlig identisch“ zu erklären; und da Ewald seinerseits von Festhalten der Sprachen an ihrer grammatischen Form keine übermäßig strenge Begriffe hat, vielmehr diese Form sich, wahrscheinlich noch weit über die von ihm bis jetzt inne gehaltenen Grenzen hinaus, in urgrauer Zeit selbst in ein unterschiedsloses düsteres Nebelgrau verfließen vorstellt: da gelangen wir ja ohne viel Gefährde und ziemlich mühelos in den Port allgemeiner Ursprungs-Einheit der Sprachen. Freilich für mich nicht ohne geheime Furcht, ob nicht hier, wo wir uns schon geborgen wähnten, noch unerwartet erst recht auf unser Fahrzeug etwas Schlimmes, sei es auch nur der Bohrwurm oder Fäulniß, laure, dasselbe gründlich, wennauch etwa langsam, zu verderben und untauglich zu machen. Was ist aber nicht für Kühne alles möglich, wenn sogar schon der bis dahin so ziemlich für absolut gehaltene Unterschied zwischen Nordisch (als agglutinirender Sprache), Mittelländisch (entschieden flektivisch), Semitisch (dreiconsonantig in den Wurzeln und mit grammatischem Werthe des Vokals) und Koptisch (fast nur präfigirend) in Ewalds Augen wieder zu einer vormaligen Null herabsinkt! Wie sollte es da nicht auch Leute geben? die sich Manns genug fühlten, z. B. auch die Extreme von Spracharten, wie Chinas und Hinterindiens einschläbige Idiome mit den vielzusammensetzenden Amerika's, zu geschweigen der Sprachen, wie die oceanischen, welche man etwa mitten hinein zwischen jene zu stellen gedächte, mit einander zu verknüpfen und reimten. Vollends, sobald auf Betreise, ich meine wahrhaft ertweisende aus der Sprachgeschichte, nicht allzu pedantisch bestanden wird.

Doch nicht genug mit der Rolle, welche uns Sprachforschern oben von der Theologie zuertheilt worden, nimmt sie uns ferner gütig genug in ihren Sold und in ihr Brot, vorausgesetzt daß wir keckerische Meinungen, welche vor jener keine Gnade finden, so in sich begründet sie sein mögen, mindestens verschlucken und für uns behalten; besser noch, wenn wir zu Deckung und Heilung einiger apologetischen Blößen und Schäden gutmüthig und hergeben, gehe darüber auch die Freiheit der Forschung in unserem, der Religion nichts weniger als feindseligen Wissenskreise zu Grunde. Man höre nur weiter: „Daher bleibt das Verständniß der mosaïschen (?) Völkertafel [das wahrhafte Verständniß derselben und ihre Unzulänglichkeit haben wir im Obigen nach fremder, zum Theil nach eigener Ansicht festzustellen gesucht und dabei sogar thatächlich irrige Angaben in ihr aufzeigen müssen] — die höchste Aufgabe aller Linguistik [aus dem bemerkten Grunde habe ich zu bemerken die weitere Pflicht: die Linguistik könnte nichts Bessereres thun als dies, — nämlich in Fr. Raulens Sinne], und mit ihrer Lösung wird die Sprachwissenschaft dem Glauben

gegenüber diejenige Stellung einnehmen, die ihr gebührt". Ei, gehorsamer Diener. Das wäre also des Pudels Kern. Nach einer solchen, gegen die Befehle der Theologie willfährigen und sich selbst aufgebenden Stellung zeigt unsere Wissenschaft nicht und muß demnach die ihr zugebachte Ehre mit vielem Dank und höchlichst, allein nebenher auß' allerentschiedenste ablehnen. „Denn“, wird fortgefahren, „so wie diese ganze Wissenschaft, als Frucht der Missionsthätigkeit (doch nicht ganz), aus dem Bemühen entsprungen ist, Einheit des Glaubens unter den durch Sprache getrennten Völkern hervorzurufen, so ziemt es der Sprachkunde auch vor Allem, den einen wahren Glauben gegen die Zweifel an Schrift und Offenbarung zu wahren“. Ich meinestheils, die Theologie, wenn sie krank ist, mit den Worten: Arzt, hilf dir selber! zur Selbstheilung mahnend, denke: wir Sprachforscher dürfen, indem wir, zur Zeit noch mit wichtigen eigenen Angelegenheiten in Hülle und Fülle beschäftigt, zu Alotrien wenig oder gar keine Zeit haben, vielleicht noch ein Weilchen warten, bis inzwischen sich z. B. Jesuiten und katholische Missionare anderer Orden oder, protestantischer Seite, z. B. Wesleyaner, Baptisten u. s. w. über den „wahren Glauben“ selber werden mit einander verständigt haben. Vor allen Dingen aber wünschten wir zuvor zu wissen, müssen wir uns in strengster Strenge an den katholischen Glauben halten, welcher z. B. Bibelübersetzungen außer der Vulgata verwirft und ferner, namentlich Hn. v. d. Gabelentz, als Laien in der Theologie, auß' nachdrücklichste verweisen müßte ein so unermüdliches Lesen der Bibel, zumal in schlechterdings nicht vom päpstlichen Stuhle approbirten Uebersetzungen, in der allerbuntesten Mannichfaltigkeit von Sprachen, wie derselbe es zu Gewinnung grammatischer Skizzen in schreckenerregender Weise seit nun schon vielen Jahren treibt; oder — wird mit ein klein wenig Connivenz gestattet, freieren Ansichten, z. B. des Rationalismus, uns zuzuneigen? Bis zum Austrage dieser Sache und zu der hoffentlich nicht fernem Einigung unter sämtlichen christlichen Glaubensformen und Secten, anderer Religionen nicht zu gedenken, lasse man die Sprachforschung gefälligst unbelästigt ihre eigene, selbstgewählte Straße ziehen. Hoffentlich werden wir die nöthigen Wege allein zu finden wissen und diejenigen Aufgaben uns zu stellen, welche unser Gegenstand, die Sprachen, von uns fordern, und nicht nöthig haben uns nach unerbetenen Weisungen zu richten von einer Seite her, von welcher die Wissenschaft selten gefördert, oft genug aber, und wie oft in sehr empfindlicher Weise! zurückgehalten worden in ungestörtem Fortschreiten.

Noch wäre eine andere gar wichtige Hauptsache zurück. Im Bisherigen ist nämlich mit Bezug auf die Genesis von uns gar keine Rücksicht genommen auf deren unbestreitbar durch Diastema-

fen (s. jüngst Böhmer, das Erste Buch der Thora. Halle 1862.) hindurchgegangene Ineinanderarbeitung zweier oder gar dreier Ueberlieferungen, ohne daß sich von der Verflechtung hätten alle Spuren verwischen lassen. Hr. Raulen möchte zwar in der Einleitung alle einschlägige Fragen in Stillschweigen begraben. Zu solch einem unkritischen Verfahren kann man aber unmöglich stillschweigen, so sehr er auch die ganz unbefangene Miene annimmt, als sei die Urheberschaft der Genesis durch Moses, und natürlich sodann mittelst Inspiration Gottes, die ausgemachteste Sache von der Welt. Für meine Zwecke war tieferes Eingehen auf dieserlei Fragen entbehrlich. Es genügt mir aber hier, ein paar Worte aus Böhmer's Werke S. 300. hieher zu setzen. „Die Propheten sprachen in ursprünglicher gottbegeisterter Rede, das Wort sprudelte aus tiefem innern Quell, der durch Gottes Geist unmittelbar gespeist wurde. Auch die prophetischen Historiker sind voll sinniger dichterischer Frische. Die Thora dagegen ist bloß ein Elaborat der Studirstube, höchstens technisch ein Meisterstück. Jeremia, der gewaltige Prophet jener Zeit, hat sicherlich nichts dabei zu thun gehabt. Er erkannte klar und tief, daß solche Bücherweisheit den Staat nicht retten könne, keine ängstliche Pietät gegen geschriebenes Wort, keine Buchstäbelei, welche die mächtige Stimme Gottes überhöre, wie sie aus dem Munde der Propheten, wie sie in den Thatfachen der Gegenwart erschallte. Vgl. Jerem. 8, 7 fg.“ Und: „Diese Thora ist von Hause aus kein Werk nach dem Herzen Gottes. Gott ist ein Gott der Ordnung, hier aber wird das Ungleichartigste in einander gewirrt. Und der Griffel des Redactors hat allerdings Jahrhunderte, Jahrtausende lang das Volk getäuscht, nicht zu dessen Heil. Noch heutzutage bilden ja Schriftgelehrte, deren Augen von Blindheit gehalten sind, sich ein, an der Thora ein Werk zu haben, welches nur sacrosancter Inspiration seinen Ursprung verbante und auf das Schönste innerlich mit sich selbst und mit dem übrigen Schriftthum des Alten Bundes harmonire. Sie, die die mosaische Echtheit der Thora behaupten, wissen in der That nicht, was sie thun und was sie dem Mose damit Schuld geben.“ Ferner S. 123.: „Bei Feststellung der Zeit der Verarbeitung der drei Werke A B C zu dem vorliegenden Ganzen gehe ich von der Ansicht aus, daß auch das Deuteronomium bereits der Pentateuch-Redaction, die auch die Redaction der Genesis ist, vorgelegen hat. Der Deuteronomiker selbst nun kann nicht der Redactor sein; der Character des Deuteronomiums, welchen man nicht ohne Grund als gewissermaßen evangelisch bezeichnet hat, ist gar verschieden von dem, wie wir sehen werden, im Ganzen recht unerquicklichen Geist der Redactionsarbeit. Die gute Absicht derselben konnte

offenbar keine andere sein als die, durch Zusammensetzung der h. Geschichts- und Gesetzbücher des nördlichen und des südlichen Reichs für die Einigkeit der sämtlichen Stämme zu wirken. Bald unter Manasse, unter welchem das Deuteronomium verfaßt wurde, sehen wir unter Josua im Süden und Norden eine Culturrestoration unternommen, zu deren Beförderung ein derartiges Werk sehr zeitgemäß erscheinen mußte. Wir werden auf mehrere Zusätze der Redaction erst unter der Voraussetzung, daß dieselbe aus der Josuanischen Zeit sei, Licht fallen sehn. Anzeichen einer spätern Zeit lassen sich nicht entdecken.“

Damit aber über unsere Gesamtmeinung von Hrn. Kaule's Buche keinerlei Zweifel walte rücksichtlich der von ihm entweder gleich einer vertrockneten Rose von Jericho durch allerhand Künste wiedererweckten und aufgefärischten oder auch der erst jetzt neu hinzugekommenen Thesen und Dogmen: gebe ich hier zum Schluß, in meinem Namen und vermuthlich im Sinne der meisten unter meinen Fachgenossen, resümirend zu Protokoll:


Unwahrheit und Dichtung vor allen Dingen ist der schlechthin willkürliche Zusammenhang, vermöge dessen Entstehung menschlicher Sprache überhaupt sowie der Menge von Sprachen insbesondere von Religion und religiösen Entzweigungen im Schooße der ältesten Menschheit in Abhängigkeit vorgestellt werden. — Unwahr ferner erweist sich die Voraussetzung, als sei der Urmenich (ohnehin, selbst wenn man für die Ursprünge unseres Geschlechts kühn genug glaubt auf eine Mehrheit von Urpaaren verzichten zu dürfen, kein geschichtlicher, sondern ein von phantasie-reicher Speculation geschaffener und geheischter Adam) vor dem sog. Sündenfalle ein absolut vollkommenes Wesen (das wäre: selbst der eine Gott, und nicht etwa bloß, wozu ja erst der Apfelbiß verhelfen sollte, Gotte gleich) und seine Sprache desgleichen von Grund aus „vollkommen“, soll heißen — übrigens das schönste Uebrig und ganz zuverlässig vielleicht alles Andere, allein gewiß keine Menschen-Sprache mehr — eine rein objectiv und von allem Subjectivismus freie gewesen. Eine Höhe, zu welcher es selbst keine Religion zu bringen vermocht hat oder es je bringen wird, noch kann, noch — aller Wahrscheinlichkeit nach — soll. — Hieran reihen sich dann, außer dem unbewiesenen und unbeweisbaren Vorgeben, — als sei jene Sprache der nachmaligen Hebräischen (welche bekanntlich ihrerseits einer hinfälligen Menge von Subjectivismus nicht ermangelt) am nächsten gestanden, — zwei andere, ebenfalls auf nichts gegründete Vorstellungen. Einmal, als sei die Sprache in Folge des Sündenfalls zwar noch Eine geblieben, jedoch von dem höchsten Gipfel vorheriger Vollendung (welchen, nebenbei dies zu bemerken, nie

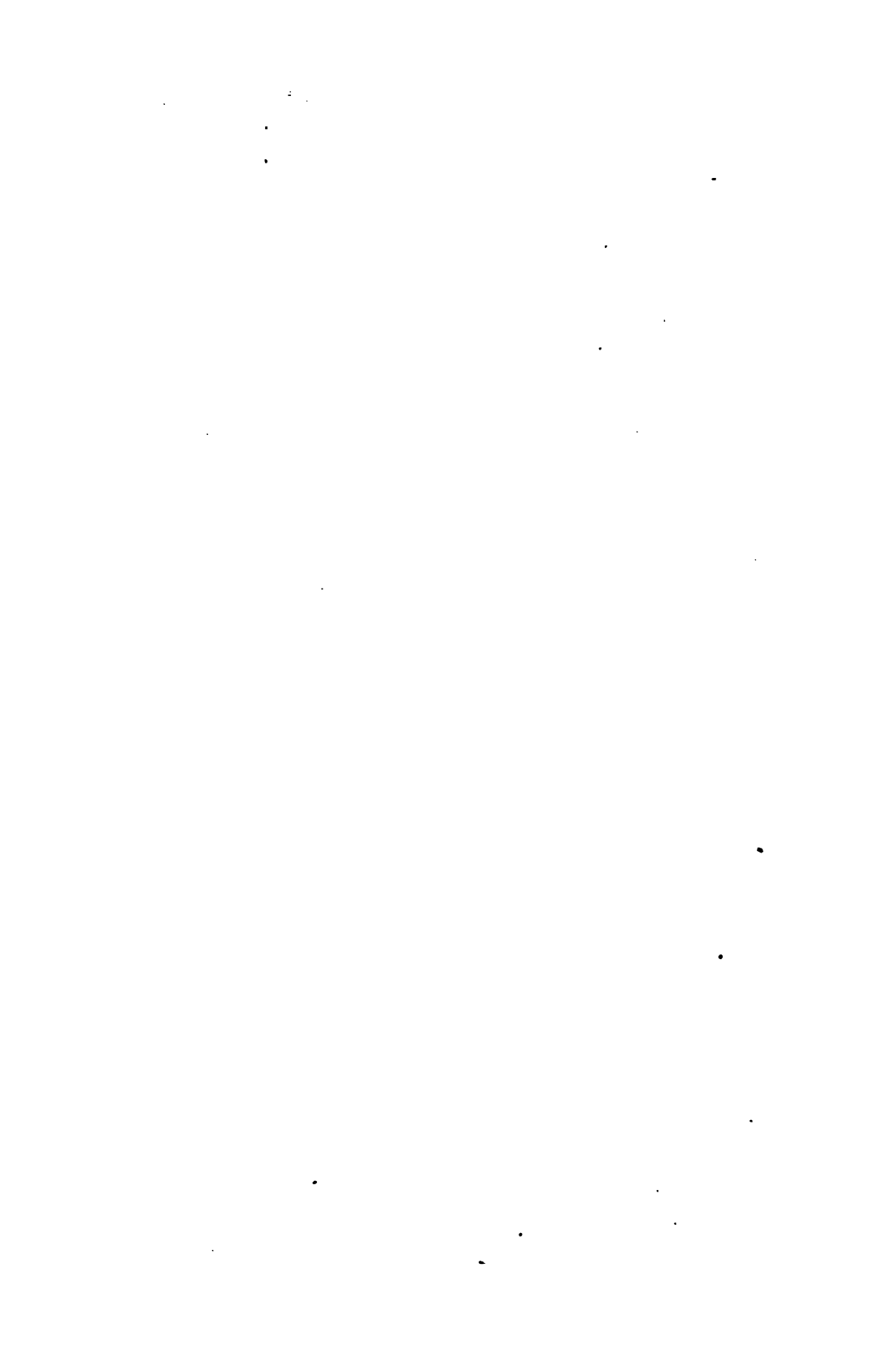
eine Semitische Sprache, und auch das Hebräische nicht, hat ein-
genommen) schon zu gewissen Tiefen herabgestiegen; dann aber
ein zweites Mal, gelegentlich des Thurmbaues von Babel, wel-
cher als eine titanische Auflehnung der nun bereits zu großen Mas-
sen herangewachsenen Menschheit (nicht mehr eines bloßen Paa-
res) gegen Gott vom Mythos dargestellt wird, — also angeblich
abermals in Folge von Sünde (was ich höchstens, wenn anders schon
Freiheit eine Sünde ist, einräumen könnte) — in zwei und
siebenzig Sprachen zersprengt worden. Uebrigens eine Zahl,
mit welcher der mindestens um das Zwölffache größere Bestand
von gegenwärtig nachweisbaren Sprachen und Völkern (nach Adrian
Balbi: 860) in gar keinem Verhältnisse steht, sodas derselbe für
jene 72 noachibischen Idiome neue Spaltung derselben durchschnitt-
lich in 12 verschiedene Unterarten von Sprachen als Voraussetzung
nothwendig machte. Wie sich aber leicht begreift, ist jene Zahl
72 (6 mal 12) eben so wie die gleiche Zahl der Noachiden,
wovon sie abhängig gemacht wird, eine typische und conventionelle
und deshalb für die Sprachgeschichte ohne Werth und Be-
deutung. Zu sehr vielen anderen Beispielen, die ich schon weit
zurück beibrachte, von 72 oder 70 als stehenden und heiligen Zah-
len sei gegenwärtig noch ein neues nachgeholt aus Böhmers Thora
S. 19., wonach sogar die mosaische Schöpfungsgeschichte nach einem
ächt jüdisch und kleinlich berechnenden Schematismus geordnet und
abgefaßt wäre. Also z. B. Erwähnung Elohims „30 mal bei den
acht Werken = 3×10 , vor Schluß des sechsten Tages 32 mal
= 4×8 , 3 mal am siebenten Tage; insgesammt 35 mal (2×7
und 3×7). 35 ist nun gerade auch die Zahl, wie oft die übrige
Stichworte zusammengenommen angebracht sind, nämlich drei
Siebende (so geschahs, gut, Tage), dazu die drei Segen und das
zehnmalige Sprechen, nebst dem einen יְהוָה . Sonach alles in allem
70, zehnmal die Siebenzahl, welche die Grundgliederung des
Ganzen bildet, das der Sabbath abschließt.“ Auch vgl. Böhm-
mer S. 133: „Denn siebenfach wird Cain gerächt und Lamech
siebzigfach und das siebenfach“ (und nicht 77 mal).
Wenn man aber jene, höchstens in ihrer Anlehnung an Babel nicht
ganz ungeschichtliche, übrigens in dem, was sie erklären will, der
allerdings staunenswerthen Vielsprachigkeit der Menschen,
rein speculative und mythische Erzählung von der sog. Sprach-
verwirrung als den Ausfluß einer erst aus vorausgegangenem
Monotheismus entstandenen Vielgötterei zu deuten sich unter-
fängt: vergebene Mühe! Ein solcher Versuch zerschellt schon allein
an der thatsächlich umgekehrten Aufeinanderfolge, welcher gemäß
(und so auch selbst im hebräischen Volke nach sicheren Spuren) der
Glaube an Einen Gott als der Welt erst vergleichsweise spät und

nach vielem Ringen des Geistes aus den trüben Vorstellungen der Vielgötterei sich abklärte.

Zuletzt aber wäre mit einem unbefangenen vernünftigen Urtheil geradewegs unvereinbar die Meinung, als beruhten die Erzählungen der Genesis sämmtlich auf strenger geschichtlicher und gleichwie von Gott selber dem Schreiber in die Feder dictirter Wahrheit, sodas auch der Ethnograph und Linguist sich ohne alles Bedürfnis einer Kritik und nur so unbedingt Angaben hinzugeben und zu überliefern hätten, welche von ihnen, namentlich in der Vblertafel, als unzureichend, theilweise als irrig, ja sogar partheiisch nicht können mißkannt werden. — —

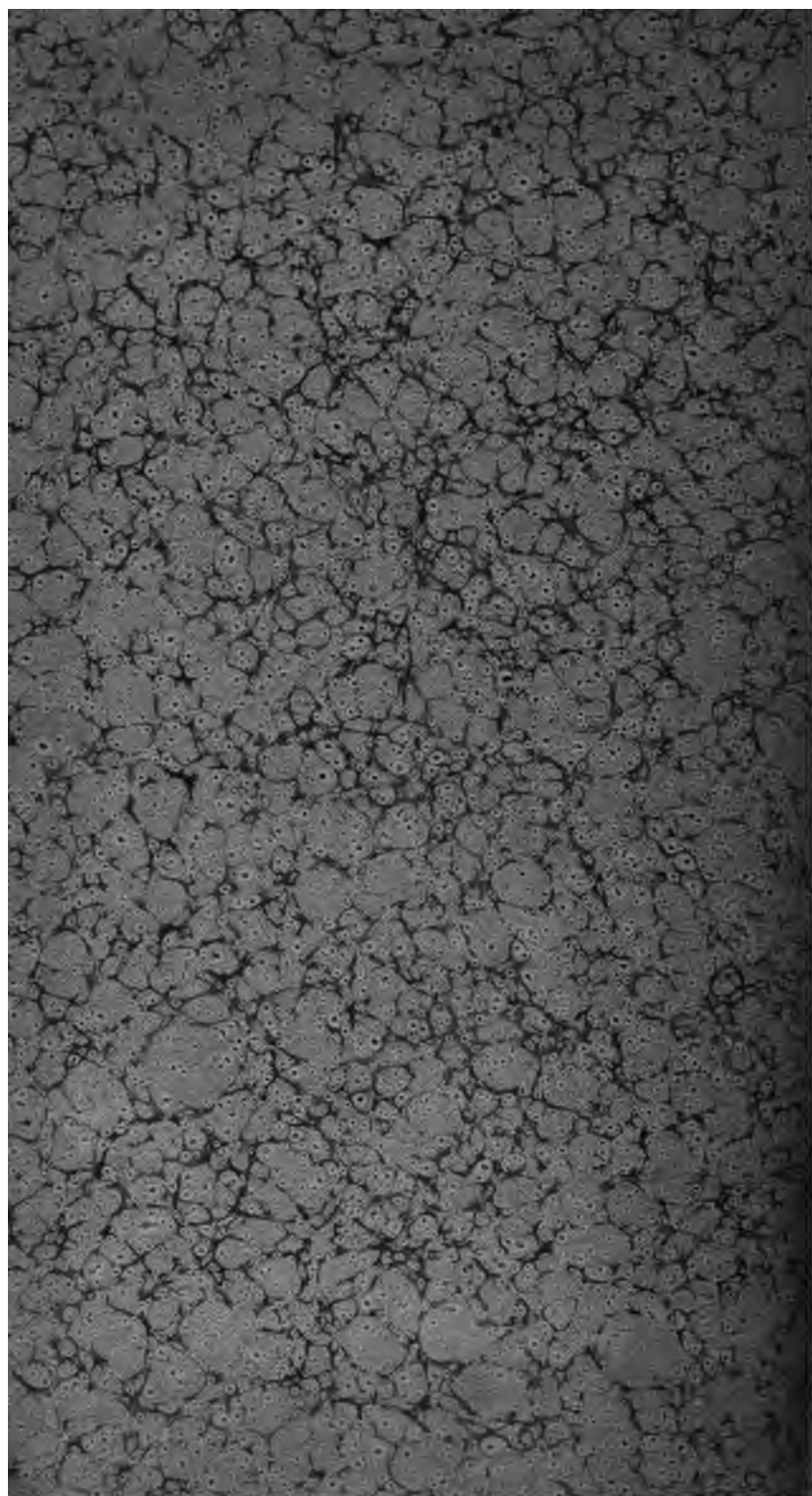
Schluß.













3 2044 018 991 125

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.



